This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

Richard Wiegand.

Episoden aus dem Leben eines grossen Meisters.

Nach Aufzeichnungen von Richard Pohl
herausgegeben von dessen Gattin

Louise Pohl.
(Verfasserin von „Hector Berlioz").

Braunschweig.
Verlag von Richard Sattler.
1904.

Ein Roman aus dem Berliner Musikleben.

In meinem Verlage erschien soeben:

Der silberne Mohrenkopf.

Roman in 2 Bänden

von

Albert Ernst Werkenthin.

Eleg. broschiert 6 Mark; eleg. gebunden 7 Mark.

Der „silberne Mohrenkopf" hat sein Milieu in Berlin, in Potsdam, in Salzburg!

Albert Ernst Werkenthin, der bekannte und hochgeschätzte Berliner Zahn-Arzt, ein Sohn des in weitesten Kreisen bekannten Musikschriftstellers und Klavierpädagogen Albert Werkenthin, tritt hier zum ersten Male mit einem Roman an die Öffentlichkeit — dem Ergebnisse einer vierjährigen Gedankenarbeit.

Es ist jetzt so viel die Rede von dem „noch ungeschriebenen Buche der Freude", von dem „Buche für Feiertage". Das bedeutet nichts anderes, als die Sehnsucht unserer Zeit nach dem Idealismus, nicht nach dem der alten Herren, der Stifter, Eichendorff, Andersen 2c., sondern nach jenem Idealismus, der aus der geliebten, schönen Wirklichkeit seine besten Kräfte saugt! Man ist des Na-

Richard Wiegand.

inhalt wieder zu geben, und daß die Charakteristik und Wahrheit im Ausdruck dem Komponisten höher stehen konnte als die bloße formelle Schönheit.

Leider gab die nächste Zukunft dem Referenten Recht; es begann ein bedenkliches Achselzucken unter des jungen Meisters zahlreichen Verehrern. Eine neue Oper folgte; aber auch die war nach der Meinung der Welt kein Fortschritt. Die Pforten der Hofbühne, die sich ihm zuerst so bereitwillig geöffnet hatten, verschlossen sich ihm, und Richard Wiegand sagte sich täglich, daß er wohl die längste Zeit am Waldauer Hoftheater tätig gewesen wäre. — —

Es war an einem kalten und stürmischen Frühlingstage, Wiegand kam erbittert und verstimmt aus dem Theater, er hatte wieder einmal eine Probe zur „Regimentstochter", in Gegenwart des Intendanten abhalten müssen, und hatte von dem Allmächtigen, auf seine Bitte, doch endlich sein neuestes Werk anzunehmen, die unverblümte Antwort erhalten, daß davon bei dem totalen Melodienmangel keine Rede sein könne.

„Lieber Wiegand, hatte er gesagt, Sie sind talentlos, vollkommen talentlos, und denken nun durch Arroganz und Neuerungen zu imponieren. Versuchen Sie doch einmal, so eine reizend melodienreiche Oper, wie die von Ihnen so sehr verachtete Regimentstochter zu schreiben, und mein Hoftheater soll Ihnen nicht verschlossen sein. Aber, nehmen Sie es mir nicht übel, solches konfuses Zeug wie Ihr „Walther von der Vogelweide", ist unaufführbar, und Sie werden sehen, daß Sie nirgends Zuhörer dafür finden werden. Folgen Sie meinem erprobten Rat, und fügen Sie sich, nicht nur den allgemeinen, sondern

auch den musikalischen Gesetzen, die nun einmal bestehen um befolgt zu werden!“ — Das war deutlich! — —

Bei seiner Heimkehr erging es ihm nicht besser, seine Frau, in deren Kasse wieder einmal Ebbe war, und die doch so gern recht ordentlich für ihren armen Richard gesorgt hätte, war in Tränen aufgelöst als ihr Herr und Gebieter auf ihre schüchterne Bitte um Geld unwirsch erklärte, auch er habe keines, und könne ihr demzufolge auch keines geben: „Du weißt so gut wie ich, daß mir meine Opern nichts einbringen, und von dem lumpigen Gehalt für mein Taktschlagen können wir weiß Gott nicht leben,“ sagte er resigniert.

„Aber Richard, so tue doch den Menschen den Gefallen, und schreibe eine Oper so wie sie sie hören wollen; das kann dir doch ganz gleichgültig sein, wenn sie nur gut bezahlt wird,“ erwiederte Frau Anna.

„Frau, ich bitte dich, mache mich nicht rasend mit deinem mehr als albernen Geschwätz. Doch was verstehst du davon, wie es mir zu Mute ist. Wie kannst du auch nur ahnen, daß solch ein Werk wie mein „Schwanenritter“ ein Stück meines Lebens ist, ein Resultat ernsten Kampfes! Solch ein Schaffen versetzt mich in Fieber, und erschüttert meine Nerven, es ist ein Seelenkampf, ein heiliges Ringen nach dem Höchsten. — — Doch genug, denn du so wenig wie die Andern kannst mich verstehen!“

Eingeschüchtert zog sich die arme Frau zurück; Richard war wieder einmal in so schrecklicher Laune, sie
ßte aus Erfahrung, daß, wenn er in solcher Stimmung,
hts bei ihm auszurichten war.

Still sein, schweigend des Lebens Lasten zu tragen,
war ihr Los.

Er war ja ein herzensguter Mensch, nur was seine Musik anbelangte, da ließ er sich gar nichts sagen. Ach und wie gut hätten sie es beide haben können, wenn er dem Geschmack des Publikums auch nur ein bischen nachgegeben hätte, und nur kleine Konzessionen hätte machen wollen! Ja, was wahr ist, muß wahr bleiben; Melodien waren in seinen Opern nicht zu finden. Frau Anna konnte in ihrem Herzen dem Intendanten nicht so Unrecht geben, wäre Richard ihrem Rat gefolgt, so hätte er anders komponiert, aber er ließ sich nun einmal in dieser Beziehung von Niemand beeinflussen.

Über dieses Sinnen und Denken war es beinah Nacht geworden, und die arme geplagte Frau wäre noch lange in ihrem Sorgenstuhl sitzen geblieben, wenn sie nicht unter der empfindlichen Kälte gelitten hätte, die in dem unwohnlichen Zimmer herrschte.

Aber was war nun zu tun? Weder Bäcker noch Fleischer wollten mehr borgen, und ein Abendbrot sollte sie doch zurecht machen. Sie war mit ihrem Wissen zu Ende.

Darum war es ihr eine große Erleichterung, als sie hörte, daß ihr Gatte das Haus verließ. Er war im Unmut von ihr gegangen, wie schon so oft, und sie meinte es doch so herzlich gut mit ihm! Nun war er fort, und kam erst spät in der Nacht wieder. Ihn erwarten konnte sie nicht. Müde und elend wie sie sich fühlte, legte sie sich zu Bett, mit banger Sorge erfüllt, ohne Ahnung von dem, was diese Nacht und die kommenden Tage ihr bringen sollten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vollkommen verzweifelnd hatte auch Richard Wiegand

das Haus verlassen. Die große Stille in der abgelegenen Straße, in der seine Häuslichkeit lag, fiel ihm anfangs nicht auf. Er war so in Gedanken vertieft, so grenzenlos unglücklich über die abermalige Zurückweisung seiner letzten Oper, auf die er so große Hoffnungen gesetzt hatte, daß er kaum wußte, wohin ihn seine Füße trugen.

Plötzlich schreckte er auf — — was war das? War es nicht der Generalmarsch, den er schlagen hörte? Horch, welch eigentümliches Geräusch, das klingt wie Gewehrfeuer — sollte endlich das geknechtete Volk versuchen, sein Joch abzuschütteln?

Und so war es in der Tat. Die revolutionären Ideen des Jahres 1849 hatten sich auch nach Waldau ausgebreitet und an jenem Abend, der in seinem Folgeu für Wiegand so verhängnisvoll werden sollte, fand in der sonst so friedlichen Residenz der erste Zusammenstoß zwischen den Bürgern und dem Militär statt.

Ja ja nur keine Neuerungen — immer das alte Einerlei, der alte Schlendrian — und wehe dem, der es wagte, daran zu rütteln!

Dies galt von der Politik so gut wie von der Kunst!

Wie oft wollte Wiegand an sich selbst, an seiner Kunst verzweifeln; er hatte Momente, wo er mit kleinmütiger Seele schon glaubte, daß es mit der Kunst ziemlich am Ende, und ein neuer Aufschwung derselben kaum mehr zu erhoffen sei. Aber eben diese wild bewegte Zeit reifte auch schneller als die vorangegangenen Decennien ein neues jugendliches Geschlecht heran, mit neuen Ideen, ischer Tatkraft und weiten Zielen.

* * *

Als Richard Wiegand, in Gedanken versunken, sich der

inneren Stadt, dem königlichen Schlosse näherte, merkte er, daß er sich vorhin nicht getäuscht hatte. Verschiedene Straßen waren durch Militär abgesperrt und ein Durchkommen war unmöglich. Selbst das Vorwärtskommen war sehr beschwerlich, und Wiegand wollte bereits wieder umkehren, als er mit verschiedenen seiner Freunde zusammen traf, lauter junge Heißsporne, die ihn mit Erfolg überredeten, sich ihnen anzuschließen. Das königliche Zeughaus sollte morgen früh gestürmt werden, doch zuvor mußte dem Militär der Durchgang durch Barrikaden abgeschnitten werden.

Der junge Baumeister Senger leitete den Bau der Barrikaden, und ohne daß Wiegand eigentlich recht wußte, wie er dazu kam, war auch er an deren Errichtung beteiligt.

Die ganze Nacht wurde tapfer gearbeitet, und verschiedene Male ein Angriff des Militärs abgewehrt. Doch als der junge Tag graute, mußten die Freunde sich eingestehen, daß ihre Sache verloren sei. —

Todesmatt, und womöglich noch unglücklicher wie zuvor, kam der junge Kapellmeister heim, ohne eine Ahnung zu haben, welch unglücklichen Einfluß diese letzte Nacht auf die folgenden 12 Jahre seines Lebens haben sollte.

Die Sturmglocken, die über den Dächern der Residenz erklangen, sagten ihm, daß für die nächste Zeit seine Tätigkeit im Theater wohl kaum verlangt werden würde, auch konnte er es sich durchaus nicht verhehlen, daß es vielleicht besser für ihn sein dürfte, nach den Vorkommnissen der letzten Nacht die Residenz für einige Zeit zu meiden, und so nahm er sich denn schleunigst vor, seine Verwandten in der Provinz zu besuchen.

Wiegand selbst erblickte in seiner Abreise nichts

weniger als eine Flucht. Aber er wollte vermeiden, mit seinen revolutionären Mithelfern der letzten Nacht weiter zusammenzutreffen; an die Möglichkeit von Konflikten mit den Behörden dachte er sicher nicht, zumal er glaubte, von Niemanden erkannt oder sonderlich beachtet zu sein.

Nach einem kurzen Abschied von seiner Gattin, der er über die Ereignisse der letzten Nacht und seine Tätigkeit dabei keinerlei Aufklärung gab, verließ er Waldau in der sicheren Voraussetzung, recht bald wieder dahin zurückzukehren.

Die ersten Nachrichten, die ihm bei seinen Verwandten zukamen, waren allerdings nicht sehr ermutigend; er mußte erfahren, daß bereits mehrere Verhaftungen in Waldau wegen jener Nacht erfolgt waren.

Wiegand, der immer noch furchtlos war, wurde endlich von seinem Schwager über die Gefährlichkeit seiner Lage und Wahrscheinlichkeit seiner Verhaftung aufgeklärt.

„Ich begreife dich nicht, wie du so gar nicht berechnest, welche ernste Folgen dieser Barrikadenkampf für dich haben kann“ hatte dieser ihm zu wiederholten Malen gesagt.

„Aber Liebster, dabei war doch nichts; ich habe ein bischen mitgeholfen; ich hatte mich den Tag gerade sehr über den Intendanten geärgert, der meine neueste Oper zurückwies, und mir wieder einmal jedes Talent absprach.“

„Du hast bei den Barrikaden mitgeholfen, dich überhaupt der Revolution angeschlossen, und das genügt. Glaube mir, du bist in ernstlicher Gefahr, du mußt so schnell wie möglich das Königreich verlassen, und anderswo vielleicht in Thüringen, das bis jetzt noch ruhig ist, Unterkommen, wenigstens für die nächste Zeit suchen.“

Erst nach vieler Mühe gelang es dem angesehenen Kaufmann, den jungen Weltverbesserer zur Flucht zu bewegen. Ein Wagen wurde dazu requiriert, den er vorsichtshalber schon im Schuppen besteigen mußte, damit nicht einmal der Kutscher eine Ahnung von seiner Anwesenheit hatte; und so gelangte Wiegand wohl und sicher über Hohenburg nach der kleinen thüringer Residenzstadt Bernhardsburg.

Ein Ausflug dahin war übrigens schon längst geplant. Bei einem Hofkonzert war unter Littof's, des hochbegabten Komponisten genialer Leitung die Ouverture zu seinem „Walther von der Vogelweide" in die musikalischen Kreise Bernhardsburgs eingedrungen; und dann hatte die kleine kunstbegeisterte Stadt das ganze Werk am Geburtstag der Fürstin mit Jubel aufgenommen. Man hoffte auf eine Wiederholung für die allernächste Zeit, und darum war es nur zu natürlich, daß Wiegand's Sehnen nach der kleinen Residenz stand.

Freilich kam er unter anderen Verhältnissen dort an, als wie er sie voraus gesehen hatte.

Den Erfolg einer Aufführung seines Werkes durfte der Schöpfer desselben nicht mit erleben, nur dem Flüchtling ward es beschieden, versteckt in einer dunklen Loge einer Probe nur ganz heimlich beizuwohnen; dieselbe aber genügte, um ihm zu zeigen, welch einen Helfer und Mitarbeiter er in seinem Freunde Littof gewonnen hatte.

„Was ich fühlte, als ich diese Musik erfand, fühlte er, als er sie aufführte; was ich sagen wollte, als ich sie niederschrieb, sagte er, als er sie ertönen ließ," pflegte Wiegand später oft zu sagen. In dem Moment, als der junge Meister heimatlos wurde, gewann er in

Littof den treueſten, den ergebenſten Freund. Hier ſchloß ſich ein Seelenbund zweier Künſtler, wie er ſelten im Leben gefunden wird. —

Im Gaſthof zum „Erbprinzen“ hatte Wiegand Wohnung genommen, dort ſammelte ſich ſehr bald um ihn die ganze muſikaliſche Geſellſchaft der kleinen Reſidenz. Dort zum erſten Male wurde der geniale Meiſter ſeinem vollen Wert entſprechend gefeiert, und dort endlich wurde ſeinem Schaffen begeiſternder Anteil entgegengebracht. Daß Richard Wiegand in dieſem ihm ſo neuen Kreiſe völlig aufatmete, war nur ſelbſtverſtändlich. Mit der Kraft des Genies fing er an, die grauenvollen Sorgen zu bannen, und gab ſich dem neuen Zauber aus ganzer Seele hin. Aber nicht nur die muſikaliſche Welt kam dem Meiſter mit voller Sympathie entgegen, ſondern auch die höchſten Herrſchaften erwieſen ihm ihre Gunſt, was nicht zum mindeſten dazu beitrug, ihm ſeine Zukunft nicht gar ſo grau und troſtlos erſcheinen zu laſſen.

Leider war Littof gezwungen einige Tage zu verreiſen, und durch die Abweſenheit ſeiner alles bezaubernden Perſönlichkeit machte ſich nur zu ſchnell eine fühlbare Lücke geltend. Glücklicherweiſe für Wiegand währte ſie nur drei Tage, ſo daß die Botſchaft, die er bei ſeiner Heimkehr vorfand, nicht zu lange ſeiner harren mußte.

Unter den vielen Briefſchaften, die an Littof gerichtet waren, befanden ſich nämlich auch zwei alarmierende Briefe von Frau Anna, der in Waldau zurückgelaſſenen Gattin Wiegands, welche von deſſen revolutionären Tätigkeit keine
nung gehabt hatte. Man fahndete in Waldau bereits
ch dem Revolutionär ſchrieb die beſtürzte Gattin. In
er Wohnung hatte eine Hausſuchung ſtattgefunden,

die glücklicherweise resultatlos verlaufen war, aber man konnte und wollte es dem königlichen Kapellmeister nicht verzeihen, daß auch er in jener Schreckensnacht am Straßenkampf teilgenommen, und sich dadurch an der von Gott eingesetzten Obrigkeit schwer vergangen hatte. Doch zum Glück für Wiegand zählte der Polizeirat zu seinen wenigen Verehrern, die ihm in Waldau noch geblieben waren, und derselbe erklärte sich bereit, von seinem Rechte Gebrauch zu machen, und den Haftbefehl oder auch Steckbrief drei Tage zurück zu behalten.

Erst diese Mitteilungen der armen geängstigten Frau machten Wiegand und seinen Freunden den vollen Ernst der Lage klar; jetzt war es natürlich, daß alle zusammen standen, um Wiegand zu retten. Leider war durch die Abwesenheit Littof's die gewährte Frist verstrichen, und soviel sahen alle ein, daß nur durch schnelles Handeln ein großes Unglück verhütet werden konnte.

Vor allem mußte der Flüchtling sofort den Gasthof, ja selbst Bernhardsburg verlassen; man mußte für ihn einen sicheren Ort finden, wo er so lange unentdeckt bleiben konnte, bis ein falscher Paß für ihn bereit war.

In einer sternlosen Nacht verließ er mit schwerem Herzen die Freunde und fuhr hinaus nach einem versteckten Waldwinkel, wo er bei Gesinnungsgenossen herzliche Aufnahme fand.

Als am nächsten Morgen der Getreue, der ihn gefahren hatte, im „Erbprinzen" erschien, um zu berichten, daß soweit alles glücklich abgelaufen, atmeten die Freunde erleichtert auf, hatte man doch jeden Augenblick das Eintreffen des Steckbriefes erwartet, da er schon im Waldauer Anzeiger gestanden hatte.

Schon in diesen ersten Tagen mußte der arme Flüchtling den herben Kelch der Verbannung schmecken. Er mußte am Sonntag still in seinem Waldwinkel verborgen bleiben, während in Bernhardsburg unter Littof's Zauberstab seine Musik die Menge berauschte. Das war wohl die herbste Prüfung, die dem bis dahin so gänzlich verkannten Meister zu teil werden konnte. Verzweifelt folgte er, mit der Uhr in der Hand, Scene für Scene seinem Werk und hätte er den Freunden nicht sein Ehrenwort gegeben, unter keinen Umständen nach Bernhardsburg zu kommen, wer weiß, was geschehen wäre; so hielt er aber aus, so schwer es ihm auch wurde.

Aber immer schwerer wurden die Wolken, die sich über seinem Haupte zusammenzogen, und nur zu klar wurde es den Freunden Wiegand's, daß dessen Verbleiben im Deutschen Reich zur Unmöglichkeit geworden war.

Es war zur dringenden Notwendigkeit geworden, dem Meister einen Paß für's Ausland zu verschaffen. Das konnte nur Littof, dessen Einfluß bei den höchsten Herrschaften auch da wieder von größtem Nutzen war. Nach langem Bitten wurde ihm gewährt, was einem Andern wohl kaum gelungen wäre: der so sehnlichst gewünschte Paß wurde ausgestellt, und der gütige Herzog tat noch mehr — er unterstützte aus seiner Privatschatulle heilkräftig die schwache Reisekasse des Flüchtlings.

So ausgerüstet verließ Wiegand die deutsche Heimat und erst nach manchen Gefahren erreichte er die Schweiz.

Eine graufe Zeit lag hinter ihm, reich an Entschungen und Not. Aber sein Ideal, nach der absoluten önheit und Wahrheit unabläſſig zu ſtreben, dieſe erſte gabe des Menſchen hatte ihn nicht verlaſſen, ſie hatte ^^^h in die Verbannung begleitet.

Zweites Kapitel.

Nur langsam und beschwerlich ging die Reise von statten. Die Verbindungen waren noch nicht so geregelt wie heute, oft fehlten sie ganz und gar, so daß Wiegand mehr als einmal gezwungen war, tagelang zu warten, bis er eine günstige Gelegenheit fand, seine Reise fortzusetzen. Leider mußte er immer mehr und mehr einsehen, daß seine Flucht, die ihm im Anfang unnötig erschien, eine dringende Notwendigkeit war und daß er seine Freiheit nur der Energie und Tatkraft seiner Freunde zu verdanken hatte.

Er hatte sich vorgenommen bei Straßburg die Grenze zu überschreiten, wollte dies aber so unauffällig wie möglich tun, und kam demzufolge zu dem Entschluß gegen Abend, als harmloser Spaziergänger, über die Schiffbrücke bei Kehl Frankreich zu erreichen.

Jedenfalls mußte er erst die Situation prüfen und Erkundigungen einziehen, wie es sich hier mit den Flüchtlingen verhielt.

Um dies gründlich zu erfahren, kehrte er in der Nähe von Kehl in einem kleinen Bauernwirtshaus ein und setzte sich mit einigen Stammgästen zusammen, die, wie es schien, in eifrigem Gespräch vertieft waren.

Als Wiegand an ihrem Tische Platz nahm, stockte das Gespräch, und nur langsam konnte er seinen Zweck erreichen, und erfahren, wie es sich um den Aufstand der umliegenden Gegend verhielt.

Er hatte alle Mühe, die guten Leute zum Sprechen zu bringen; sie hielten ihn erst für einen Spion, und wollten nicht mit der Sprache heraus. Man war in jenen Tagen gar vorsichtig, und hatte wenig Vertrauen zu einem Unbekannten. So viel wurde Richard aber klar: daß die Folgen seiner damaligen revolutionären Tätigkeit, die hauptsächlich durch die Weigerung des Intendanten, seinen „Schwanenritter" in Waldau zur Aufführung zu bringen, hervorgerufen war, verhängnisvoll für ihn hätte werden können.

Er war im Grunde seines Herzens durchaus keine revolutionäre Natur. Er hatte sich hinreißen lassen und sich in Dinge gemischt, die ihm eigentlich gleichgültig waren. Es war jene Sturm- und Drang-Periode auch über ihn gekommen, die für manchen jungen Feuerkopf verhängnisvoll wurde. Jetzt, nachdem mehr als ein halbes Jahrhundert darüber vergangen, denkt man anders über jene Weltverbesserer, die Gut und Blut für ihre Ansichten einsetzten, denn wahrlich es waren nicht die schlechtesten Söhne Deutschlands, die damals schon für dessen Einheit und Freiheit kämpften! —

„Ihr Herren, ich bin kein Spion, sondern ein armer Teufel, der von Haus und Hof flüchten mußte, weil er so ne eigenen Ideen hatte, nehmt mich freundlich in Eurer itte auf, denn Euren Reden nach habe ich gemerkt, daß mich bei Gleichgesinnten befinde" so führte Wiegand bei den Gästen ein.

„Wir sind durchaus keine Revolutionäre oder gar Freischärler, wie der Herr anzunehmen scheint," wurde ihm erwidert, „wir haben uns nur von Dingen unterhalten, die schließlich Jeder hören kann, denn es sind Tatsachen, die Niemand wegleugnen kann."

„Gut, so mache ich Euch einen Vorschlag: der Herr Wirt holt ein paar Schoppen seines „Besten" aus dem Keller, und wir setzen uns zusammen, und Ihr erzählt mir die nicht wegzuleugnenden Tatsachen. Bei dem Hundewetter heute Abend kann man doch nichts Besseres tun."

Dieser Vorschlag Wiegands hatte ersichtlich die Zustimmung des kleines Kreises. Der Wirt zündete seine kleine Öllampe an und begab sich in den Keller, um mit einem vielversprechenden Gefäß bald zurück zu kehren. Der Wein war gut und tat seine Wirkung.

Jeder wollte dem freigiebigen Fremden von gestern Nacht erzählen, alle sprachen auf einmal auf ihn ein; und Wiegand wäre sicher nicht klug aus ihren Reden geworden, wenn er nicht den mit anwesenden Lehrer gebeten hätte, das Wort für die Andern zu ergreifen.

Vorsichtig untersuchte der Wirt, ob auch kein Lauscher in der Nähe, schloß die Fensterladen, und nahm dann ebenfalls bei seinen Gästen Platz.

„Vor ein paar Tagen kam wieder ein Transport Gefangener, lauter Freischärler, in Rastatt an", begann der Lehrer. „Die meisten blieben dort und wurden in der Festung untergebracht; nur drei davon brachten sie nach Kehl, die sollten dort an die Wand gestellt werden. Man hatte ihre Überführung badischen Soldaten anvertraut. Von den dreien kam aber nur einer nach Kehl, was

konnten die Soldaten dafür, daß ihnen zwei durch die Lappen gingen? Es wurde sofort ein großes Treiben veranstaltet, allein umsonst, die Grenze ist zu nah, und die beiden Herren hatten sicher gute Freunde in der Nähe, die nicht geizten, und ihnen weiter halfen."

„Wir haben sie alle nicht gesehen", erklärte der Wirt, wissen auch nicht in welcher Richtung sie geflohen sind."

„Das ist ganz gleichgültig", meinte der Schulmeister und setzte mit leiser, nur von Wiegand vernehmlicher Stimme hinzu, „Gott sei dank, daß sie gerettet sind."

Wiegand drückte ihm für dieses Wort unter dem Tische die Hand, und bat ihn weiter zu berichten, denn das Schicksal des Dritten bekümmerte ihn sehr.

„Ja Herr, das ist eine merkwürdige Sache, davon soll Euch der Wirt erzählen, der weiß mehr davon wie wir."

„Das nun gerade nicht", berichtete der Wirt, „ich will Euch aber gern sagen was ich erlebt habe, und worauf ich mir meinen eigenen Vers mache. Den Dritten, einen schmucken, schönen Mann, brachten sie also richtig nach Kehl. Sie kamen hier durch, und ich mußte jedem von ihnen, auch dem Gefangenen, einen Kirsch reichen. Nachdem sie Rast gehalten hatten, ging es weiter. Wie tat mir doch der arme Herr so leid, nur noch einen Tag sollte er sich seines Lebens erfreuen, denn gleich am andern Morgen sollte er an die Mauer gestellt werden, die blauen Bohnen waren schon gerichtet! Heute früh bei agesgrauen wollten sie ihn erschießen.

„Die Gefängnisse in Kehl sind gerade so überfüllt sonstwo, man fand also kaum Raum, den Gefangenen erzubringen. Da es sich aber nur noch um zwei

Nächte und einen Tag handelte, so steckte man ihn in eine Zelle, die zu ebener Erde lag; er war ja gefesselt, wie es einem zum Tod Verurteilten zukam; auch war die Zelle fest verschlossen und Wachen davor gestellt. Aber was half es? Als man ihn heute zur Exekution holen wollte, war kein Gefangener mehr da."

„Man erzählt sich nun, daß gestern Abend ein blutjunger Bauernbursch mit einem kleinen Bauernwägelchen, das mit einem feinen Pferd bespannt war, nach Kehl kam, sich der Festung näherte, und an die Soldaten Kirsch verkaufte. Teuer soll er seine Ware nicht gehalten haben, dafür soll aber der Schnaps gut und stark gewesen sein."

„Gegen Mitternacht klopfte es bei mir an die Türe", fuhr der Wirt fort, „ich hatte keine Gäste mehr, und die Lampe war längst gelöscht. Es war der bildhübsche Bursche, der am Nachmittag schon hier durchkam. Er bat mich um eine wollene Decke, da die Nacht bitter kalt war, auch Heu für sein Pferd verlangte er von mir. Ich wollte ihm erst begreiflich machen, daß ich weder ein Schacherjude noch ein Händler sei, allein seine guten großen Augen sahen mich so hilfeflehend an, daß ich ihm hinaus folgte und ihm das gewünschte gab.

Die Decke hatte er schnell ohne meine Hilfe über den Wagen gebreitet und schüttete nun auch noch das Heu darüber; dann drückte er mir einen Goldgulden in die Hand, schlug auf sein Pferd, und wie der Wind war er im Dunkel der Nacht verschwunden.

Ob Jemand im Wagen lag, ich weiß es nicht — es geht mich auch nichts an; Tatsache ist nur, daß heute früh der Gefangene fort war. Die Grenze ist ja so nah, und wie schnell kann man drüben sein."

Wiegand wollte sich nun auch aufmachen, um die so heiß ersehnte Grenze zu überschreiten, allein der freundliche Wirt ermahnte ihn, noch ein bischen zu verweilen.

„Ich möchte dem Herrn, der wie es scheint, etwas davon versteht, einen ganz besonderen Tropfen zum Versuchen geben. Wenn Ihr keinen Schatz drüben im schönen Straßburg habt, so bleibt die Nacht, die naß und kalt ist, hier bei mir, es soll Euch nicht gereuen, und teurer wie in Straßburg nächtigt Ihr hier auch nicht."

Es lag etwas so dringendes in des Wirts Aufforderung, daß Wiegand nachdenklich wurde und bei sich beschloß, jedenfalls so lange hier zu bleiben, bis die andern Gäste das Wirtshaus verlassen und er mit dem Wirt Rücksprache genommen hatte.

Er bestellte sich ein gutes Abendbrot und den vom Wirt so sehr gerühmten Wein.

Die Gespräche wurden jetzt allgemeiner, einer nach dem andern verließ die Gaststube, zuletzt blieb nur noch der Lehrer mit dem Wirt zurück.

„So, jetzt können wir ganz offen zusammen sprechen, sagte ‚Vater König', der Wirt, nachdem er sorgfältig die Türe verschlossen hatte. „Mein Schwager, der Lehrer, und ich sind alte Freunde und beide gern bereit, denen zu helfen, die sich vielleicht im Übermut oder auch aus Überzeugung hinreißen ließen, Schritte zu tun, die sie später bitter bereuten. Jedenfalls ist Blut genug vergossen worden, und was an uns liegt, Unglückliche zu retten, geschehen. Und ich müßte mich doch sehr irren, wenn junger Herr, nicht auch zu den sogenannten Weltverbesserern gehört. Was meint Ihr, habe ich Recht mit Annahme?"

Wiegand war sprachlos vor Erstaunen, dieser einfache Bauer hatte ihn durchschaut. Leugnen konnte und wollte er nicht, so berichtete er denn den Beiden, daß er allerdings darnach trachten müsse, so schnell als möglich die Grenze zu erreichen.

„Ich bin zwar ein friedfertiger Musikus, dem die Politik ziemlich gleichgültig ist, habe mich aber doch in einem Moment der Mutlosigkeit hinreißen lassen, mit zu machen; jetzt sitze ich in der Klemme, und alles Bereuen hilft nichts. Ich muß die Suppe ausessen, die ich mir selbst eingebrockt habe."

„Sieh, sieh, da hat sich der alte König also nicht getäuscht; daß Ihr über die Grenze müßt so schnell als möglich, ist richtig, aber nur heute Nacht nicht. Der Lehrer mag Euch sagen, wie höllisch scharf gerade jetzt hier der Übergang überwacht wird. Die Preußen, die wieder im Lande sind, sind ganz des Teufels. Sie trauen dem badischen Militär nur halb, und uns Bauern schon gar nicht.

„Es trifft sich sehr gut," fuhr der Wirt fort, „ich bin allein daheim, meine Alte ist drüben in Straßburg bei ihrer Bas, Ihr könnt es Euch drin in der Kammer bequem machen, und morgen werden wir dann schon sehen, wie Euch weiter zu helfen ist.

So geschah es. Nach dem Abendessen hatte Wiegand von der ihm so freundlich angebotenen Kammer Besitz ergriffen. Aber trotzdem er fast den ganzen Tag auf den Füßen und die Müdigkeit groß war, wollte kein Schlaf sich ihm nahen. Seine Gedanken ließen ihn nicht zur Ruhe kommen.

Hatte er auch recht getan, sich den fremden Menschen

anzuvertrauen? Wer stand ihm dafür, daß sie ihn nicht ausgehorcht hatten, um ihn dann um so sicherer seinen Verfolgern auszuliefern? Es wäre gewiß besser gewesen, bei der sternlosen naßkalten Nacht zu versuchen, sein Ziel zu erreichen.

Er stand auf und wollte gerade das Kammerfenster öffnen, um zu sehen ob er dahinaus entweichen könne, als er hörte, wie die Türe der Wirtsstube geöffnet wurde, und zwei Männer eintraten, die wie es schien, vollständig durchnäßt waren; sie schüttelten ihre Mäntel aus und verlangten vom Wirt einen heißen Punsch, sich zu erwärmen.

„Nichts Neues?" fragte der Eine, der wie es Wiegand erschien, etwas befehlshaberisch auftrat.

„Nicht, daß ich wüßte," antwortete König.

„Ihr verdammtes Bauernvolk, Ihr macht mit den Freischärlern gemeinsame Sache; ich habe Euch stark im Verdacht. Wie kämen die Hunde sonst so leicht durch? A propos, hört einmal König, wer war denn der Fremde, der heute Abend bei Euch vorsprach? Wo ging er hin, was wollte er überhaupt hier in der Gegend?"

„Ja, das hättet Ihr ihn selbst fragen müssen, mir hat er es nicht anvertraut."

„Es ist zum Teufel holen, trotz der größten Wachsamkeit wurde er nicht aufgegriffen, es war sicher wieder einer von denen, denen es im deutschen Vaterland ungemütlich wurde und die sich so schnell als möglich aus Staub machen wollten. Es sind noch verschiedene emeldet, die hier über die Grenze wollen, so lange ich Wachtmeister bin, kommt mir keiner hinüber, dafür ich. Laßt es Euch gesagt sein, König, so gut ich Euch

auch sonst bin, sobald ich merke, daß Ihr mir entgegen arbeitet, so ist es aus mit unserer Freundschaft. Noch einmal so eine Geschichte wie die von gestern Nacht, und ich zeige Euch an. Ich laß es mir nicht mehr nehmen: Ihr wißt mehr als Ihr sagen wollt, und Ihr wißt auch, wo der Gefangene hingekommen ist und dessen ich so schon sicher war!"

„Aber Herr Wachtmeister, wie sollte ich dazu kommen? Ich, der einfältige Bauer, kann mich doch nicht mit Euch messen, und wie käme ich dazu, einem Gefangenen durchzuhelfen? Dazu bin ich viel zu einfältig und habe viel zu großen Respekt vor Euch, um Euch zum Feinde zu haben. Nein, der Kronenwirt König kennt seine Leute und weiß mit wem er es zu tun hat."

„Schon gut; bleibt bei der Ansicht, und es soll Euer Schaden nicht sein. Für heute gute Nacht, ich will nochmals die Runde machen, und sehen, ob alle auf ihrem Posten sind; die Nacht ist so recht dazu geeignet versteckte Wege zu gehen, nie fängt man die Kerls besser ein, als wenn ein Wetter ist wie heute, wo man von Gottes und rechts wegen keinen Hund vor die Türe jagen sollte." —

Wiegand hörte, wie beide sich entfernten, und der Wirt die Türe hinter ihnen schloß.

Gott sei dank, er war nicht einem Verräter in die Hände gefallen! König meinte es redlich mit ihm. Jetzt konnte er ruhig schlafen, er war bei Freunden, und morgen würde man schon sehen, wie er weiter käme König würde schon Rat schaffen. Kann er nicht über die französische Grenze kommen — nun, die Schweiz ist ja auch nicht weit!" Mit diesen Worten tröstete sich der Flüchtling

Das eintönige Fallen des Regens hatte Wiegand allmählich in Schlaf gewiegt. Als er am andern Morgen erwachte, schien die Sonne hell in seine Kammer. Der Frühlingssturm von gestern hatte alle Wolken hinweg geweht.

Er erhob sich mit neuem Mut, er durfte nicht verzagen; sein Genius war zu mächtig in ihm, er mußte sich retten, er durfte nicht so elend zu Grunde gehen. Kaum war sein Anzug beendet, als es an seine Tür klopfte, und auf sein „Herein" König die Kammer betrat, um mit ihm zu beraten, was jetzt geschehen müsse.

„Habt Ihr einen Paß bei Euch? und wie lautet er?" fragte der Wirt.

Wiegand zeigte seinen Paß vor, und meinte, das sei in Richtigkeit.

„Mag schon sein, allein die Höllenhunde sind teuflisch hinter allen her, die über die Grenze wollen, und besonders hier bei Straßburg sind sie sehr scharf, weil in den letzten Tagen mehrere durchgekommen sind. Ich würde Euch raten, Herr Musikus, den Umweg nicht zu scheuen, und über den Schwarzwald nach Konstanz zu wandern und von dort mit dem Schiff nach Rorschach zu fahren. Der Weg ist weiter und beschwerlicher, dafür aber auch sicherer."

„Ihr habt ganz recht, Herr Wirt, so wie Ihr es sagt, so soll es geschehen. Aber wie komme ich von hier fort?"

‚Vor allem müßt Ihr diesen riesengroßen Hut ab-
1. Ich gebe Euch eine Mütze von mir, und dann
Ihr einen blauen Bauernkittel über Euren Anzug,
so gründlich verändert im Aussehen, hält Euch jeder

für einen Elsäßer Bauer, der ins Badische gekommen ist, Kirschwasser einzukaufen, der Wagen mit den leeren Flaschen ist schon im Hof gerüstet der mich und Euch nach Ottenhöfen bringt. Ich mache meine Einkäufe dort, und kehre allein zurück, währenddem Ihr über den Schwarzwald den Bodensee zu erreichen sucht. Ihr werdet fast überall Freunde finden, und auch das Wetter wird Euch günstig sein; vermeidet nur die große Heerstraße, dann könnt Ihr ganz sicher sein."

Die Wirtschaft wurde dem alten Knecht übergeben, und nachdem ihm noch besonders eingeschärft worden war, daß König mit einem Freund aus dem Elsaß ins Badische gefahren sei, um Einkäufe zu machen, verließ dieser mit seinem Schützling den Hof. Ohne Aufenthalt kamen sie nach Ottenhöfen. Dort nahm Wiegand von seinem Beschützer Abschied; er wollte noch ein paar Wegstunden zurücklegen, denn es drängte ihn gewaltig der Freiheit entgegen. Er war es müde sich immer verbergen zu müssen. Das Wetter war herrlich, und als er endlich am vierten Abend die Türme von Konstanz erblickte, schlug sein Herz höher.

Sofort ging er nach dem Hafen, das Schiff nach Rorschach war zur Abfahrt bereit. Er löste ohne Schwierigkeiten seine Fahrkarte und stand oben auf dem Verdeck, als das Schiff den Hafen verließ.

Wehmütige Abschiedsgrüße sandte er nach der geliebten deutschen Heimat, die er nun für lange verlassen mußte.

Sternlos und finster war die Nacht, ein Bild seiner Seele, und wie die Zukunft, die vor ihm lag. Kein Stern erglänzte ihm, aber in seiner Seele lebte ein hohe

Ideal, das er erfaßt und als solches erkannt hatte, das seiner Sehnsucht nach dem Schönen und Wahren entsprach, das mit einem Wort ihn ganz und gar erfüllte, seinen Glauben läuterte und ihn die höchsten Ziele mit aller Zähigkeit festhalten, und mit unbeugsamer Ausdauer verfolgen ließ. Er wußte, daß bei jedem Schritt, den er vorwärts tat, er Andersgläubige finden würde, die es ihm verkümmern würden, entreißen wollten. Wenn aber der schaffende Künstler selbst keinen Glauben an sich, an seine Sendung, an sein Ideal hat — wie kann er erwarten, daß Andere an ihn glauben? Nein, er wollte seinen Prinzipien treu bleiben, mochte ihm die Zukunft bringen, was sie wollte.

Spät in der Nacht legte das Schiff in Rorschach an, der verschlafene Beamte warf kaum einen Blick auf Wiegand's Paß. Die Formalitäten waren schnell erfüllt, und nun war der Flüchtling sicher geborgen.

Mit einem wahren Wohlbehagen begab Wiegand sich zur Ruhe.

Am andern Morgen besah er sich die kleine Stadt, benutzte aber die erste Gelegenheit, die ihm geboten war, weiter zu kommen. Er fuhr über Zürich nach Genf, denn dort am blauen See hoffte er endlich Ruhe und Frieden zu finden. Es sollte ein arbeitsames tätiges Leben werden, dem er sich hingeben wollte. Nur zu bald mußte er aber erkennen, daß Genf mit seinen vielen Fremden und Zerstreuungen nicht der Ort war, der ihm [illegible]he und Stille für seine Geistesarbeit bieten konnte. [illegible]h einem flüchtigen Aufenthalt verließ er den herrlichen [illegible] und kam zurück nach Zürich, um dort endlich [illegible]rnden Aufenthalt zu nehmen.

Dort faßte der mittelloſe Flüchtling, den Alle verlaſſen hatten, bis auf den Einen nicht — ſein zweites Ich, ſein treuer Freund Littof — den ungeheuren Plan zu ſeinem ſpäteren Rieſenwerke.

Schon im Spätherbſt desſelben Jahres kündete er den Freunden ſein Vorhaben an. Er wollte dabei weder dem Urteil der Menge noch dem Geſchmack des Einzelnen folgen — wohin würde er ſonſt wohl auch geraten! — Hat es jemals einen Menſchen gegeben — und wäre er noch ſo groß — welcher es Allen recht machen konnte? Der keine Gegner hatte? Je höher der Künſtler ſteht, je höher er ſtrebt, deſto mehr Feinde muß er haben.

Viel Feind! Viel Ehr!

war von nun an ſein Wahlſpruch. — Und an Feinden hat es Richard Wiegand wahrlich nie gefehlt — aber auch an Freunden nicht, welche opferwillig und kampfesmutig ſpäter für ihn in die Schranken getreten ſind, und unverbrüchlich treu zu ihm gehalten haben.

Drittes Kapitel.

In Zürich angekommen, war es Wiegand's eifrigstes Bestreben, sich ein gemütliches Heim zu gründen, in dem er ungestört arbeiten konnte; denn seine unbeugsame Energie und Tatkraft konnte nicht ruhen. Er wandte sich sofort an Littof, um eine Aufführung seiner Werke zu erreichen.

Nach dem, was Littof für die Verlebendigung und richtige Erkenntnis seiner Kunstwerke bis dahin schon getan hatte, nach dem intellektuellen Anteil, den er speziell durch seine Anregungen an den älteren Opern bereits genommen hatte, bedurfte es für Wiegand kaum mehr der Versicherung des treuen Freundes, der Erste zu sein, welcher seinen neusten Kundgebungen das ganze volle Verständnis entgegenbringen würde, und daß er sich auch sofort die Aufgabe stellen würde, die Ausführung so viel in seinen Kräften stünde, zu unterstützen.

Littof suchte vor Allem seinen fürstlichen Freund, den Großherzog von Bernhardsburg, für den Plan zu gewinnen, die neuste, bereits vollendete Oper Wiegand's, „Der Schwanenritter", in Bernhardsburg zur Aufführung bringen. Aber pekuniäre, und vor Allem politische Bedenklichkeiten machten sich geltend, die von Wiegand's Gegnern, die damals überwiegend waren, geflissentlich

übertrieben und geschickt benutzt wurden, und fürs Erste diesen Plan unausführbar machten.

Littof konnte im Moment nichts für den Freund erreichen, er mußte den Augenblick abwarten, wo die Verhältnisse sich günstiger gestalten würden.

Wiegand fühlte sich in der neuen Heimat einsam und verlassen. Die Gesinnungsgenossen, die er fand, standen ihm fern, da er sich ja eigentlich nie leidenschaftlich mit der Politik befaßt hatte.

Trostlos waren die Briefe, die bei Littof vom Flüchtling eintrafen. Daß für Wiegand etwas geschehen müsse stand für den Freund fest. Er schrieb an Frau Anna und frug bei ihr an, wie sie darüber dächte dem Gatten in die Verbannung zu folgen. Umgehend erhielt er die Antwort der treuen Seele, daß sie längst zu ihrem Richard geeilt wäre, wenn es ihr nicht am Nötigsten hierzu, nämlich am Reisegeld, gefehlt hätte.

Sofort war Littof bereit, damit auszuhelfen. Nicht nur, daß er es Frau Anna ermöglichte, dem Gatten zu folgen, er sorgte auch dafür, daß sie all jene Dinge mitnehmen konnte, an denen Richard besonders hing, und die ihm den Aufenthalt in der Fremde heimatlich gestalten sollten.

Mit dem Sommer hielt Frau Anna ihren Einzug in Zürich in dem kleinen Häuschen, das Wiegand gemietet hatte.

Die Trennung von seiner treuen Lebensgefährtin hatte günstig auf ihn gewirkt; er hatte ihre Geduld im Unglück schätzen und bewundern gelernt, denn sie bereitete seinem Haus einen Abglanz friedlicher Ruhe. Jeder kleinste Beweis von Treue und Sorgfalt, jedes kleinste selbstgefertigte Geschenk machte ihn jetzt froh und rührte ihn wie ein Kind.

Es waren gemütliche, sonnige Tage, die nun folgten. Das Ehepaar hatte sich wieder gefunden, und Frau Anna vergaß nur zu gern die traurigen trostlosen Wochen vom letzten Winter. Sie hatte nur den einen Wunsch, daß es immer so bleiben möge!

Wiegand stand früh am Morgen auf. War Frau Anna dann noch nicht aus ihrem Schlafzimmer gekommen, so machte er sich den Spaß, allerlei Volkslieder auf dem Klavier, erst ganz sanft, und dann immer lauter werdend zu spielen und dieselben mit den extravaganteſten Modulationen auszuschmücken. „Steh' nur auf, steh' nur auf, du Schweizerbub" war ein Lieblingsthema dazu, und die gute Hausfrau kam immer gleich herunter aus ihrem verwaisten Zimmer, mit freundlichem aufheiternden Gesicht.

Dann wurde im Garten dicht beim Haus gefrühstückt, es herrschte bei dem einfachen Mahle immer eine wahrhaft idyllische Ruhe. Zuweilen begleitete Richard dann Anna in den Garten oder gar in die Küche, und gab ihr dort die unglaublichsten Beschreibungen hinsichtlich der Kochkunst. Einer Idylle gleich verlief der Sommer. Mit der kühleren Jahreszeit mußte dieses Leben naturgemäß aufhören, die Kisten aus Waldau waren nach und nach alle eingetroffen und eingeräumt. Wiegand fing an seine Arbeiten auszusuchen, und sich darüber zu machen. Immer tiefer versenkte er sich in sein großes Schaffen, immer stiller ward es in Frau Anna.

Wiegand's Genie, seine gewaltige Schöpferkraft regten Schwingen. Die Auferstehung der deutschen Götter-) Heldenwelt in neuer Form und künstlerischer Vollen- g hatte er sich zum Ziel gesetzt. Viel Geduld und ...uer gehörte dazu, ein solches Werk zu schaffen, schwere

Kämpfe waren notwendiger Weise bedingt, es durchzuführen. Daß ihn bei diesem Flug nach dem Höchsten die einfache Lebensgefährtin nicht folgen konnte, ist begreiflich.

Anna zog sich immer mehr zurück, die Tage, die nun folgten, glichen verzweiflungsvoll denen in Waldau.

Wenn Wiegand am Abend müde und abgespannt in dem gemeinsamen Wohnzimmer erschien, war Frau Anna stets ängstlich und befangen: sie fürchtete nichts mehr als ein tête à tête mit dem Gatten, der so ganz und gar nicht mehr zu der einfachen Frau paßte.

Wiegand war dann nervös und unleidlich, und wahrscheinlich wäre es jetzt schon so gekommen, wie es dann später kommen mußte, wäre Freund Littof nicht abermals als Vermittler aufgetreten.

Es war in den ersten Novembertagen, als Wiegand einen Brief aus Bernhardsburg erhielt. Littof, der des schaffenden Künstlers Seelenzustand richtig erkannt hatte, war auch für Abhilfe bedacht.

„Liebster Freund, sei mir nicht böse, wenn ich diesmal Dich um eine Gunst für einen meiner liebsten Schüler bitte", schrieb Littof. „Es handelt sich um den jungen Hans von Berkow, von dem ich Dir schon öfters Mitteilung in meinen Briefen machte. Hans hat sich entschlossen, seine juristischen Studien aufzugeben, und sich ganz der Musik zu weihen. Bei seinem ausgesprochenen Talent hierfür kann ich ihm nur von ganzer Seele zustimmen. Er ist je[illegible] bei seinem Vater in der Schweiz, und möchte, wenn es gütigst gestattest, dein Schüler werden, wie er meine war. Er ist eine prächtige Natur, und dir

ganzer Seele ergeben. Ich habe die feste Überzeugung, daß der Aufenthalt bei Dir, in Deiner Nähe für Euch beide heilbringend wäre. Er würde von Dir lernen, und Du verehrter Freund, hätteſt Jemand mit dem Du Dich von Herzensgrund ausſprechen könnteſt."

Wie liebevoll der treue Freund wiederum das Richtige erkannt hatte, wie wahr er ſeinen Seelenzuſtand beurteilte! Sofort antwortete er dem Freund, daß Hans ihm herzlich willkommen ſei.

Freudig erregt ſuchte er Frau Anna auf, ihr zu erzählen daß er einen lieben Schüler erwarte, den er ganz bei ſich aufzunehmen wünſche. Anna war überglücklich, ihrem Richard gefällig ſein zu dürfen. Gleich war ſie bereit, ein hübſches Zimmer für ihn herzurichten, ſie hätte ihm mit Vergnügen ihr eigenes überlaſſen, wenn ſie damit Richard erfreut hätte.

So erhoffte denn das Ehepaar einen günſtigen Einfluß für ein ferneres Zuſammenleben mit dem neuen Hausgenoſſen.

Tag um Tag verging, und noch immer war der Erſehnte nicht eingetroffen. Richard war ungeduldig, die arme Anna trug natürlich auch davon wieder allein die Unannehmlichkeiten.

Endlich eines Abends, als Wiegand ſeine Schritte wieder nach dem Bahnhof lenkte, fiel ihm ein junger Mann auf, der ſich bei einem Packträger nach einem igen aber anſtändigen Hotel erkundigte. Er wolle die Nacht dort bleiben, denn da er längere Zeit in ich zu verweilen gedächte, wolle er ſich am andern n ein paſſendes Quartier ſuchen. Schon wollte

ein Hoteldiener den kleinen Handkoffer an sich nehmen als Wiegand hinzutrat, sich den Fremden zu besehen. Freudig war er überrascht, als der junge Mann schüchtern auf ihn zutrat und ihn mit den Worten „Teurer Meister, Sie hier?“ — begrüßte.

Aber Hans, wo kommen Sie her in dieser späten Abendstunde? — Seit mehreren Tagen ist Ihr Zimmer bereit, und nun wollen Sie mir gar entschlüpfen, um in einem Hotel zu wohnen? Kommen Sie nur schnell mit, meine Frau wäre untröstlich, wenn Sie den Ihnen zu Ehren gebackenen Kuchen nicht versuchen wollten.“

Der Empfang war so herzlich, daß Hans von Berkow sich keinen Augenblick besann, der Einladung Folge zu leisten.

Auch Frau Anna war nicht weniger freundlich, sie empfing den Gast ihres Mannes mit gleicher Herzlichkeit.

Nach dem Abendbrod mußte Hans erzählen, wie es ihm ergangen, und ausführlich über Littof und seine Freundin berichten.

„Daß ich einer Ihrer wärmsten Verehrer bin, teurer Meister, und zwar schon seit lange, ist durchaus kein Verdienst, auf das ich mich berufen möchte. Denn wer kann Ihre Musik hören ohne davon begeistert zu sein?“

„Lieber junger Freund, heute gibt es nur sehr Wenige, die diese Ihre Ansicht teilen. Sprechen wir aber nicht von mir, sondern von Ihnen! Was haben Sie vor, wie denken Sie sich Ihre Zukunft?“

„Ich habe alle Brücken hinter mir abgebrannt. Ich habe mit der Vergangenheit ganz und gar gebrochen, um mir eine neue, meinem Interesse entsprechende Zukunft zu gründen. Schon als Kind liebte ich die Musik über Alle

als ich nun älter und verständiger wurde, wurde sie mir Lebenszweck. Ich habe eingesehen, daß das trockene Studium der Rechte für mich eine Unmöglichkeit ist, und da meine Mutter durchaus nicht meiner Ansicht war, mir auch keinerlei Konzessionen machen wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als meine Wege in Zukunft allein zu gehen. Heute ahnt sie noch nicht, daß ich nimmer als Jurist zu ihr zurückkehren werde."

„Wieso? Sind Sie ihr etwa gar durchgegangen, und weiß Freund Littof darum?"

„Ihr bin ich gerade nicht durchgegangen, aber meinem Vater. Sie wissen, meine Eltern leben schon etliche Jahre getrennt. Mein Vater hat sich in der Schweiz wieder verheiratet, meine Schwester und ich blieben bei der Mutter, allein alle Jahre bringen wir unsere Ferienzeit auf dem herrlichen Gut des Vaters in der Schweiz zu. Die zweite Frau meines Vaters ist ein durch und durch liebenswürdiger Charakter, und nimmt uns immer mit der größten Herzlichkeit auf, so daß dieser Aufenthalt stets die glücklichste Zeit im ganzen Jahr für mich war. Die letzten Wochen habe ich nun wieder im Hause meines Vaters verbracht, je näher aber die Abreise nahte, je mehr sah ich ein, daß es mir geradezu unmöglich ist, wieder das alte trockene Studium aufzunehmen. Ich schrieb an Meister Littof, dessen Teilnahme ich schon letzten Sommer erregt hatte. Er gab mir den Rat, daß, wenn es mir wirklich heiliger Ernst mit dem Studium der Musik sei, ich keinen ıfern Lehrer wie Sie, teurer Meister, finden könnte."

„Ja ich weiß, Littof hat an mich geschrieben, mir aber ıt mitgeteilt, daß ich einen Herrn Ausreißer bei mir ınnehmen hätte", setzte Wiegand lächelnd hinzu.

„Das glaube ich wohl, denn Dr. Littof ahnte ebenso wenig mein Vorhaben als ich selbst. Ich versuchte meinen Vater zu bestimmen, mir behilflich zu sein und mir das Studium der Musik zu ermöglichen, allein er wollte davon nichts hören, und meinte, das wäre die Sache meiner Mutter, die meine Erziehung allein geleitet, ihr allein käme die Bestimmung hierüber zu."

„Und diese Zustimmung hat wohl der Herr Sohn nicht erst eingeholt?"

„Nein, weil ich wußte, daß dies ganz vergeblich gewesen wäre. Meine Mutter ist durch und durch Aristokratin und findet, daß Musik, zum Vergnügen betrieben, eine ganz aristokratische Beschäftigung ist, allein die Musik als Lebenszweck, als Beruf zu erwählen, erscheint ihr plebejisch, und nie würde sie ihre Zustimmung dazu geben, daß ihr einziger Sohn sich diesen Beruf erwähle."

„Das ist ja eine ganz verzwickte Geschichte", erwiderte Wiegand, „aber Scherz bei Seite, Sie gefallen mir ob Ihrer erwiesenen Energie nur noch viel besser. Ihre Hartnäckigkeit, Ihr zähes Festhalten an dem einmal gefaßten Entschluß beweisen mir, daß Sie es damit Ernst nehmen; und daß etwas Tüchtiges aus Ihnen werden wird, dafür lassen Sie nur mich sorgen. Weiß Ihr Herr Vater, wo Sie sich jetzt befinden?"

„Gewiß, ich habe ihm einen Brief hinterlassen, als ich heute bei Tagesgrauen das Schloß verließ. Ich habe ihm gesagt, daß der Beruf zur Musik so mächtig in mir ist, daß ich ohne ihm zu folgen nicht mehr leben kann. Ich habe ihm mit vollkommener Offenheit alles mitgeteilt was Dr. Littof mir geschrieben, und habe ihm

auch nicht vorenthalten, daß ich zu Ihnen nach Zürich gegangen bin." —

„Darüber wird Ihr Vater wohl ein ganz besonderes Vergnügen haben, daß Sie dem Revolutionär, den politischen Flüchtling aufgesucht haben."

„Ich konnte es ihm nicht verheimlichen, mag er nun darüber denken wie er will. Ich hoffe, daß meine Mutter wenigstens so weit ein Einsehen haben wird, daß sie mir das Nötigste für meinen Unterhalt zukommen läßt, ich habe darüber schon an Littof geschrieben, der sich sicher für mich bei ihr verwenden wird."

„Wenn auch Ihre Mutter jetzt, so lange Sie bei mir sind, nichts für Sie tut, so machen Sie sich darüber keine Sorgen. Sie sind unser lieber Gast, und verhungern lassen wir Sie schon nicht. Gelt Anna, dafür weißt du schon Rat?"

Und Frau Anna stimmte freundlich lächelnd zu.

So war denn Hans von Berkow als dritter in den kleinen Haushalt aufgenommen.

Wiegand tat sofort Schritte, daß Hans am städtischen Theater zum Einstudieren von Partien, Chören etc. verwendet wurde, und da der Direktor nur zu bald merkte, wie vorzüglich der junge Musiker es verstand damit umzugehen, so dauerte es nicht lange daß ihm das Einstudieren ganzer Opern anvertraut wurde.

Mit unglaublicher Geduld und Ausdauer wohnte Wiegand den Proben einer ‚Regimentstochter', ‚Nachtwandlin' oder ‚Stummen' bei, um seinen Schüler in alle jene nheiten des Dirigierens einzuführen, die ihn später so ıaltig auszeichneten.

Der Winter verging im Flug. Meister und Schüler

waren von früh bis spät tätig. Beide fühlten sich wohl bei ihrer Arbeit. Wiegand hatte seine Kompositionen vorgenommen, und Hans arbeitete mit Macht auf den zukünftigen Kapellmeister hin.

Manch gemütliche Stunde wurde verplaudert, Wiegand hatte endlich das gefunden, das ihm so lange fehlte, eine Seele die ihn ganz und gar verstand, und die auf alle seine Gedanken einging. Es war ein unvergeßlicher Winter, reich an Entbehrungen aller Art, aber auch reich an unvergleichlichen Stunden, wie sie eben nur Künstlern beschieden sind.

Im Frühling war Hans im Dirigieren bereits so weit vorgeschritten, daß Wiegand ihm dringend riet, eine selbständige Kapellmeisterstelle an einer kleinen Bühne anzunehmen.

Schwer würde für beide Freunde die Trennung werden, aber es wäre ja doch nur noch eine kurze Spanne Zeit gewesen, die sie zusammen geblieben wären, da Wiegand Hans dringend riet, sein unvergleichliches pianistisches Talent bei Littof gründlich auszubilden.

„Auch werden deine Eltern dir weniger zürnen, wenn du in der aristokratischen Gesellschaft Littof's und der Fürstin weilst, als wie bei dem verfehmten Flüchtling", sagte der Meister nicht ohne Bitterkeit.

Die Zeit rückte heran, in welcher Hans die ihm kontraktlich zustehende Opern-Vorstellung zu seinem eigenen Benefiz dirigieren sollte. Er hatte sich schon lange auf diesen Moment gefreut. In manch schwerer Stunde, wer ihn die Beschäftigung, triviale Opern einzustudieren, fast z Boden drücken wollte, hatte ihn der Gedanke getröstet, d er zu seiner künstlerischen Erholung, als Benefiz ein W

nach seinem Herzen wählen und mit voller Freudigkeit sorgfältig einstudieren wolle. Da es leider keine Oper Wiegand's sein konnte, so sollte es wenigstens dessen Lieblingsoper, „Der Freischütz" sein. Mit unendlicher Liebe und Sorgfalt leitete er die Proben, und als er endlich seine Agathe und seinen Max so weit hatte, sie Wiegand ohne Schanden vorführen zu können, lud er den verehrten Meister zur Vorstellung ein. Wiegand kam, und war im höchsten Grade überrascht, was Hans in dieser kurzen Zeit geleistet hatte.

„Du bist ein Musiker, der den seltenen Vorzug der Originalität besitzt. Alles, was du unternimmst ist gehaltvoll, deine musikalischen Feinheiten überraschen angenehm. Ich prophezeihe dir eine große Zukunft. —"

Dies waren die Abschiedsworte, die Wiegand dem Schüler mit auf den Weg gab.

Mit dem Sommer kehrte Hans von Berkow nach Bernhardsburg zurück. Wiegand hatte Recht behalten, seine Mutter gab auf Littof's energisches Bitten endlich ihre Zustimmung, und söhnte sich auch insoweit mit Hans aus, daß sie ihm erlaubte ihr wieder zu schreiben, und sie ihm ihr Interesse an seinem selbständig gewählten Beruf fernerhin nicht mehr vorenthielt.

Viertes Kapitel.

Wiegand empfand schmerzlich die Trennung von seinem jungen Freunde. Er fehlte ihm mehr als er es sich eingestehen wollte. Stets war Hans bereit auf des Meisters Wünsche einzugehen, selbst bei seiner Arbeit war er ihm fast unentbehrlich geworden. Als vorzüglicher Pianist und durch und durch begabter Musiker konnte er ihm in das Reich der Töne folgen, und seine Manuskripte am Klavier entziffern. Nun war dies alles vorbei.

Die herrlichen Sommertage verliefen einförmig in Gesellschaft von Frau Anna, die ersichtlich litt; wo waren die gemütlichen Stunden vom letzten Jahre geblieben? Schmerzlich vermißte sie die einsame Frau; allein Wiegand bemerkte es kaum, er war ganz und gar in sein großes Werk vertieft, das ihm manche mutlose Stunde brachte, und an dessen Vollendung er oft verzweifeln wollte.

Wunderbar ist es an Wiegand's Kunstschaffen, daß er nie nach dem Geschmack des Publikums arbeitete, nie der Richtung der Mode gehuldigt, nie den Sängern Konzessionen gemacht hat — sondern nur seinem Genius gefolgt, seinen Prinzipien unwandelbar treu geblieben ist und die Künstler dafür herangebildet, das Publikum herangezogen hat, unbekümmert um alle Zweifel, alle Hinder-

nisse, alle Opposition. Er sagte wie jener große Reformator: „Entweder ist mein Streben und Wirken das Rechte, und dann muß es siegen — oder es ist ein Irrtum; und dann mag es untergehen". Es war aber kein Irrtum, und heute wissen wir, daß Wiegand's Verdienste um die deutsche Oper unvergänglich sind.

In diese trübe Zeit der Zweifel und der geistig angestrengtesten Arbeit fiel ein Lichtblick, der ihn für Vieles entschädigte.

Hans von Berkow war im regsten brieflichen Verkehr mit ihm geblieben, wöchentlich kamen lange Berichte, die dem verbannten Meister Nachrichten aus der Heimat brachten und ihn über den Stand seiner Angelegenheiten genau unterrichteten. Viel Tröstliches erfuhr er da allerdings nicht, und Wiegand war nahe daran die Hoffnung aufzugeben, daß jemals sein „Schwanenritter" an irgend einem Theater zur Aufführung angenommen werden würde. Wie war er daher freudig überrascht als Hans ihm im Auftrage von Littof mitteilte, daß er endlich gesiegt habe, und daß der Großherzog seine Zustimmung gegeben habe, den „Schwanenritter" im dortigen Hoftheater aufzuführen.

Littof's bahnbrechendes Voranschreiten in diesem wahrhaft kulturgeschichtlichen Moment erscheint erst in seiner ganzen Bedeutung, wenn man den Stand der damaligen deutschen Oper bedenkt; und so wurde denn jener ...sttag nicht nur der Geburtstag des „Schwanenritters" ...dern der der Opern-Reform überhaupt.

In welch fieberhafter Aufregung der arme verbannte

Meiſter ſich befand, iſt leicht begreiflich. Jahrelang hatte er dieſen Tag herbeigeſehnt und jetzt endlich, da es ſo weit war, war er durch die Verhältniſſe gezwungen fern zu bleiben.

Immer ſtiller und ſtiller wurde es im Häuschen am See, die beiden Gatten fanden keine Ausſprache, und ſo gern auch Frau Anna ihrem Richard in jene höheren Sphären gefolgt wäre — es ward ihr nicht beſchieden, ſie fand nicht den Weg dahin.

Der Sommer neigte ſich ſeinem Ende, der große Tag nahte heran. Littof hatte Wiegand von allem auf das Genaueſte unterrichtet, ihm aber dringend geraten, ſeinen Plan, der Oper im geheimen beizuwohnen, aufzugeben. Aber was halfen alle Abreden von Littof, alle Tränen von Frau Anna! Wiegand wollte ſich nicht zurückhalten laſſen. Er hatte ſich vorgenommen, in der Nacht vor der Aufführung in Bernhardsburg einzutreffen, bei Littof abzuſteigen, und irgendwo im Theater verſteckt ſeinem Werk zuhören. Er hatte von Anna Abſchied genommen, die arme Frau war außer ſich bei dem Gedanken an die Gefahr, in welche ſich Wiegand ſtürzte, aber ſie hatte ja nie den kleinſten Einfluß auf ſein Tun und Treiben beſeſſen.

„Sei nur ruhig, Anna, ehe es dir lieb iſt, haſt du mich wieder hier. Man iſt es in Deutſchland nachgerade müde geworden, nach uns zu fahnden; und bei Littof, dem Freunde des Großherzogs, bin ich ſicher.“

„Ach, wenn du nur ſchon dort wäreſt, oder noch beſſer hier zurück. Ich habe keine ruhige Stunde, ſo lang ich dich über der Schweizer Grenze weiß. Ich bin es nicht allein, die dich vor der Gefahr warnt, alle unſe-

Freunde sind meiner Ansicht, selbst Littof hat dir davon abgeraten."

„Glaube mir, ich werde vorsichtig sein. Ich halte es mit jenem großen französischen Dramatiker der von seinem Körper sagt: ‚Plunder, wenn Ihr wollt; aber mein Plunder ist mir teuer'. Und nun lebe wohl, du hörst bald von mir."

Bis Basel war Wiegand schon gekommen. Er wollte sich gerade nach dem badischen Bahnhof verfügen, als sein guter Stern es wollte, daß er mit einem Freunde zusammentraf, der ihm nochmals das Gefährliche seines Vorhabens vorhielt.

„Du bist keine Minute sicher! Jeder, der dich erkennt, kann dich verhaften lassen, und haben sie dich, dann steht dir das gleiche Los bevor, wie Freund Rottil, der nun schon drei lange Jahre in Waldheim Wolle spinnt. Das wäre fürchterlich."

Wiegand sah endlich die Tollkühnheit seines Planes ein, und fuhr, anstatt über die deutsche Grenze, über Olten nach Luzern, nachdem er Anna durch ein Telegramm beruhigt hatte. Konnte er sein Werk nicht hören, wenn es zum ersten Male erklingen sollte, so wollte er es doch wenigstens im Geiste genießen, fern von den banalen Getreibe der Welt, ganz allein mit sich.

Zu der Stunde, als das Vorspiel, das später das Entzücken vieler Tausende wurde, erklang, bestieg ein einsamer Wanderer die Höhen des Rigis.

Es war schon fast dunkel, als er oben in Rigi Kulm ankam. In dem damals noch recht primitiven Hôtel waren nur noch wenige Gäste.

Stumm und teilnahmslos setzte er sich zu Tisch;

er kannte Niemand, und wünschte auch nicht, von Jemand erkannt zu werden. Er war daher unangenehm berührt, als eine junge schöne Frau, die neben ihm Platz nahm, ihn freundlich begrüßte. Am liebsten hätte er ihr jede Antwort verweigert, allein ihr Gatte, der bedeutend älter war, stellte sich ihm sofort in liebenswürdigster Weise als Kommerzienrat Wegner aus Waldau vor. Dadurch war Wiegand gezwungen, auf die Konversation einzugehen. Jedoch gleich nach dem Abendbrot verließ er den Saal, um in der herrlichen Mondnacht allein in Gedanken versunken seinem Werke zu folgen.

Er war nach dem „Känzeli“ gegangen, von wo er einen herrlichen Blick über den See hatte.

Wie schön, wie glücklich hätte sein Leben sein können, trug er doch die Bedingungen zu Glück und Zufriedenheit in sich — — das heißt, wenn er nicht durch Kleinliches, durch Mücken und Ameisen gestört wurde. Wie ein Defizit ist ihm sein Leben bis jetzt erschienen. Seine Wünsche haben sich stets nur an Erreichbares geheftet — was unerreichbar auch nur schien, hat zu existieren aufgehört. Und wie schwer litt er jetzt in dieser Stunde!

„Jetzt dürfte der erste Akt zu Ende sein,“ sagte plötzlich eine weiche helle Stimme neben ihm. Seine schöne Tischnachbarin war, von ihm unbemerkt, an ihn heran getreten.

Wiegand, der ganz in Gedanken versunken war, wunderte sich nicht im mindesten über diese Ansprache.

„Ja, allerdings, jetzt wird wieder ein erbitterter Kampf gekämpft werden, nun wird man wieder den „Neuerer“ schmähen, und ihm soviel Schlechtes nach-

sagen als möglich. Das ist mein Los. Doch wie kommen Sie hierher, wie konnten Sie wissen, mit was meine Gedanken eben beschäftigt waren, was wissen Sie überhaupt von mir?

„Mehr als Sie denken, verehrter Meister. Ich habe Sie schon gekannt und verehrt, als Sie noch bei uns in Waldau waren, und habe mit dem größten Interesse Ihr Vorgehen, Ihre Verdienste um unsere vaterländische Oper verfolgt. Wenn sie wüßten, was ich alles versucht habe, um heute in Bernhardsburg zu sein, allein ich konnte es nicht durchsetzen, mein sonst so gefügiger Gatte war nicht dazu zu bewegen, ich weiß nicht, und ich will es auch nicht wissen, was ihn dieses Mal davon abhielt, mir meinen Willen zu tun. Jetzt bedaure ich es nicht mehr — jetzt wurde mir das größte Glück zu teil, ich durfte diese weihevolle Stunde mit Ihnen, dem Schöpfer, erleben."

„Es ist merkwürdig, daß wir uns hier getroffen," erwiderte Richard. „Ich wollte der Welt entfliehen, und ganz allein diese Stunde verbringen, weil ich keine Seele hatte, die mich versteht, mit mir fühlt — und da in dieser grenzenlosen Einsamkeit und Verlassenheit finde ich Sie, eine Seele, die mich versteht, mich begreift."

„Lassen Sie dies ein gutes Omen sein. Sobald ich heimgekehrt, werde ich coute qui coute es durchsetzen Ihren „Schwanenritter" zu hören; und dann gestatten Sie mir, Ihnen darüber zu berichten. Ich möchte Ihnen so gerne danken für all die herrlichen Stunden, die ich durch Ihre Kunst genossen! Wenn das Leben gar so prosaische Anforderungen an uns stellt, wenn ich oft gefürchtet, mich dem banalen gesellschaftlichen Treiben zu verlieren,

da hat Ihre Musik mir stets Trost gespendet. — Doch ich langweile Sie mit meinem Geplauder — verzeihen Sie." —

„Verehrte Frau, ich bin durch Schmeicheleien nicht verwöhnt, es ist eine solche Seltenheit, daß man mir etwas Angenehmes sagt, ich bin unverstanden — aber ich kann nicht anders." — — — —

„Trösten Sie sich damit, das Genie eilt stets den Andern um Jahre voraus — — es wird von Wenigen verstanden, und meistens erst nach seinem Tode gewürdigt. Ist es denn Beethoven mit seinem „Fidelio", und Weber mit seiner „Euryanthe" besser ergangen? Es werden immer die bedeutendsten, die bahnbrechenden Werke sein, welche dieses Schicksal haben — aber ohne zu unterliegen. Im Gegenteil, ihr Triumph, ihre Lebensdauer ist nach solcher Feuertaufe nur um so größer. Ihr „Schwanenritter", wenn er auch jetzt wahre Stürme der Erbitterung hervorrufen wird, und wenn sich der Ausfahrt des königlichen Ritters die unglaublichsten Hindernisse entgegenstemmen werden, und sie ihm fort und fort durch lange Jahre erschweren, — er muß doch endlich zum Ziele gelangen; er wird gleich dem Freischütz einst die Lieblings-Oper seiner Nation werden."

„O teure Frau, sprächen Sie wahr! rief Wiegand aus, Drei Jahre schon ist die Oper vollendet und außer Littof hat Niemand den Mut sie aufzuführen. In Waldau, für dessen eminente Opernkräfte ich sie zunächst gedacht und bestimmt habe, hat man sie abgelehnt. Der Intendant hat mir mehr als einmal versichert, daß ich vollkommen talentlos, und der Schwanenritter ein eminenter Rückschritt sei. Was wollen Sie? Die Franzosen und Italiener

behaupten jetzt die Opern-Weltherrschaft, die arme deutsche Oper ist natürlich dadurch arg ins Gedräng' gekommen, aber meine Ausdauer soll ihr ihren Platz wieder erobern; ich will die Franzosen sowohl wie die Italiener dazu zwingen, ihr das Feld in Deutschland zu räumen, ja, sie zwingen, bis zu einem gewissen Grade in meine Bahnen einzulenken. Daß dies nur unter den erbittertsten Kämpfen — und nur sehr allmählich sich vollziehen kann, darauf bin ich gefaßt."

„Daß Ihr Schwanenritter mit Ihnen, teurer Meister, in Acht und Bann getan ist, darf Sie nicht wundern. Wer außer Littof, dem Freunde des Großherzogs von Bernhardsburg, konnte das doppelte Wagnis unternehmen, diese Oper, das Werk eines politischen Flüchtlings, an einer Hofbühne zuerst aufzuführen? Ein Werk, an dessen unvertilgbare Lebensfähigkeit nur Wenige außer Littof glauben! An ihn, den großen gütigen Freund, wagt sich die politische Denunziation nicht heran, und es wird einst dem Großherzog Carl Ferdinand zu hohem Ruhme gereichen, daß er sich durch nichts bestimmen ließ, von der ersten Aufführung abzustehen, das ist wirklich die edle Tat eines echten deutschen Fürsten."

„Hätte ich viele Freunde wie Sie, teure Frau, dann stünde es besser um mich. Ich bin aber ein mittelloser Flüchtling, den Alle, nur dieser Eine nicht — verlassen haben."

„Von nun an soll dies anders werden. Im Frühling komme ich nach Zürich. Mein Mann hat mir als mein spezielles Eigentum das große Schloß-Gut Lusau am See gekauft. Unweit des großen Schlosses liegt eine hübsche kleine Villa, die mit zu dem Gute gehört,

die müssen Sie bewohnen, und mir von heute an gestatten, daß ich tatkräftig für Sie eintrete. Daß der Kommerzienrat es sich zur Ehre rechnen wird, Sie als Hausfreund zu begrüßen, dafür lassen Sie mich nur sorgen. Diese weihevolle Stunde mit Ihnen erlebt zu haben gibt mir das Recht, mich als Ihre Freundin zu betrachten; ich werde Ihnen stets eine treue Verbündete sein. So wie ich, hat Sie doch nie eine andere weibliche Seele verstanden!"

Die junge Frau reichte mit diesen Worten Wiegand die Hand, die dieser — stumm an seine Lippen führte.

Wie lange die beiden Glücklichen, weltvergessen, im Zauber des Vollmondes geträumt, wäre schwer zu sagen. Die harte Stimme des Kommerzienrates weckte sie aus ihren Träumen. Der Spaziergang seiner Frau im Mondenschein hatte ihm offenbar zu lange gedauert. Schnell machte sie sich von Wiegand los und ging dem Hause zu, um dort zu verschwinden.

Auch Wiegand suchte auf einem Umweg das Haus zu gewinnen. Als er in den Speisesaal trat, war er leer. Das Ehepaar hatte sich schon zurückgezogen. Gern hätte er noch ein Stündchen verplaudert, denn die Einsamkeit hatte plötzlich allen Reiz für ihn verloren.

Er suchte sein Zimmer auf; aber lange konnte er keine Ruhe finden, er mußte immerfort an die eigenartige Frau denken, die einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und die ihm in so kurzer Zeit teuer geworden war.

Es war doch seltsam, daß ihm gerade diese Stunde, in der er so einsam und wie er wähnte, von der ganzen Welt verlassen, eine Freundin gebracht hatte! Sollte er wirklich ein weibliches Wesen gefunden haben, das ihn

ganz und gar verstand, mit dem er sich über all seine Pläne sein Hoffen und Harren aussprechen konnte?

Jedenfalls hatte sie dazu beigetragen, ihm den Abend erträglich zu gestalten, schon dafür war er ihr Dank schuldig; und dann wie verständig, wie sogar nichtweibisch, hatte sie sein Schaffen beurteilt!

Sie hatte sich jedenfalls viel mit seinen Schriften beschäftigt und kannte alle seine Kompositionen. Wie wohltuend hat ihn selbst ihre weiche Stimme berührt! — — Sagte sie nicht, sie wolle im Frühling nach Zürich kommen? Ja, dann muß sich alles, alles wenden . . . . . —

Endlich konnte Richard Ruhe finden und der Schlaf senkte sich auf seine müden Lider. Als er am anderen Morgen erwachte, waren Kommerzienrat Wegner's schon fort.

Nun litt es auch Wiegand nicht mehr länger auf dem Berg, es trieb ihn mit Macht heim, er hoffte auf Nachrichten aus Bernhardsburg, und dann mußte er dem Freunde von der gestrigen Begegnung berichten.

Am Abend traf er wieder in Zürich ein, herzlich wie immer von Frau Anna begrüßt.

Fünftes Kapitel.

Die Nachrichten aus Bernhardsburg waren leider nicht ganz so günstig ausgefallen, wie Richard erwartet hatte. Das war nicht zu leugnen, der „Schwanenritter" hatte entschieden einen Erfolg errungen, allein der Dichter-Komponist hatte gehofft, daß andere Theater dem Beispiel von Bernhardsburg folgen würden, und daß ihm dann durch den Erfolg dieser seiner ersten Oper endlich ein pekuniärer Erfolg gesichert wäre. Dem war aber leider nicht so. Keine andere Bühne hatte den Mut nachzufolgen, und die alte Misère, die alten Sorgen lasteten abermals schwer auf Wiegand.

Mißmutig und verstimmt sah er dem Winter entgegen. Das Ehepaar hatte die kleine aber sehr behagliche Villa dicht am See bezogen, die ihm die Großmut vom Kommerzienrat Wegner zur Verfügung gestellt hatte. Seine Freundin vom Rigi, mit der er in regem brieflichem Verkehr geblieben war, hatte ihm geschrieben, daß sie mit dem Frühling ihren Einzug in dem neu hergerichteten Schlosse halten würde. Aber bis dahin war es noch lange Zeit, und jetzt mußte er allein hier aushalten an der Seite seiner guten aber leider so grenzenlos unbedeutenden Frau.

Wäre es nur endlich Frühling, wie gerne wäre er dann hinaus gepilgert in die herrliche Natur! So war er gezwungen daheim auszuhalten, und fort und fort den gleichen Jammer über die ewigen Geldsorgen zu hören; und wie leicht wäre denen nach Frau Anna's Meinung abzuhelfen gewesen, wenn der Komponist nur hätte kleine Konzessionen machen und sich dem Geschmack des Publikums fügen wollen.

Wie recht hatte doch der Intendant in Waldau behalten! Frau Anna seufzte tief bei dem Gedanken, denn sie wußte aus Erfahrung, daß an ein Nachgeben bei des Gatten Starrkopf nicht zu denken war.

— — — — — — — — — — — —

Durch die noch in Morgendämmerung liegenden Straßen hallte der schwere Schritt der Straßenarbeiter, das dumpfe Rollen der kleinen Bauernkarren, welche die Stadt mit Proviant versorgten, und das Geraſſel der schwer bepackten Droschken, welche zu den ersten Dampfschiffen nach dem Landungsplatz eilten. Hier und da erklang auch ein munterer Zuruf, ein freundlicher Morgengruß. Die hohen Häuser aber sahen noch schläfrig drein wie ihre Besitzer.

Jetzt endlich hatten die Strahlen der Morgensonne, mühsam und gedämpft, ihren langen Weg durch die Nebel, die vom See aufstiegen, durch den winterlichen Park sich gebahnt. Nun ruhten sie aus auf dem stark betauten Fenster und wärmten es so lange, bis es hell erglänzte, und den stillen Morgengruß des Winters unverkümmert das öde Zimmer der sorgenvollen Frau gleiten ließ.

Zahllose geschwätzige Sperlinge, die auf den Bäumen

des großen Parkes nisteten, begrüßten den jungen Morgen mit lebhaftem Geschrei.

Anna hatte sich schon erhoben, sie saß in einem äußerst einfachen Morgenkleid vor ihrem Arbeitstisch und rechnete — rechnete —, aber was half es ihr, so sehr sie auch den armen Kopf anstrengte — die Kasse blieb immer leer. — —

Rasch öffnete sich die Türe und herein trat Richard mit einem kurzen „Guten Morgen Anna."

„Guten Morgen, Richard, du schon auf? Was hat das zu bedeuten?"

Richard schloß die Türe. Er stand jetzt dicht vor Anna. Beide maßen sich mit sorgenvollem Blicken, die fast ebensoviel Unmut als Teilnahme zeigten.

Richard's Erscheinung stach merkwürdig gegen die von Anna ab. Wer beide so nebeneinander sah, mußte sich auf den ersten Blick sagen, daß sie doch eigentlich nicht zusammen paßten.

Die Erscheinung Wiegand's war schmal und klein, eher zu zart für einen Mann; seine Züge hatten einen nervös gespannten, aber edel durchgeistigten Ausdruck, seine Bewegungen waren lebhaft. Man sah, daß er mit dem Leben durchaus noch nicht abgeschlossen hatte, sondern daß er noch viel von seiner Zukunft erhoffte.

Frau Anna hingegen stellte keinerlei Forderungen mehr an das Leben. Die Sorgen, mit denen sie stets zu kämpfen hatte, hatten ihr Haar vorzeitig gebleicht und tiefe Furchen in ihre Wangen eingegraben. Man sah es ihr an, daß sie um einige Jahre älter war als der Gatte; ihr Lebensmut versagte vollkommen; sie war resigniert, sie erhoffte für sich nichts mehr von der Zukunft.

Es war ihr versagt, den hochstrebenden Zielen des Gatten zu folgen.

Anna versuchte das sie peinigende Schweigen zu enden.

„Was wünschest du," frug sie gedrückt den sie stets beherrschenden Gatten. „Hast du irgend etwas erfahren?"

„Wie es scheint, nichts Neues" erwiderte er gefaßt, indem ein ironischer Zug um seinen Mund zuckte. Immer dieselbe Misère, immer das ewige Einerlei der Arbeit und Sorge der Ruhmlosigkeit und Verständnislosigkeit — nicht nur des großen Publikums, nein, sogar der mir am nächsten stehenden."

„Aber Richard, du weißt doch, daß ich deinen hochstrebenden Idealen nicht folgen kann, ich bin eine einfache Frau, die dir so gern das Leben noch Möglichkeit erleichtern möchte, aber es liegt leider nicht in meiner Macht. Siehe Liebster, so oft habe ich schon gedacht — aber du darfst nicht böse werden über das, was ich dir jetzt sage" — setzte Anna schüchtern und verlegen hinzu — ob es nicht für uns beide besser wäre, wir würden uns eine Zeit lang trennen; mir ist ja das Vaterland nicht verschlossen und bei meinen Verwandten würde ich schon willkommen sein, aber wer sorgt dann für dich und hält dir die tägliche Misère einigermaßen fern?"

„Darüber sei ohne Sorgen, ich werde mir für einige Zeit schon zu helfen wissen, ich sehe deine Gründe vollkommen ein und will dir in keiner Beziehung hinderlich sein; schreibe an deine Verwandten und richte alles für deine Abreise, den dazu nötigen Mammon werde ich schon auftreiben."

Als Richard in seinem Zimmer allein war, blieb er festgebannt stehen und starrte lange vor sich hin.

Er war bläſſer wie gewöhnlich und ſeine Bruſt arbeitete heftig. Er mochte es ſich nicht eingeſtehen, daß Anna mit dieſem Vorſchlag ſeinem Herzenswunſch entgegenkam.

„So wäre denn auch dies vorüber“ — flüſterte er leiſe. Er ging langſamen Schritts zum Sofa, warf ſich dort ſtumm in die Ecke, bedeckte ſein Geſicht mit der Hand — — — — und dachte an Iſa Wegner, die nun bald kommen und ihn allein finden würde. Wie lange er ſo gelegen, wußte er nicht. Er fuhr erſchrocken auf, als die Türe vom Nebenzimmer ſich unvermutet öffnete und Anna hereintrat. Sie war ebenſo bedrückt wie Richard, man konnte es ihr anmerken, wie ſchwer es ihr wurde, den Gatten, mit dem ſie ſo lange alles Leid getragen hatte, zu verlaſſen; aber was blieb ihr ſchließlich anderes übrig?

„Willſt du denn nach meiner Abreiſe hier bleiben, Richard?“ fragte ſie zögernd.

„Ja,“ antwortete er kurz, um ihr ſeinen inneren Kampf zu verbergen. „Ich werde keinenfalls verderben, ich werde arbeiten, und ſo arbeiten, wie mir einzig die Arbeit zuſagt. Ihr habt alle ſo erfolgreich daran gearbeitet, mir die Luſt daran zu verleiden, daß ich ordentlich noch Einſamkeit lechze. Alſo ſcheiden wir in Frieden. Ich werde ſtets bereit ſein dir zu helfen, ſo gut ich es vermag; und haſt du je Sehnſucht zu mir zurückzukehren, ſo ſteht dir mein Haus jeder Zeit offen. Denke an deine Abreiſe, beſorge deine Angelegenheiten, und überlaſſe mich meinem Schickſal.“

Vier Tage ſpäter reiſte Anna mit dem Nachtſchnellzug über Baſel nach der nordiſchen Heimat.

Richard hatte ſie zur Bahn begleitet. Als der

Kurierzug in die finstere Nacht hinausgebraust war, stand er noch lange auf dem menschenleeren Perron, in der kalten Nachtluft, und starrte in Gedanken versunken ihm nach, bis ein Licht nach dem anderen erlosch, und ein Bahnbeamter ihn ersuchte die Halle zu verlassen, da sie geschlossen würde.

Schwere trübe Gedanken waren es, welche Richard in seine öde kalte Wohnung zurückbegleiteten.

Jetzt, wo der entscheidende Schritt geschehen, wo er so ziemlich mit seiner Vergangenheit gebrochen, und sich von seinen zuletzt unerträglich werdenden Fesseln befreit hatte — jetzt fragte er sich, ob er auch recht getan?

Er hatte im Stillen lange die Hoffnung genährt, daß Anna durch seinen Umgang, durch seinen Einfluß nach und nach eine andere werden könnte, und er hatte sich damit von Anfang an getäuscht. Denn nicht nur, daß Anna, als sie die Seine geworden, in ihrem Charakter schon viel fertiger und abgeschlossener — nicht reifer — als er selbst gewesen: sie war auch eine Natur, die über ein geistiges, ziemlich beschränktes Ziel niemals hinaus geführt werden konnte, — weil eben ihre geistigen Fähigkeiten nicht weiter reichten.

Sie war von Herzen gut und ihm zugetan, allein sie konnte ihm nicht folgen, und darum war es für Richard die höchste Zeit, daß der stete Druck, den Anna auf sein Gemüt ausgeübt, von ihm genommen, daß er befreit würde von einer Aufgabe, der nicht nur er nicht gewachsen, sondern die überhaupt für keine künstlerisch feinfühlende Natur zu lösen gewesen wäre. Sein Künstler-Talent litt darunter. Er bedurfte zum Schaffen vor Allem der Ruhe des Gemüts, Klarheit der Verhältnisse,

der Befreiung von Not und Sorge. Und das alles hatte er bis jetzt kaum beſeſſen — — —

Das alles aber hoffte er in den neuen Verhältniſſen zu finden. Ja, der Winter freilich, der wird einſam und traurig für ihn ſein, wenn dann aber mit dem Frühling zugleich die Freundin, die gleichgeſtimmte, gleich empfindende Seele ihren Einzug in ihrem Feenſchloß halten wird, ja dann muß ſich alles zum Beſten wenden — — —

* * *

Es waren recht ſtille Tage, die jetzt folgten. Anna fehlte Richard mehr als er es für möglich gehalten hätte. Er war an ihren Umgang im Hauſe zu ſehr gewöhnt; ſie hatte für alle ſeine kleinen Bequemlichkeiten geſorgt, oft ſeine Wünſche erraten, immer eine kleine Aufmerkſamkeit für ihn gehabt, alles von ihm fern gehalten, was ihn ſtören konnte.

Um ſich zu zerſtreuen, ging er mehr als bisher ſpazieren, die herrliche Umgebung am Seeufer entlang bot ihm reichliche Gelegenheit. Er durchſtreifte den ſchönen großen Park, der, noch gänzlich verwildert, ihm den liebſten Aufenthalt bot; ganz unmerklich verlor ſich der Park dann in Wald, der ſich noch ſtundenlang am See hinzog.

Richard war jetzt allein, ſich ſelbſt überlaſſen, — ein ihm völlig neuer Zuſtand. Bisher hatten ſtets die verſchiedenſten Elemente, und meiſt widerſtrebende, auf ihn eingewirkt; man hatte ſeine Wege zu beſtimmen geſucht, ihn gehemmt, ja oft gelähmt. Selbſt hier in der Verbannung fühlte er ſich, ſo lange ſeine Gattin bei ihm war, gehemmt, eingezwängt. Jetzt war ſie fern, und er fühlte ſich frei, jetzt durfte er ſich ſelbſt leben.

„Ich will glücklich sein“ — schrieb er an einen seiner Freunde — „und das ist der Mensch nur, wenn er frei ist; nur der Mensch ist aber frei, der das ist, was er sein kann und deshalb sein muß. Wer daher der innern Notwendigkeit seines Wesens genügt, ist frei, weil er sich bei sich fühlt, weil alles was er tut seiner Natur, seinen wirklichen Bedürfnissen entspricht, wer aber nicht seiner inneren, sondern einer äußeren Notwendigkeit folgt, gehorcht einem Zwang, er ist unfrei, ein Sklave, unglückselig.“ —

Sein Genie, seine gewaltige Schöpferkraft, seine ganze Energie und sein unerschütterlicher Glaube an sein Ideal erwachten von neuem in seiner Brust und gaben ihm den Mut, dessen er bedurfte, sein großes Werk zu vollenden sowie er es im Traum erschaut hatte.

Wie viel Geduld und Ausdauer aber dazu gehörte ein solches Werk zu schaffen, welche schweren Kämpfe ihm bevorstanden bis er endlich damit hervortreten konnte, davon hatte der einsame Dichterkomponist damals noch keine Ahnung.

Nach der absoluten Schönheit und Wahrheit unablässig zu streben war die edle Aufgabe, die er sich gestellt, er suchte sie zu lösen; das war das Ziel, das er in jenem einsamen Wintermonate sich gesteckt hatte.

Richard hatte ein hohes Ideal erfaßt und als das erkannt, welches seiner Sehnsucht nach dem Schönen und Wahren entsprach, welches mit einem Wort seine Seele erfüllte, seinen Glauben bildete, und darum mußte er auch dieses höchste Ziel mit aller Zähigkeit festhalten, und mit unbeugsamer Ausdauer verfolgen. —

Er wußte sehr genau, daß bei jedem Schritt, den er vorwärts tat, er Andersgläubige fand, welche ihm sein Ideal

verkümmern, entreißen wollten. Wenn er aber als schaffender Künstler selbst keinen Glauben an sich, an seine Sendung, an sein Ideal hatte — wie hätte er dann erwarten können, daß Andere an ihn glaubten? Und wenn er dem Urteil der Menge, dem Geschmack des Einzelnen folgen wollte — wohin würde er wohl geraten sein? Darum mußte er energisch mit Wort und Tat der herrschenden Zeitrichtung entgegentreten! So tief wie noch Keiner vor ihm wollte er in die Fundamentalfragen seiner Kunst eingreifen; kühn wollte er gegen Tausende sich Bahn brechen für sein neues Ideal, das er ganz allein in seiner Brust hegte, selbst wenn seine Freunde ihn im Anfang nicht verstehen sollten; er wollte als Einzelner gegen Alle kämpfen, und trotz aller Enttäuschungen nie den Mut verlieren.

* * *

Die Natur lag im tiefen Winterschlaf, aber sie war nicht gestorben. Am späten Nachmittag, nachdem Richard stundenlang tüchtig gearbeitet hatte, streifte er umher, um der scheidenden Sonne seine Grüße zu bringen und dem stillen Herannahen der Nacht zu lauschen. Das Abendrot färbte die kahlen Flächen so warm, die letzten Sonnenblicke grüßten so hell durch den schneebedeckten Wald, und wenn dann Sterne ohne Zahl in der kalten Nacht funkelten, und der aufgehende Mond der Landschaft wieder ein so ganz anderes feierliches Gepräge verlieh, da war es ihm, als stände er allein in dem riesigen Dom der Nacht und wäre dem ewigen Walten der Vorsehung näher.

Das Aufflattern eines Nachtvogels, der ferne Ruf eines Rehes, das Rascheln eines Nagetieres im dürren

Laub, machte die hehere Einsamkeit und Stille nur noch fühlbarer.

In solchen Stunden kam ein seliger Friede über ihn, wie er ihn nie gekannt hatte. Fern von der überlauten Welt, fern von quälenden Menschen, frei in Gottes schöner Natur, ohne Kummer dem kommenden Tag entgegensehend, ohne Kränkung den heutigen verlassend — wann, wo war es ihm jemals so wohl gewesen?

Wenn er dann im tiefen Dunkel heimkehrte und seine schöne Wohnung betrat, setzte er sich von neuem an den Arbeitstisch um seine Pläne, seine Gedankenfülle zu verarbeiten.

So rückte die Weihnachtszeit heran. Dann folgte das Neujahr, das Richard ebenso einsam antrat, als wie er das alte beschloß.

Jedoch eine Freude sollte ihm zum Jahresschluß noch werden; unter den Briefen seiner Freunde und Verehrer, die ihn mehr oder weniger unberührt ließen, fand sich auch ein Schreiben von Littof, in dem er ihm ein Wiedersehen für den Monat Januar in Aussicht stellte. Littof hatte nur wenige Tage Zeit den Freund aufzusuchen, um aber das Beisammensein so lang als möglich auskosten, schlug er Richard vor, mit ihm in Basel zusammenzutreffen, und dann gemeinsam nach Zürich zurückzukehren. Richard war ob dieses Vorschlages hoch erfreut, und erbat sich nur die genau Angabe des Tages und der Stunde, wann er den Freund erwarten dürfe.

Im Hotel zu den „drei Königen" sollte die Begegnung stattfinden. Wiegand war zuerst an Ort und Stelle, er saß des Abends allein im Speisesaal des Gastes, als er im Vestibule von einem nicht zahlreichen

aber kräftigen Männerchor, die Trompetenfafare des Königsrufes aus seinem „Schwanenritter“ singen hörte. Die Türe öffnete sich, und Littof als Chef führte die liebenswürdige und heitere Bande, die sich dem Meister angeschlossen hatte, Wiegand zu.

Zum ersten Mal seit seinem abenteuerlichen Winteraufenthalt in Zürich sah er Hans von Berkow wieder, mit ihm waren noch drei oder vier andere junge Verehrer gekommen, denen ein Wiedersehen mit dem verkannten und verbannten Meister Herzensbedürfnis war.

Ein paar Tage später sollte auch die Fürstin von Wegenhausen, Littofs hohe Freundin, mit ihrer Tochter, der Prinzessin Amalie, nachkommen.

Es konnte nicht fehlen, daß die ungemein freudige Stimmung dieser Begegnung, welche bei aller Gemütlichkeit die eigentümlichen Züge einer großherzigen Ungewöhnlichkeit, wie Alles, was von Littof ausging, an sich hatte, an diesem Abend sich bis in excentrische Fröhlichkeit steigerte.

Mitten in der Ausgelassenheit vermißte Wiegand einen seiner Getreuen, der ihm als tüchtiger Streiter seiner Sache durch seine Aufsätze längst bekannt war. Er stahl sich fort und suchte den Ungetreuen in seinem abgelegenen Zimmer auf, wo er, an heftigen Kopfschmerzen leidend, sich bereits zu Bette gelegt hatte.

Das herzliche Bedauern Wiegand's hierüber äußerte auf den Kranken eine so bedeutende Wirkung, daß er behauptete, sich plötzlich ganz wohl zu fühlen, aus dem Bette sprang, sich von Wiegand zur Beschleunigung beim Ankleidens helfen ließ und diesem wieder zur Gesellschaft folgte, wo man sich bis lange in die Nacht gemeinschaftlich auf das Heiterste unterhielt.

Am anderen Morgen schlug leider schon die Trennungsstunde. Littof und Wiegand fuhren nach Zürich, die Anderen kehrten nach Deutschland zurück, nach der so heißgeliebten Heimat, die dem armen Flüchtling leider noch immer verschlossen war.

Trauliche Tage folgten nun für die beiden Freunde. Die schlechte kalte Witterung hatte keinen Einfluß auf ihre Seelenstimmung, im Gegenteil, jede Störung von außen blieb ihnen fern, und die paar Tage, die für dieses Wiedersehen bestimmt waren, waren nur zu schnell vorüber.

Morgen schon sollte die Fürstin eintreffen um Littof abzuholen. Die Freunde hatten sich in das schöne Arbeitszimmer Wiegand's, das mit eleganter Pedanterie und Behaglichkeit eingerichtet war, zurückgezogen.

Der Arbeitstisch stand an dem großen Fenster; man hatte von dort einen prachtvollen Überblick über den See und die Alpen; Ruhe und Ungestörtheit waren hier heimisch. In der Mitte des Gemachs stand ein prachtvoller Erard-Flügel, ein Geschenk der berühmten Pariser Firma an den Komponisten.

Littof setzte sich an das Instrument.

„Ich habe hier eine Sonate mitgebracht, die ich dir zum Abschiede gern vorspielen möchte, um dein Urteil zu hören."

„Bitte, tue es, spiele aber von Noten, damit ich nachlesen kann", sagte Wiegand und setzte sich neben den Flügel, um Littof die Blätter umzuwenden.

Leidenschaftlich, großartig, ja überwältigend war das Spiel Littoff's. Was erzählte die Sonate alles! Sie berührte Saiten des Innern, die im tiefsten erbebten. Die Freunde versenkten sich in diese Tonflut, die Be-

kenntnisse einer edlen Künstlerseele, die sich dem Schicksal nicht beugt, gehoben von dem stolzen Bewußtsein eigener Kraft.

Als Littof geendet hatte, drückte Wiegand ihm ernst und stumm die Hand. Dann sagte er sichtbar bewegt: „Diese Sonate ist nicht leicht zu verstehen — es ist ein geniales Werk — du mußt dich mit Beethoven trösten, dem seinen letzten Quartetten ist es auch nicht besser ergangen. Selbst Schumann hat mit seinen großen Klavierwerken der ersten Periode nicht mehr Glück gehabt und ergeht es mir denn besser? Es ist immer derselbe Unverstand, der sich von Generation zu Generation forterbt. Doch jede Schuld rächt sich auf Erden. Jede folgende Generation stößt das Urteil der ihr vorhergehenden wieder um, lobt und liebt was jene verworfen, fällt aber in ganz denselben Fehler mit andern, neuen Werken, die sie wiederum nicht begreift, eben weil sie neu sind. Du eilst deiner Zeit um mehrere Jahrzehnte voraus; gingst du mit ihr, so gingst du auch mit ihr unter. Die Probe auf den Gehalt kann immer erst die Nachwelt machen. — Und jetzt bitte ich dich, spiele mir die Sonate gleich noch einmal, wenn es dir nicht zu viel wird."

„Mit Vergnügen", erwiderte Littof, „das ist ein Da capo-Begehren, dem jeder Komponist gern entspricht. Es wird mir selten genug zu teil."

Kaum hatte Littof zum zweiten Male seinen Vortrag beendet, als das Faktotum Wiegand's, seine Haushälterin, die Frau des Gärtners, eintrat und Littof ein Telegramm überreichte, das eben für ihn angekommen war.

Wiegand hatte sich diskret zurückgezogen, so lange

dieſer das Telegramm las, und war daher nicht wenig erſtaunt, als er ihn tief erſchüttert, keines Wortes mächtig, den Kopf in die Hand geſtützt, vor dem Flügel ſitzen ſah.

„Um Gottes Willen, was iſt geſchehen? Doch keine ſchlechten Nachrichten von deiner Freundin?“

„Leider ſehr ſchlechte. Ich bin ſo erſchüttert, daß ich ganz faſſungslos bin.“

„Willſt du mir ſagen, was geſchehen, und wenn ich dir auch nicht zu helfen vermag, ſo kann ich doch mit dir fühlen. Eine Ausſprache zum Freunde iſt manchmal ſchon eine Erleichterung, und daß ich dir ein ebenſo treuer Freund bin wie du mir, weißt du.“

„Habe Dank für deine Worte der Teilnahme; ich will dir gerne mein Herz öffnen. Die Fürſtin wollte morgen hierherkommen, ein paar Tage mit uns gemeinſam hier verleben, und dann mit mir nach Bernhardsburg zurückkehren. Nun bekomme ich die Nachricht aus Venedig, daß ſie dort erkrankt ſei und an ihre Abreiſe nicht gedacht werden kann, und daß ſie dringend mein Kommen wünſcht. Es bleibt mir daher nichts andres übrig, als morgen den Frühzug zu benutzen, und die Tage, die ich mit der Freundin noch in deiner anregenden Geſellſchaft verleben wollte, nun an ihrem Krankenbett zu verbringen. Du weißt, daß ich eine ernſte Pflicht getreu zu erfüllen habe. In dieſem Gefühl der innigſten und ſtandhafteſten Liebe, die meiner ganzen Seele Glauben erfüllt, muß mein äußerliches Leben entweder auf- oder untergehen. Gott ſchütze meinen redlichen Willen.“

„Du haſt Recht, teurer Freund, ich wäre gewiß der letzte, der dich den übernommenen Pflichten abwendig

machen möchte," erwiderte Wiegand bewegt. „Habe ich auch einen allgemeinen Begriff von deiner Situation, so verlangt es mich doch sehr, einmal recht genau von dir zu erfahren, wie es eigentlich mit deinen und der Deinigen Angelegenheiten steht. Ich leide darunter, wenn du dies immer nur so flüchtig berührst. Allem nach muß ich fürchten, daß die Fürstin von ihrem Besitz für immer und vollständig abgeschnitten worden ist; und ich muß bekennen, daß solche Verluste wohl erschüttern können. Ich begreife, daß du mit schwerem Herzen in die Zukunft blickst, da an dein Schicksal sich auch das eines liebenswürdigen jugendlichen Wesens heftet. — Müßtest du mir sagen — daß Ihr lieben drei jetzt ganz besitzlos und — allein dastündet: so dumm bin ich nun einmal — ich könnte mich nicht sehr darüber betrüben, besonders wenn ich sähe, daß du doch guten Mut behieltest. Ach liebster, liebster einziger Freund! Gib mir ein Herz, einen Geist, ein weibliches Gemüt, in das ich mich ganz untertauchen könnte, das mich ganz faßte — wie wenig würde ich dann nötig haben von dieser Welt! Gott, wenn ich mit Euch in schöner Zurückgezogenheit leben könnte; wenn wir hier — wie? das wäre dann gleichgültig! — uns selbst gehören dürften, anstatt uns an so viele Laffen und Verständnisloſe zu zersplittern — wie wollte ich mich glücklich fühlen! Doch ich schwatze in den Tag hinein! Weise mich zurecht — wie ich's verdiene."

„Das ist es nicht, was du befürchtest, Liebster, unsere äußeren Verhältnisse haben sich nicht viel geändert; aber ich fürchte, daß mit der Krankheit der Fürstin für mich eine frohe Hoffnung verloren ging. Dir darf und kann

ich es sagen, die Fürstin schenkte mir mit ihrer unendlichen Liebe auch ihr ganzes Selbst. Wir haben Jahre des reinsten Glückes genossen, und mit unendlicher Freude sahen wir Beide einem frohen Ereignis entgegen, das uns, wenn möglich, noch fester aneinander ketten sollte; und diese frohe Hoffnung scheint nun dahin zu sein. Ein Anrecht auf Glück glaubt doch jeder zu haben. Warum wird es aber so Wenigen zu teil? — Und was ist Glück? Was dem Einen so erscheint, ist es für den Andern nicht. Wie dem nun sein mag, es ist meine Pflicht, so schnell wie möglich zur Freundin zu eilen. Und darum laß uns jetzt gleich Abschied nehmen. Habe Dank für deine Gastfreundschaft — und vor allem für die unvergleichlichen Stunden, die ich deinem gottbegnadeten Genie verdanke. Die Erinnerung an diese Tage wird mir bleiben, denn sie hat Herz und Geist berührt. Lebe wohl — und möge ein gütiges Geschick dich uns bald wieder geben.“ —

Die Türe hatte sich hinter Littof geschlossen, — Wiegand war wieder allein — einsam; ihm fehlte sogar der einzige Trost, der die Einsamkeit erträglich erscheinen läßt, freiwillige Wahl; er war durch das Schicksal dazu gezwungen, und darum war er jetzt trostlos. — —

Hell und klar schien am andern Morgen die Wintersonne, als Wiegand spät aus schwerem traumvollen Schlummer erwachte.

Der Freund war längst über alle Berge. Zum ar-heiten war er nicht aufgelegt. Die Einsamkeit drückte so, daß er es nicht in seinem behaglichen Heim aus-t. Es hatte die Nacht tüchtig geschneit, alle Höhen n dicht mit Schnee bedeckt. Wiegand benutzte

den herrlich klaren Wintertag um einen Ausflug zu machen.

Es war spät am Abend und schon ganz dunkel, als er die Stadt wieder erreichte. Er kam durch den ärmsten Teil der Stadt und bemerkte da einen kleinen Knaben, der im Dunkeln ganz allein auf einem Holzschlitten einen kleinen Abhang hinunter fuhr, und dann wieder hinan kletterte um sein Spiel von Neuem zu beginnen. Wiegand trat zu ihm und fragte ihn, weshalb er so allein fahre und nicht mit den andern Knabe spiele?

„Ich habe keinen Schlitten", — antwortete er. „Ich muß warten bis die Andern nach Hause gehen, dann borgen sie mir einen Schlitten. Es will auch keiner mit mir fahren." —

Das ist der Fluch der Armut, der schon dem Knaben seine harmlosen Freuden verbittert. — Wiegand gab dem Knaben Geld.

„Das muß ich meiner Mutter bringen", sagte er.

„Komme morgen zu mir; ich will den Gärtner bitten, daß er dir einen Schlitten zimmert."

Wie glänzten da die Augen des Knaben vor Freude. — — — — Wiegand fühlte sich nicht mehr ganz einsam — — und hatte wieder Freude zur Arbeit. — —

Sechstes Kapitel.

Die Lerchen schmetterten ihr Jubellied in sonniger Höhe, die Veilchen schauten aus dem Grase neugierig hervor, die Sträucher bedeckten sich mit weißem Blütenschnee, und im Walde regte es sich allenthalben geheimnisvoll. Alles strebte nach der Sonne, Alles wollte des neuerwachten Lebens sich freuen. — Der lange Winterschlaf war zu Ende, der liebe Frühling war gekommen.

Ein arbeitsamer Winter lag hinter Wiegand. Er war mit seiner Arbeit so weit vorgeschritten, wie er es sich vorgenommen hatte; jetzt durfte er sich ein paar Wochen, ja Monate der Erholung schon gönnen.

Wie wirkte doch Alles so neu, so unmittelbar auf ihn! Wie staunte er über das stetige, stille Walten der Natur, das jeden Tag ein neues Wunder schuf. Er konnte nicht satt werden zu schauen, zu bewundern, wie Alles zu grünen und zu blühen begann, wie so viele Tausende von jungen Leben sich plötzlich regten, wie der Wald sich bevölkerte, wie die Fluren sich schmückten und hoch am Himmel blau die kleinen Wölkchen herdenweise us dem Süden herangezogen kamen.

In dem großen Garten und Park erwachte auch ein es Leben. Viele Arbeiter kamen täglich, die Wege zu

säubern, neue Garten-Anlagen wurden gemacht. Die Villa, oder besser gesagt, das Schloß, das Wegner für seine Frau hatte neu herrichten lassen, war fertig geworden, alle Fensterflügel waren geöffnet, um die Frühlingsluft herein zu lassen. Und drinnen wurde Alles schön blank gescheuert und geputzt, denn die Herrin wurde erwartet.

Eine Kammerjungfer und einige Diener erschienen zuerst, mit vielen großen Koffern, und schlugen ihr Quartier im Schlosse auf. Nun wurde ausgepackt, eingeräumt, und Alles mit frischen Blumen geschmückt, und kaum hatten die letzten Tapezierer das Schloß verlassen, als auch schon der Wagen mit dem Kommerzienrat und seiner Gattin vor dem Schlosse hielt.

Kommerzienrat Wegner hatte seine Gattin nur nach ihrer neuen Besitzung begleitet, um nachzusehen, ob Alles so weit in Ordnung und seinen Befehlen entsprechend eingerichtet war, dann mußte er wieder nach Deutschland zurückkehren, denn die Zeit für seine Ferien und Erholung war noch nicht gekommen.

Eine Stunde nach ihrer Ankunft, trat Wegner schon bei Wiegand ein; er wollte ihm seinen Besuch machen und ihn bitten, den Abend mit ihnen zu verbringen. Wiegand hatte keine große Lust dazu, eingedenk aber all der Opfer, die der Kommerzienrat für ihn gebracht hatte, blieb ihm keine andere Wahl, er mußte sich der anstrengenden Arbeit des Höflichseins schon unterziehen und versprach demzufolge sein Erscheinen. Er war auch neugierig Isa wiederzusehen, die damals in jener schweren Stunde, in der er die Verbannung am härtesten gefühlt, in seiner Seele eine verwandte Saite berührt hatte.

So entschloß er sich denn, als es dunkel geworden war, sein elegantes und bequemes Atlasjackett mit einem einfachen Straßenanzug zu vertauschen, und sich hinüber in das Schloß zu begeben.

Der Kammerdiener des Kommerzienrats führte ihn sofort in den Salon der gnädigen Frau, die, wie es schien, ihn schon sehnsüchtig erwartet hatte.

„Grüß Gott, lieber Freund, wie bin ich glücklich Sie wiederzusehen mit Ihnen zu plaudern und — last not least — mit Ihnen zu musizieren, von Ihnen Neues zu hören."

Wiegand setzte in Gedanken hinzu, daß daraus wohl kaum etwas werden würde. Er hatte nicht die geringste Lust, banale Reden über seine Arbeit zu hören, die ja bei ihm ein Teil seines Seelenlebens war. Er machte wahrlich nicht zum Vergnügen Anderer Musik, auch lag es ihm fern, Langeweile damit auszufüllen oder die Zeit zu kürzen. Die Musik war für ihn ein erschütternder Seelenkampf, eine ergreifende Tat, ein ernstes und heiliges Ringen nach dem Höchsten.

Gleich nach Wiegand betrat Wegner den Salon, und nun wurde die Konversation, die erst eine rein musikalische war, eine politische.

Es interessierte Wiegand natürlich sehr, näheres aus der Heimat zu hören, vor allem aber Nachrichten vom Hoftheater in Waldau und von seinem früheren Intendanten zu erhalten.

Erst spät in der Nacht kehrte Wiegand heim mit schwerem Kopf und matten Gliedern. Untauglich zu ernster Arbeit erwachte er am andern Morgen; er nahm sich fest vor, kein Nachtschwärmer zu werden, und seine

Kraft, die er voll und ganz nötig hatte, nicht zu zersplittern.

So lange der Kommerzienrat noch bei seiner Gattin weilte, konnte er leicht seinen Grundsätzen treu bleiben, nachdem Wegner abgereist, und Isa sich allein überlassen war, war es um des Komponisten Ruhe getan.

Am Morgen kam sie bereits, ihn bei seiner Arbeit zu stören, sie brachte ihm frische Blumen oder feines Obst, das in den großen Treibhäusern gezogen wurde. Kurz, sie hatte stets einen liebenswürdigen Grund sich bei ihm einzuführen, und wenn auch Wiegand die ersten Tage über die Störung ungehalten war, so wurde ihm nach und nach ihr liebenswürdiges und stets pikantes Geplauder zur süßen Gewohnheit.

Frau Wegner hätte keine Tochter Eva's sein müssen, hätte sie nicht sogleich ihren Sieg bemerkt. Sie wurde immer kühner, machte immer mehr Ansprüche an seine Zeit, und Wiegand ließ es sich merkwürdig gern gefallen.

Die junge, elegante und gescheite Frau beherrschte ihn bald mehr als wie er es sich eingestehen wollte.

So war der Frühling ins Land gezogen, und auch der Sommer hatte seinen Einzug gehalten. In Zürich kamen täglich viele Fremde aus allen Himmelsrichtungen an; auch an Freunden und Bekannten des Meisters fehlte es nicht. Isa verstand es aber prächtig ihm alles fern zu halten, was ihn langweilen, oder sagen wir besser, von ihr abziehen konnte. Es gehörte jetzt zu den Gewohnheiten Wiegands, jeden Abend das Abendbrot bei Isa einzunehmen. Darnach verfügte man sich in den Musiksalon, und da wurde musiziert nach Herzenslust.

Isa war nicht nur eine musikverständige und musikalische Natur, sie war auch eine ausgezeichnete Pianistin, und war daher Wiegand oft von großem Nutzen, wenn sie ihm seine Partituren vorspielte.

Aber nicht nur des Meisters Musik wurde vorgenommen, oft hatte Wiegand Sehnsucht sonst etwas zu hören, und stets war Isa gern bereit seinem Wunsche nachzukommen. — —

Es war ein sehr heißer Tag gewesen, dem am Abend ein leichter Gewitterregen folgte. Die große Glastüre, die auf die Terrasse führte, war weit offen und man hörte den Regen wie er sachte an die Glasscheiben anschlug. Isa hatte sich an das Instrument gesetzt, und spielte, ganz in Gedanken verloren, das träumerisch poetische Des-dur Prélude von Chopin.

„Da haben Sie ein Lieblingsstück von mir gewählt," sagte Wiegand; „und es paßt vortrefflich für den heutigen Abend. Haben Sie sich dazu ein Bild gemacht? Ihr wirklich sinniger Vortrag läßt mich das vermuten?"

„Nein. Aber es liegt eine sanfte Schwermut, eine zarte Sehnsucht darin, die leicht verständlich ist."

„Das haben Sie richtig herausgefühlt. Man erzählt sich, Chopin habe dieses Prélude improvisiert, als er sehnsüchtig die Rückkehr von George Sand erwartete die während eines Gewitters auf dem See war. Er fürchtete sie in Gefahr und sprach seine Bewegung in Tönen aus. Der Orgelpunkt as, dann auf gis, gibt die schwermütige Stimmung wieder, wie sie niederfallende Regentropfen erzeugen. Am Schlusse geht die Türe auf — sie ist wieder da, und nun ist alles gut." —

„Ach, das ist hübsch," sagte Isa. „Nun werde ich

das Prélude noch lieber spielen. Wissen Sie von andern Chopinschen Stücken auch solche kleine Geschichten?"

„Leider nicht. Chopin war schweigsam und sprach sich nur in Tönen aus. Das Meiste muß man erraten, namentlich bei den Nocturnos, den Balladen, den Sonaten, und der herrlichen F-moll-Fantasie."

„Die sind mir leider zu schwer, fürchte ich."

„Bewahre, machen Sie sich nur einmal mit Geduld daran, und Sie werden sehen, daß Sie sie, wenn auch nicht leicht, so doch mit Ausdauer bewältigen."

„Ach, was mir weit mehr am Herzen läge, wie Chopin und alle andern, das sind Sie, teurer Freund. Wie gern möchte ich alles, alles hingeben, könnte ich Ihnen zu einem vollen ganzen Sieg verhelfen."

„Um das zu erleben, dazu brauchen wir Zeit und Geduld," erwiderte Wiegand. „Das Publikum ist im allgemeinen ein großes Kind. Es will immer und immer wieder dieselben Geschichten, die man ihm schon wer weiß wie oft erzählt hat, wieder hören. In neuen Formen, in neuen Ideen, findet es sich schwer zurecht. Das Neue ist ihm unbequem. Es will nicht denken, es will genießen, und da muß es freilich bei den alten guten Bekannten bleiben, an deren Umgang es gewöhnt ist. Ich möchte oft den Mut verlieren, und nur meine zähe Natur hält mich oben. Ich mache keine Musik um Andere zu amüsieren, ich will sie endlich zu mir empor ziehen. Und nun gute Nacht, liebste Frau, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft — dann bin ich nicht beklagenswert." — —

Wieder waren Tage vergangen, in Zürich wurde es immer lebhafter. Freunde von auswärts waren gekommen, auch Littof hatte sich mit der Fürstin einge-

funden, um den im Winter so jäh abgebrochenen Besuch nachzuholen. Die Fürstin hatte sich prächtig erholt und war in gehobener Stimmung, denn sie hoffte zuversichtlich, jetzt, nach dem Tode des Kaiser Nicolaus, bei dem sie in Ungnade gefallen, auf die Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche.

Auch Littof war sehr guter Laune, man war ihm am Hofe von Bernhardsburg sehr entgegengekommen, sein fürstlicher Freund, der Großherzog, hatte selbst mit dem russischen Hof verhandelt, um ihm den Konsenz zur Ehe mit der Fürstin zu erwirken. Die Antwort war zwar bis jetzt noch nicht eingetroffen, aber wie konnte sie anders als entgegenkommend sein, wenn sich ein so hoher Herr selbst darum bemühte! Noch in diesem Winter würde wahrscheinlich die Trauung in Bernhardsburg vollzogen werden. Als Einleitung hierzu war die Fürstin bereits zum römisch-katholischen Glauben übergetreten, kurz, alles war vorbereitet, um endlich das so lange ersehnte Ziel herbeizuführen.

Auch Kommerzienrat Wegner war eingetroffen, um seine ihm so knapp zugemessenen Ferien bei seiner Gattin auf deren herrlicher Besitzung zu verleben.

Große Partien wurden unternommen, Ausflüge nach Nah und Fern gemacht. Zu Schiff, zu Wagen und auch per Bahn war die Gesellschaft fast täglich zu treffen; am Abend aber traf man sich gewöhnlich in dem großen Musiksalon der gastlichen Villa Wegner.

Littof am Flügel war mit seinem gewaltigen Genie so recht die geeignete Persönlichkeit, die Freunde mit den neusten Arbeiten Richard Wiegands bekannt zu machen.

Aber nicht nur musikalische Genüsse wurden geboten, es hatte sich auch ein litterarischer Kreis im Salon

Wegner gebildet, zu dem Gottfried Kinkel, Georg Herwegh und andere mehr gehörten, und diese boten aus ihrer reichen Geistesfülle für Herz und Gemüt das Höchste und Beste. War es daher nicht ganz natürlich, daß bei dem im besten Mannesalter stehenden Dichter-Komponisten auch sein Herz seine Rechte geltend machte?

Richard begriff nicht, wie dieser Sommer so schnell dahinflog. Isa war nun schon bald fünf Monate in Zürich — ihm schienen es fünf Tage zu sein. Mit Schrecken dachte er an die Zeit, wie es sein würde, wenn alle die jetzt um ihn versammelt waren, und deren Mittelpunkt er war, ihn verlassen haben würden. Der schrecklichste Gedanke war aber der, daß Isa ihn verlassen könnte, und er dann ganz allein in der Verbannung zurückbleiben müßte.

Mit Bangen gedachte er der Zeit, wo er sie nicht mehr täglich sehen würde, wo er nicht mehr täglich mit ihr musizieren und plaudern konnte. Wie sie in sein Herz sich eingelebt hatte, wie sein ganzes Leben und Streben eigentlich nur noch in ihr wurzelte, erkannte er jetzt mit Schrecken. Es war ein gefährlicher, ein törichter Wahn — er wußte es wohl — aber ein so süß beglückender, daß er ihn nicht lassen konnte, selbst wenn es sein und auch ihr Verderben würde.

Isa hatte alles getan, um ihn an sich zu ziehen — waren sie allein oder in großer Gesellschaft, stets war sie an seiner Seite. Er wußte sehr wohl, daß das Verhältnis des Freundes zur Fürstin einen unbeschreiblichen Zauber auf ihn ausübte, und daß er von dem Tage an, wo er das Glück dieser beiden seltenen Menschen so recht

in seiner Nähe blühen und gedeihen sah, jeder Widerstand von seiner Seite gebrochen war.

Isa war sich der Macht, die sie über Wiegand besaß, vollkommen bewußt. Sie übte sie auch als ganz selbstverständlich aus; sie war nicht gerade kokett, aber ihrem siegesgewissen Auftreten konnte Wiegand auf die Dauer nicht widerstehen — sie gab sich einfach, was sie im Grunde ja auch war.

Das Goethe'sche Wort: „Schönheit und Geist muß man von sich entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will" — wurde ihm zur vollen Wahrheit. Wiegand mußte unterliegen, da er weder die Kraft noch den Willen besaß, sich davon fern zu halten.

Das Herz läßt sich nicht gebieten; es respektiert keine Rücksichten auf Stand noch auf Verhältnisse irgend welcher Art.

Es war eine herrliche Augustnacht, als Richard diese Gedanken so tief bewegten, daß sie ihn hinaus trieben in den mondbeglänzten Park. Er kam eben von Isa, mit der er den heutigen Abend wieder einmal allein verbracht hatte. Der Kommerzienrat hatte Zürich schon vor ein paar Tagen verlassen, und Littof hatte mit der Fürstin und ihrer Tochter einen Ausflug in das Berner Oberland unternommen. Wiegand hatte sie begleiten sollen, schützte aber ein leichtes Unwohlsein vor, um einer Trennung von Isa nicht ausgesetzt zu sein.

So waren denn die Beiden, wie schon so oft, sich wieder selbst überlassen. Sie hatten musiziert und geplaudert, aber das entscheidende Wort, das jedem von ihnen tief in der Seele brannte, war nicht gesprochen worden.

Der Vollmond übte seine ganze Zaubermacht; er spielte mit den leichten Wellen des Sees, er versilberte die Blätter der alten Platanen, er verlieh allem einen märchenhaften Schimmer und breitete über die fernen Berge einen hellen Nebelduft. Die Stadt aber lag in tiefem Schweigen. Stille herrschte ringsum; nur die unsichtbaren Grillen zirpten laut, sie freuten sich der warmen Sommernacht.

Wiegand durchwanderte gedankenvoll die Gänge des Parkes, ohne zu wissen, wohin die Schritte ihn führten. Plötzlich stand er vor dem Schlosse, dicht unter Isa's Fenster. Er schaute sehnsüchtig hinauf — sie waren noch erleuchtet, die Türe, die nach der Veranda führte, noch geöffnet, bemerken konnte ihn niemand, da das ganze Schloß sonst in tiefem Schlaf lag. Auch im anstoßenden Boudoir, in dem Isa für sich allein einen kleinen „Blüthner" hatte aufstellen lassen, war es noch hell. Isa mußte ihr Schlafzimmer verlassen und das Boudoir betreten haben.

Wiegand blieb darüber nicht lange im Zweifel, den es erschallten Klänge durch die Stille der Nacht — sie saß am Flügel und spielte. —

Es liegt ein eigener Zauber darin, wenn in stiller Nacht plötzlich unvermutet eine Musik von unsichtbarer Hand ertönt. Das Unsichtbare hat stets etwas Märchenhaftes, die Töne üben so ihre unmittelbarste und ergreifendste Wirkung, ihr idealer Gehalt tritt von der Materie befreit in die Erscheinung; die Stille der Nacht vermehrt noch das Geheimnisvolle. Und wenn nun diese Töne unsere eigene Gedanken und Eingebungen sind und von einem heißgeliebten Wesen kommen, welches durch sie

ihre Empfindungen unmittelbar kundgibt — wie wirken ſie dann erſt auf uns?

Die Sprache der Muſik, ihr innerſtes Leben kann nur eine Muſikerſeele verſtehen; und Wiegand verſtand, was ihm Iſa in der ſtillen Einſamkeit der Nacht vertraute.

Er lauſchte entzückt den Tönen, die Iſa ahnungslos ihm ſandte. Sie waren ihm ſehr wohl bekannt, hatte er doch vor kaum einer Stunde ihr zum erſten Male ſeine herrliche Frühlingshymne vorzuſpielen verſucht.

Aber wie erſtaunte er, als er nun vernahm wie ſie dieſelbe ſpielte. Es zog ihn mit aller Macht hin zu der geliebten Frau.

Er ſtürzte die Treppe zur Veranda hinauf, hinein in das Gemach, und umfaßte Iſa mit feuriger Glut.

Im erſten Augenblick verſuchte Iſa ſich loszureißen, ſie war erſchrocken und verzagt, dann aber ſchmiegte ſie ſich feſt an ihn, und beide traten hinaus in die herrliche Sommernacht: der Vollmond leuchtete und warf ein helles Licht auf das glückliche Paar. — — — —

Wiegand und Iſa traten zurück in den Salon, begeiſtert ſetzte ſich der Komponiſt an den Flügel, und noch einmal vereint ertönte ein zaubervolles Liebeslied zum Preiſe des Lenzes, denn:

„Vereint waren Liebe und Lenz!“

Der Tag graute, als Wiegand ſeine einſame Behauſung aufſuchte. Niemand hatte ihn vermißt, niemand bemerkte ſeine ſpäte Heimkehr, nur ſein treuer Hund Leo hatte vor ſeiner Zimmertür Wache gehalten, er erhob ſich wedelnd und leckte ſeine Hände, als wolle er ihm ſagen, daß er ſein Geheimnis wohl zu wahren wüßte.

* * *

Littof war zurückgekehrt, aber nur für kurze Zeit. Seine Ferien waren beendet, er mußte in die nordiſche Heimat zurück. Der Abſchied, der ſonſt Wiegand immer ſehr ſchwer fiel, kam ihm dieſes Mal erwünſcht, er freute ſich auf die Wochen ungeſtörten Beiſammenſeins mit der Geliebten.

Als der Kurierzug mit Littof und der Fürſtin die Halle verlaſſen hatte, kehrte Wiegand auf dem kürzeſten Wege zum Schloſſe zurück. Iſa empfing ihn mit offenen Armen.

„Nun biſt du mein, ganz mein, und niemand ſoll uns auseinanderreißen; ich werde mein Glück zu verteidigen wiſſen!“ rief ſie ihm ſtrahlend entgegen.

Wenn Wiegand früher nur die Abende bei Iſa verbrachte, ſo blieb ihm immer noch der ganze lange Tag für ſeine Arbeiten. Allein jetzt war es ihm unerträglich, von ihr auch nur Stunden getrennt zu ſein; um dieſe Trennung zu vermeiden, ſiedelte er ganz in das Schloß über.

Die Gemächer, neben denen der Schloßherrin wurden für ihn eingerichtet, und als die erſten Herbſtſtürme das welke Laub von den Bäumen fegten, war Wiegand ſchon längſt im Schloſſe gemütlich einquartiert.

Sein nie raſtender Geiſt ließ ihn aber auch mitten im ſüßeſten Liebesleben nicht zur Ruhe kommen. Er mußte arbeiten und ſchaffen; und da ſeine ganze Seele in Aufregung war, und er nicht in den begonnenen Bahnen weiter ſchaffen wollte, entſchloß er ſich, der Welt ein neues Werk zu ſchenken, das ihr Kunde geben ſollte von ſeinem Seelenzuſtande.

Er ſchuf ein vollendetes Drama der Liebe, in ihrer

alles bezwingenden, aber ſchließlich auch ihre Träger verzehrenden Urgewalt.

Das ewige Weibliche ſollte in ſeiner Schöpfung verherrlicht werden.

Die Liebe ſollte als unausweichliches Schickſal auftreten, das mit zwingender Gewalt bindet und löſt, beſeligt und vernichtet.

Und ſo entſtand ſein ſchönſtes, ſein herrlichſtes Werk, das Einzige, das unter dem Einfluß einer Frau entſtanden: Sein ‚hohes Lied der Liebe‘.

Siebentes Kapitel.

Kaum war Littof nach Bernhardsburg zurückgekehrt, als sich auch sogleich ein Kreis von Schülern und Schülerinnen wieder um ihn sammelte. Er bewohnte mit der Fürstin und deren Tochter ein schloßartiges Haus, das ihm sein fürstlicher Freund zum Aufenthalt angewiesen hatte.

Die Hochburg lag auf einer kleinen Anhöhe, dicht am Walde, außerhalb der kleinen thüringischen Residenz. Ein herrlicher Garten umgab das alte gemütliche Haus, der mit alten Bäumen dicht bepflanzt war, die allen Lärm der Straße und jeden neugierigen Blick von außen abhielten.

Zu ebener Erde lagen die wirtschaftlichen Räume; Speisesaal mit großer Veranda, Küche und einige kleine Fremdenzimmer. In der Mitte der ersten Etage war der große Musiksalon, von dem auf der einen Seite die Privatgemächer der Fürstin und auf der anderen die von Littof sich befanden.

Hier erteilte er seinen Unterricht, komponierte und arbeitete fast den ganzen Tag. An den Abenden aber, an welchen man nicht im Theater oder in Gesellschaft war, fanden sich die Bewohner der Hochburg im großen Salon zu einer gemütlichen Partie Whist zusammen, zu

denen sich meistens die bevorzugten Schüler und Schülerinnen sowie die in Bernhardsburg wohnenden Künstler und Künstlerinnen gesellten. Sehr oft kam zu solchen Abenden auch der Großherzog Carl Ferdinand in ganz ungezwungener Weise, nur um sich mit seinem geistreichen Freund fern der höfischen Etikette unterhalten zu können. Es war eine schöne Zeit, ein Zeitraum Musikgeschichte, die sich in der kleinen Residenz abspielte.

Unter seinen Schülern hatte der Meister zwei, die er ganz besonders bevorzugte. Hans von Berkow und Karl Hundert. Beide große Talente, auf deren Entwicklung er mit Sicherheit rechnete.

Hans war vor allen Littof's Liebling, um ihn stets um sich zu haben, wurde ihm in der Hochburg eines der Fremdenzimmer eingeräumt.

Seine aristokratischen Manieren, sein scharfer Verstand, und vor allem seine innige Verehrung, die er dem Meister entgegenbrachte, gewannen ihm bald das Herz der Fürstin. Sie zog ihn immer mehr und mehr in ihren Familienkreis, zu dem er bald ganz gehörte.

„Hans ist nicht mein Schüler, sondern mein Stolz," — mit diesen Worten pflegte ihn Littof seinen Gästen vorzustellen. —

Und daß er ihm später noch weit mehr werden sollte, hatte das Schicksal längst bestimmt.

Gegen die Schüler hatte die Fürstin nie etwas einzuwenden, anders gegen die Schülerinnen, deren Gegenwart sie stets mit banger Sorge erfüllte, und nur sehr ungern gab sie es zu, daß der Meister die von ihm besonders bevorzugten auf ihrem ersten Flug in die Öffentlichkeit begleitete.

Eine junge Engländerin war dem Meister ganz besonders nahe getreten. Es war damals eine tolle Zeit in Bernhardsburg, und die guten ehrbaren Kleinstädter haben oft bedenklich den Kopf geschüttelt über das ungebundene Leben, das da oben in der Hochburg geführt wurde.

Littof hatte ein leicht entzündbares Künstlerherz und nahm es mit der Treue gegen seine Freundin nicht gar zu genau.

Die schöne Mary hatte es ihm gewaltig angetan. Eifersüchtig wachte die Fürstin über jede Annäherung, und nur selten zog sie das junge Mädchen in ihre Nähe, sie versuchte, es so fern wie möglich von der Hochburg zu halten, und ganz im geheimen unterstützte sie die große Leidenschaft, die auch Karl Hundert für sie empfand.

Littof, durch die Schwierigkeiten, die seiner Annäherung entgegengesetzt wurden, noch mehr gereizt, versuchte Alles, um zum Ziel zu gelangen.

In Bernhardsburg die Geliebte einmal allein zu sehen, einen Abend ungestört mit ihr zu verbringen, das war, wie er einsah, kaum zu erreichen. Wenn auch seine Freunde hilfreich die Hand zu einem kleinen Rendezvous boten, so mochte er doch aus Furcht vor der Fürstin von keinem mehr verlangen. Das junge Mädchen in ihrer Wohnung zu besuchen, hieße doch ihren guten Ruf zu sehr auf das Spiel zu setzen. Aber Abhilfe mußte in jedem Fall geschafft werden, dazu war er fest entschlossen.

Mary hatte ihm wieder einmal in Gegenwart der Fürstin vorgespielt, er war geradezu überrascht, wie sinnig wie tief empfunden sie Chopin, Schumann, und vor Allem Schubert zum Vortrag brachte.

„Sagen Sie, Mary, haben Sie diese Sachen mit

Karl ſtudiert? Es iſt merkwürdig wie Sie ſich ſeine Auffaſſung angeeignet haben. Verſtehen Sie mich recht, liebes Kind, ich tadle Sie darum ſicher nicht, ich bewundere Sie vielmehr; Karl iſt ein großes Talent, und Ihr alle könnt viel von ihm lernen."

Mary wurde rot bis unter die Haarwurzeln, und erwiderte dem Meiſter nur, ſie wäre das letzte Mal dabei geweſen, als Karl ſie hier in ſeinem Salon vorgeſpielt.

Der Meiſter heftete einen durchdringenden Blick auf das junge Mädchen und nahm ſich vor, Mary ſo wenig wie möglich mehr mit Karl zuſammenzubringen. Ein eigentümliches Gefühl beſchlich ihn, es war nicht Eiferſucht — aber unangenehm war ihm dennoch zu Mute, und er nahm ſich mehr denn je vor, coute qui coute, endlich eine Ausſprache herbeizuführen, und dann ſicher ſein Ziel zu erreichen.

Gerade weil ihm ein Zuſammentreffen mit Mary ſo ſehr erſchwert wurde, vielleicht auch weil das junge Mädchen ſeine Leidenſchaft ſo wenig erwiderte, liebte er es um ſo heißer.

Dieſer ſein Plan, mit Mary allein zuſammen zu ſein, ſollte, ſobald die Schubert-Feier, die alljährlich am 31. Januar ſtattfand, zur Ausführung gelangen.

Vorerſt ſchenkte Littof ſeine ganze Aufmerkſamkeit dieſer Feier. Am Abend ſollte ein großes Hofkonzert ſtattfinden, bei welchem Littof, auf ſpeziellen Wunſch des Großherzogs, ſeine Mitwirkung als Pianiſt zugeſagt hatte: doch liebte er, nicht nur als Soloſpieler allein aufzutreten, als erſte Nummer hatte er daher das H-moll-Rondo von Schubert gewählt, das er mit dem erſten

Konzertmeister der Kapelle, Namens Sänger, einem wahren ‚Meistersänger', spielen wollte.

Am Morgen des Festtages hatte die Probe stattgefunden; alles ging herrlich. Littof hatte gespielt wie eben nur er spielen konnte, und ward von seinem Partner auf das vorzüglichste unterstützt.

Nach der Probe nahm der Meister einige seiner Freunde und Schüler mit zum Mahle auf die Hochburg. Es war ein bitterkalter Tag — feurig aber war die Schar der jungen Verehrer, noch feuriger der Wein aus Ungarland, des Meisters Heimat, der dort eben kredenzt wurde. Man sprach viel, debattierte über so manches — und trank mehr als man vor einem großen Konzert trinken sollte. Der frühe Abend sank hernieder, ehe man es erwartete, es war höchste Zeit sich zu trennen, der Kammerdiener Littof's hatte schon mehr als einmal seinen Herrn daran erinnert Toilette zu machen, man verabschiedete sich schleunigst, um sich spätestens in einer halben Stunde im Künstlerzimmer wieder einzufinden.

Der Wagen stand vor der Türe. Littof fühlte sich seltsam beklommen, und um sich herzustellen, zu beruhigen, wie er wähnte, griff er zu dem unseligsten Mittel, das ihm jetzt gerade unter die Finger kommen konnte.

Ein, zwei, drei Gläschen Kognak wurden in der Schnelligkeit hinunter gegossen, und als Littof nach der sehr kalten Fahrt im Residenzschloß ankam, fühlte er bereits die bedenkliche Wirkung.

Im Künstlerzimmer traf er zu seinem Unglück mit dem Intendanten des Hoftheaters zusammen, und trotzdem Franz Dingelsdey Littof seine ganze Karriere verdankte, hegte er nicht die geringste Dankbarkeit für ihn. Im

Gegenteil, er ergriff mit Freuden jede Gelegenheit, ſeinem Gönner, wo er nur konnte, zu ſchaden.

Sofort erriet er den Zuſtand Littof's. Heute endlich war es ſo weit gekommen, daß er dem Großen ſchaden konnte; die Gelegenheit, Littof vor ſeinem fürſtlichen Freund, dem Großherzog und dem ganzen Hof zu blamieren, ja ihn vielleicht für immer unmöglich zu machen, durfte nicht unbenutzt vorübergehen, und darum kein Zaudern, Dingelsdey war ſofort bereit, zur Tat zu ſchreiten.

Die erſte Nummer des reichhaltigen Programmes war das H-moll-Rondo. Littof fühlte ſich aber nach all den Strapazen des heutigen Tages ermattet, der überheizte Raum war ihm unerträglich; darauf gründete nun der Intendant ſeinen perfiden Plan. Er riet Meiſter Littof ihm in den Schloßkeller zu folgen und dort ein Glas Bayriſch zu trinken, das ihm ſicher gut bekommen würde.

Der Konzertmeiſter ſowohl wie die anderen Freunde Littof's hatten Dingelsdey durchſchaut und taten ihr Möglichſtes, Littof von dem verhängnisvollen Gang abzuhalten, allein vergeblich. Franz, die Kanaille — ſollte triumphieren.

Der Hof war bereits verſammelt, der Hofmarſchall hatte das Zeichen zum Beginn des Konzertes gegeben, der Meiſter aber war leider immer noch nicht aus dem Schloßkeller zurückgekehrt. Littof mußte geholt werden, damit das Konzert endlich beginnen konnte.

Die Hitze im überfüllten Saal war ungewöhnlich, und der Übergang von der Kälte ſo jäh, daß die Folgen der Sitzung auf der Hochburg und was ſich daran geſchloſſen, plötzlich eine bedenkliche Wendung zu nehmen drohten.

Mit Schrecken gewahrte Sänger schon beim ersten Akkord, daß der Meister wohl etwas angeregter war als im Interesse der Sache und in anbetracht seiner erlauchten Zuhörer zu wünschen gewesen wäre.

Littof verlor alle Beherrschung über sich; er fing an zu präludieren, und hatte in ein paar Augenblicken den Großherzog, den Hof, Sänger und selbst Schubert vollständig vergessen.

Was war da zu tun? Der arme Geiger war in tötlichster Verlegenheit. Den Meister und Freund im Stiche lassen, war ebenso unmöglich, als es für Sänger schwierig war, ihm auf den halsbrecherischen Wegen, die er alsbald einzuschlagen beliebte, kunstgerecht zu folgen. Und doch er brachte es fertig, beide aus der mehr als heiklen Situation zu retten, unverzagt folgte er dem Stürmer am Klavier durch alle musikalischen Freiheiten und in allen Phantasie-Sprüngen, die er sich gestattete, so daß den Hörern doch ein ungetrübter Genuß geboten wurde und nur die Musiker vom Fach über diese neuste Auffassung des H-moll-Rondos etwas staunten.

Als sie geendet hatten, trat einer der fürstlichen Zuhörer an den Konzertmeister heran mit der allerdings sehr berechtigten Frage: „Das Rondo bietet wohl ungeheuere rhythmische Schwierigkeiten?“ was Sänger im Hinblick auf seine eigenen Leistungen aufrichtig bejahen mußte.

Dies war jedoch nicht die einzige Leistung Littof's an diesem Abend — es sollte noch weit besser kommen. Littof hatte das versprochene Solo noch zu spielen, und mußte darum abermals das Podium betreten, was mit der vorgerückten Abendstunde immer verhängnisvoller für

ihn wurde. Vor dem Flügel angekommen, verließ ihn die bis dahin mühsam festgehaltene Beherrschung vollkommen.

Gespannt waren Aller Augen auf ihn gerichtet, erwartete man doch eine seiner so hinreißenden freien Phantasien.

Mühsam nahm er vor dem Flügel Platz — ein schwerer Seufzer entrang sich seiner gepreßten Brust — die majestätische Linke sank auf die tiefste Taste des Saiteninstruments — große Pause — erneutes Stöhnen, nun kam seine Rechte mit dem höchsten Ton an die Reihe — abermals tiefes Schweigen. Endlich löste ein endloser Triller in der Mittellage die aufs höchste gesteigerte Erwartung. Ein Ah! der Befriedigung entrang sich dem schon jetzt begeisterten Publikum. Was wird man wohl noch Alles zu hören bekommen? Selbstvergessen trillerte der Meister unverdrossen immer weiter — und würde wohl noch lange fortgetrillert haben, hätte ihn nicht ein begeistertes „Charmant"! einer seiner glühendsten Verehrerinnen plötzlich aus seinen Träumen aufgeschreckt und der Wirklichkeit zurückgegeben. Und nun spielte der Meister so wie eben nur er, wie nur ein Littof spielen konnte!

Der Hof und die übrigen Gäste waren hingerissen von dem Zauber, mit welchem Littof wieder einmal gespielt hatte. Auf dem Heimwege äußerte sich der Meister Sänger gegenüber:

„Das war heute ein eigentümlicher Schubert, aber ich danke Ihnen, liebster Freund, daß Sie mich nicht stecken ließen, Sie haben mir wacker beigestanden, das nicht Ihnen so leicht kein Zweiter nach."

Durch die außerordentliche Aufopferung Sänger's war Dingeldey's Kabale zu nichte geworden. Littof ſtand feſter denn je in der Gunſt ſeines fürſtlichen Freundes.

Allein der Intendant hatte große Ausdauer; er wußte, auf den erſten Streich fällt kein Baum und nur zu bald ſollte der Meiſter erfahren, daß Dankbarkeit die meiſten Menſchen geniert und daß man die, denen man ſie ſchuldet, gar zu gern aus dem Wege räumt.

Für den Moment aber war alles eitel Sonnenſchein.

Littof's erſter Gedanke nach dieſer denkwürdigen Schubert-Feier galt Mary; er mußte endlich zum Ziel gelangen und darum war es nötig, einen Entſchluß zu faſſen. Mit dieſem Gedanken begab er ſich zur Ruhe, mit demſelben Gedanken erwachte er am andern Morgen. Nachdem er aus der Meſſe heimgekehrt war, die er täglich in der katholiſchen Kirche hörte, war er ſich auch im klaren, was geſchehen ſollte.

Heimgekehrt, verfügte er ſich ſofort in ſein Arbeitszimmer und ſchrieb an Freund Brendel nach Leipzig und bat ihn, alles daran zu ſetzen, daß Frl. Mary Albert eingeladen würde, in Leipzig in einem der nächſten Gewandhaus-Konzerte zu ſpielen.

„Lieber Freund, Du erfüllſt mir einen Herzenswunſch und verpflichteſt mich zu größtem Dank, wenn Du Deinen Einfluß, den Du bei der Konzertdirektion beſitzeſt, dazu verwenden wollteſt. — Du ſollſt keinen Undankbaren verpflichtet haben.“ —

Dieſen Brief trug der Meiſter perſönlich zur Poſt und kaum zehn Tage ſpäter traf auch ſchon die Antwort ein, ganz ſo, wie ſie ſich Littof erbeten hatte. Von ſeinem Brief war überhaupt nicht die Rede. Man erſuchte ihn

nur, eine seiner Schülerinnen, vielleicht Mary Albert, zu veranlassen, im nächsten Gewandhaus-Konzert Mitte Februar sein Es-dur-Konzert zu spielen, er solle womöglich seine Schülerin begleiten und sein Werk selbst dirigieren.

Littof war überglücklich. Jetzt endlich sollte er an's Ziel gelangen. Endlich war eine Aussprache mit dem jungen Mädchen ermöglicht, und daß ihm die Fürstin dieses Mal nicht dazwischen treten sollte, dafür wollte er schon sorgen. Es paßte vortrefflich. Heute Abend war bei seinem Freunde Dr. Paulus eine größere Gesellschaft; es galt den neuen Blüthner-Flügel einzuweihen, den Paulus von seinen Eltern als Christgeschenk erhalten hatte. Bei dieser Gelegenheit würde er dann mit dem Freunde reden und ihm seinen Herzenswunsch unterbreiten; so lange hieß es gegen alle Welt schweigen, selbst gegen Mary, damit die Fürstin keinerlei Argwohn schöpfte.

Am Abend fuhr Littof mit der Fürstin zu Dr. Paulus. Im Salon stand der herrliche Blüthner-Flügel, der erste, den die jetzt weltberühmte Firma nach Bernhardsburg geliefert hatte. Alles, was an Musikern in der kleinen Residenz anwesend war, war zu diesem reizenden Fest geladen. Littof war der erste, der seine Saiten erklingen ließ. Den Weihespruch hatte Hoffmann von Fallersleben mit folgendem Gedicht gesprochen:

„Es trägt ein Kindlein groß Verlangen,
Die Taufe heute zu empfangen.
Wer soll denn Priester und Pate sein?
Das kann nur einer von allen allein,
Das kann nur sein, mit einem Worte
Der größte Meister des Pianoforte.
So mag er denn das Kindlein heben
Und seinen eigenen Namen ihm geben.

Wir anderen ſtimmen fröhlich ein
Und trinken die Weihe in edelm Wein:
FRANCISCUS ſoll ſein Name ſein!
Und des Prieſters und Paten Leben und Streben
Sei als Angebinde ihm mitgegeben.
So höre, was dein Prieſter ſpricht,
So höre, mein Kind, und vergiß es nicht!
Rein ſei deine Stimmung bei Tag und Nacht
Und nimm dich vor Pfuſchern und Stümpern in Acht!
Und will man dich zum Mißton zwingen,
Laß lieber deine Saiten zerſpringen!
Bedenke ſtets, was du ſchuldig biſt
Deinem Paten, dem Meiſter Franziscus L . . .!
Und wirſt du klapperig einſt und ſchwach,
So halte dich ſtill und ſuch dein Gemach
Und woll' auf deinen Lorbeer'n raſten,
Mach es nicht wie viele Klimperkaſten,
Die noch erfüllt ſind von großen Gelüſten
Und ſich keck mit Jugend und Schönheit brüſten.
Drum bleibe friſch voll Jugendſtärke
Für Meiſterhänd' und Meiſterwerke
Und zeig es dein ganzes liebes Leben,
Wer heute dir hat den Namen gegeben.

(H. v. F.)

Nach der Tauffeierlichkeit folgte ein vorzügliches Abendbrot, bei dem der Wein nicht fehlte. In angeregteſter Stimmung verſuchte Littof Freund Paulus für ſeinen Plan zu gewinnen. Er bat ihn, mit ihm und Mary nach Leipzig zum Konzert zu fahren, damit die Fürſtin keinen Anſtoß an dem tête à tête nehmen möchte.

Bereitwillig ſagte Dr. Paulus zu, das junge Mädchen unter ſeinen Schutz zu nehmen. Mit dieſer Zuſage ausgerüſtet kehrte er nach dem Feſte mit der Fürſtin heim nach der Hochburg; während der Fahrt unterrichtete er die Freundin von dem Leipziger Konzert.

Er hoffte zuversichtlich, daß die große Kälte und die Strapazen einer solchen Reise die Fürstin veranlassen könnten, ihn dieses Mal nicht zu begleiten.

So gleichgültig wie möglich berichtete er ihr sämtliche Tatsachen und setzte noch hinzu, wie ungelegen ihm selbst dieser Ausflug nach Leipzig gerade jetzt komme.

„Auf deine Begleitung darf ich wohl kaum rechnen?“ setzte er fragend hinzu, „und da ich es unpassend fand, allein mit dem jungen Mädchen zu reisen — auch deine Ansichten in diesem Punkte kenne — habe ich Dr. Paulus und seine Frau gebeten, uns zu begleiten. Das Ehepaar wird Mary unter seinen Schutz nehmen.“

Dagegen war nun allerdings nichts einzuwenden. Lieber wäre die Fürstin schon selbst mitgekommen, allein sie mußte sich immer noch schonen, ihr Arzt warnte sie fortwährend vor Erkältungen; so machte sie denn gute Miene zum bösen Spiel.

Ein paar Tage vor der Abreise ging die Fürstin selbst zu Frau Dr. Paulus, um sich zu versichern, daß sie sowohl wie ihr Gatte sich des jungen Mädchens annehmen würden. Sie mußte schon um ihren Schutz für Mary bitten, denn den wahren Grund, ihre Eifersucht betreffs Littof's, konnte sie doch nicht nennen.

Man kann sich vorstellen, wie unangenehm die Fürstin berührt wurde, als sie in Dr. Paulus' Wohnung die Nachricht hören mußte, die gnädige Frau wäre verreist und käme erst in acht Tagen wieder.

Littof gegenüber äußerte die Fürstin kein Wort über ihren Besuch. Er sollte sich vollkommen sicher fühlen. Was sie tun würde, das wußte sie, aber von ihrer Umgebung durfte es niemand ahnen.

Freitag um 10 Uhr fuhr die kleine Gesellschaft mit dem Schnellzug nach Leipzig; Littof, Mary und Dr. Paulus. Die Stimmung war eine ungemein heitere. Sogar seinen Kammerdiener, der Littof stets auf allen Reisen begleitete, hatte er dieses Mal daheim gelassen, um jedem Verrat vorzubeugen.

Im Hôtel de Prusse war man abgestiegen; der Abend sollte bei Brendel verbracht werden, doch hatte man sich vorgenommen, nicht lange dort zu verweilen, damit man am andern Morgen frisch zur Probe sei, die schon um 10 Uhr stattfinden sollte.

Und dann Samstag Abend, wenn das Konzert vorüber, wenn die große Aufregung glücklich überstanden, dann durfte Littof sicher endlich auf eine glückliche Stunde hoffen, da Dr. Paulus versprochen hatte, seine Verwandten aufzusuchen und das verliebte Paar allein zu lassen.

Mary hatte ihr Zimmer neben dem Salon von Littof, in dem schon ein großer Blüthner-Flügel Aufstellung gefunden hatte.

Nach Tisch wünschte der Meister, daß Mary ihm noch einige Stellen aus dem Konzert vorspiele, sie ging sofort in ihr Zimmer die Noten zu holen, doch welch' ein Schreck sollte ihr da werden? Sie hatte ein falsches Konzert eingepackt, und das, welches sie morgen früh probieren sollte, war in ihrem Notenschrank in Bernhardsburg zurückgeblieben.

Die Not war groß — denn in dem ganzen notenreichen Leipzig war damals Littof als Komponist noch sehr verpönt, und jeder gute Leipziger hätte sich der Sünde gegen Mendelssohn bezichtigt, falls er solche Musik bei sich geduldet. Denn Leipzig stand damals noch

ganz unter dem Einfluß des Letzteren, und es war eigentlich unerhört, daß die Pforten des Gewandhauses, der geweihten Stätte, an der einst Mendelssohn wirkte, sich solcher profanen Musik, wie der von Littof, öffneten.

Meister Littoff, der sehr abergläubisch war, betrachtete das Vergessen der Noten als ein sehr schlimmes Zeichen. Er hätte am liebsten sofort das Konzert abgesagt, allein er sah ein, daß dies nicht ging, und dem ruhigen und bestimmten Zureden von Dr. Paulus gelang es, Littof zu überzeugen, daß es ein kleines Unglück sei, dem leicht abzuhelfen wäre.

„Ich fahre sofort mit dem nächsten Zuge nach Bernhardsburg zurück, und komme in der Nacht wieder hierher. Um fünf Uhr fährt mein Zug, den will ich benützen und um acht Uhr komme ich an, hole die Noten auf der Hochburg und fahre, wenn die Zeit reicht, mit dem Zehn-Uhr-Zuge zurück, sollte ich den nicht erreichen, so nehme ich den um ein paar Stunden späteren, in jedem Falle aber bin ich morgen in aller Frühe, noch ehe Sie, verehrter Meister, aus der Messe heimgekehrt, wieder hier."

Der Vorschlag war gut und wurde sofort angenommen, besonders, weil Niemand einen besseren vorzubringen wußte.

Sehr müde und abgespannt kam Paulus in Bernhardsburg an. Glücklicherweise fand er eine Droschke am Bahnhof, die er benutzen konnte.

Als er auf der Hochburg ankam, war er nicht wenig erstaunt, sie so gänzlich unerleuchtet zu finden. Nur unten im Domestiken-Zimmer war Licht.

Paulus näherte sich still und unbemerkt. Der

Kammerdiener Littof's war der Einzige, der noch auf zu ſein ſchien. Als er den bewährten Freund ſeines Herrn erkannt hatte, öffnete er ihm das Haus, und als er ſein Begehren erfahren, begleitete er den Ankömmling hinauf in des Meiſters Arbeitszimmer.

„Sagen Sie, Spirituo, wie ſieht denn das hier bei Euch aus, was iſt denn los, ich glaube gar hier ſteht Gepäck, will denn die Fürſtin die Abweſenheit des Meiſters benutzen und ihn heimlich verlaſſen?

„Wo denken Sie hin! — Allerdings will ſie verreiſen, und zwar heute Nacht, ſie will aber den Herrn nicht verlaſſen, ſondern ihn aufſuchen. Er ſoll morgen in aller Frühe in Leipzig überraſcht werden. Sie wiſſen nicht, wie beſorgt mich dieſe Reiſe macht. Wie gern möchte ich den Herrn warnen, und ihm melden, was ihn bedroht, allein ich durfte den ganzen Tag die Hochburg nicht verlaſſen, und Jemand anderem durfte ich ein Telegramm an den Meiſter nicht anvertrauen. Die Fürſtin iſt eiferſüchtig, ſie haßt Miß Mary, und möchte ſie gern hier unmöglich machen. Sie ſendet der Himmel, ich bitte Sie, warnen Sie den Meiſter durch ein Telegramm, ich weiß am beſten, wie unangenehm ihm ſolche Szenen ſind, und wie ſehr er darunter leidet.“ —

„Gewiß, das ſoll ſofort geſchehen,“ rief Paulus beſtürzt. „Ich werde eine dringende Depeſche abſchicken, die findet er bei ſeiner Heimkehr aus der Geſellſchaft, und kann dann noch andere Dispoſitionen mit der Wohnung treffen. Miß Mary nimmt mein Zimmer, und ich werde dann das ihre beziehen, und ſo die Ehre haben, neben dem Meiſter zu wohnen. Kommt dann die Fürſtin morgen früh in Leipzig an, ſo findet ſie Alles in beſter Ordnung.“

„Das ist prächtig, eilen Sie, das Telegramm aufzugeben, damit Unheil verhütet wird.“ —

Paulus suchte seine Noten zusammen und verabschiedete sich von Spirituo.

Der Wagen hatte auf ihn gewartet, demzufolge konnte schon in einer halben Stunde das alarmirende Telegramm an Littof abgehen, und trotzdem kam Paulus noch zur rechten Zeit auf den Bahnhof, um den ersten Nachtschnellzug zu benutzen. Er hatte somit ein paar Stunden Vorsprung vor der Fürstin.

Als er in später Nachtstunde im Hotel de Prusse anlangte, meldete ihm der Portier, das Fräulein hätte den Abend so starke Kopfschmerzen gehabt, daß sie das Klavierspiel und vor allem den starken Tabakrauch nicht vertragen konnte, und darum habe sie ihr Zimmer mit dem seinen vertauscht, der Herr Doktor habe jetzt das Schlafzimmer neben dem Salon von Herrn Littof.

Die Depesche war demnach richtig eingetroffen und hatte ihre Schuldigkeit getan, jetzt durfte Paulus sich endlich die lang ersehnte Ruhe gönnen.

Als er am andern Morgen erwachte, war es schon ziemlich spät. Er hatte lange geschlafen und mußte sich beeilen, noch zu rechter Zeit zur Probe fertig zu werden.

Im Salon von Littof fand er die Fürstin, die ihn sehr ungnädig empfing. Auch der Meister war verlegen, doch war keine Zeit mehr zu einer längeren Aussprache. Littof und die Fürstin fuhren zusammen nach dem Gewandhaus, Paulus geleitete Mary.

„Welch Glück, daß Sie den Meister gewarnt haben,

sagte Mary Albert mit erleichertem Herzen. Das hätte eine schöne Szene gegeben, wenn die Fürstin uns überrascht und die vom Meister getroffene Zimmerverteilung bemerkt hätte. Was mögen die Leute im Hotel wohl gedacht haben, als ich mich plötzlich umquartierte?"

„Gewiß nichts Schlimmes. Der Portier hat mir ganz harmlos den Umzug mitgeteilt. Heute werde ich nun wohl abermals heraus müssen, der Fürstin Platz zu machen, das ist klar."

„Sie Ärmster! Der gestrige Tag war für Sie eine wahre Hetze, aber trotzdem war es ein Glück, daß ich die Noten vergessen hatte! Denken Sie nur, was ohne Ihre Reise geworden wäre!"

Die Probe hatte begonnen. Littof stand am Dirigentenpult, Mary saß am Flügel. Paulus stand in der Nähe des Orchesters, die Fürstin hatte in der ersten Reihe Platz genommen. Kaum erblickte sie Paulus, als sie ihn durch ein Zeichen an ihre Seite rief.

„Ich verbitte mir ein für alle Mal, daß Sie meine Pläne durchkreuzen," sagte sie mit unterdrückter Stimme. „Wenn ich den Meister überraschen will, so ist dies meine Sache, und geht Niemand etwas an; Sie hatten durchaus nicht die Verpflichtung, meine Ankunft telegraphisch zu melden. Merken Sie sich dies für ein andres Mal, sonst sind wir die längste Zeit Freunde gewesen."

Das war deutlich. Später erfuhr Paulus durch Mary, daß Littof in seiner unglaublichen Zerstreutheit das ominöse Telegramm auf seinem Schreibtisch hatte liegen lassen und es deshalb der Fürstin gleich bei ihrer Ankunft in die Hände fiel, da des Meisters Schreibtisch

mit allen eingegangenen Telegrammen und Briefen stets unter ihrer strengsten Kontrolle stand.

Verstimmt und enttäuscht war man nach Bernhardsburg zurückgekehrt. Die Fürstin wachte noch eifersüchtiger über jede Annäherung der Beiden. Mary kam fast nur noch zu den Ensemble-Stunden nach der Hochburg und mit dem Frühling war sie ganz aus der kleinen Residenz verschwunden.

Achtes Kapitel.

Durch diese kleinen Vorkommnisse hatte die Fürstin immer mehr eingesehen, daß es zur Klärung ihres Verhältnisses mit Littof entschieden von Vorteil wäre, wenn sie den schon so lang gehegten Wunsch, eine Scheidung vom Fürsten, und eine spätere Ehe mit Littof, durchsetzen könnte. Sie glaubte auch jetzt den richtigen Moment zum Handeln gekommen. Einer ihrer größten Widersacher, Kaiser Nikolaus von Rußland, war gestorben und wie sie wähnte, war der neue Kaiser ihren Absichten geneigter.

Littof wandte sich an den Großherzog von Bernhardsburg und bat den bewährten Freund um seine Vermittlung beim russischen Hof, die der gütige Fürst abermals bereitwillig zusagte.

Die Fürstin erwartete in fieberhafter Aufregung die Antwort aus Rußland, die ungebührlich lange auf sich warten ließ und leider, trotz der Verwendung des Herrschers, nicht nach ihrem Wunsche ausfiel.

Man konnte ihr am russischen Hofe nicht vergessen, unter welchen Umständen sie ihren Gatten und ihr Vaterland verlassen hatte.

Die Fürstin hatte bei ihrer früheren Flucht aus Rußland nur ihr Herz zu Rate gezogen, und alle materiellen Gründe unberücksichtigt gelassen.

Jung, sehr jung, kaum 17 Jahre alt, wurde sie von ihrem Vater, der ungeheuer reich war, überredet, dem sehr

viel älteren Fürsten Wegenhausen ihre Hand zu reichen. Ohne zu wissen was sie tat, fügte sie sich dem Willen des Vaters. Daß diese so ungleiche Ehe keine glückliche sein konnte, war vorauszusehen.

Die ersten Jahre vergingen der jungen Fürstin leidlich. Sie lebte mit ihrem Gatten und den beiden Kindern, die sie ihm geboren hatte, auf einem ihrer vielen Güter im Süden von Rußland.

So sehr der jugendlichen Frau auch dieses Leben zusagte, so wenig war es nach dem Geschmack des Fürsten, der ein Lebemann war und den es mit aller Macht an den Hof seines kaiserlichen Freundes zurückzog.

Da beide Gatten sich nicht einigen konnten, so folgte jeder seinem Geschmack. Der Fürst kehrte mit seinem Sohn an den Hof nach Petersburg zurück, und ließ die junge Frau mit ihrem kaum zwei Jahre alten Töchterchen auf dem großen Gut in der Nähe von Odessa allein.

Jahre vergingen, das Kind wuchs heran und bildete lange Zeit die einzige Gesellschaft der Mutter, die zugleich auch dessen Lehrerin wurde.

Die Fürstin liebte sehr die Musik und hatte sich in ihrer großen Einsamkeit dem Studium derselben mit Leidenschaft hingegeben. Sie war nach und nach eine tüchtige Pianistin geworden.

Selten nur fuhr sie zur Stadt, sie hatte keinen Umgang und wünschte sich auch keinen; sie lebte einzig allein ihrem Studium und der Erziehung ihrer Tochter. Da wollte es ihr Schicksal, daß Littof, der dazumal die ganze alte Welt durch sein eminentes Spiel in Staunen versetzte, auch nach Odessa kam, dort ein Konzert zu geben.

Diesen Genuß wollte sich die Fürstin nicht versagen und sie fuhr zu jenem denkwürdigen Konzert in die Stadt, um den Meister zu hören.

Sie war entzückt und begeistert wie alle Welt, allein sie kehrte ohne die Bekanntschaft des Künstlers gemacht zu haben, nach ihrem Gut zurück, und wer weiß, ob sie je in Beziehungen zu Littof getreten wäre, wenn es bei diesem einen Konzert geblieben wäre. Allein eine furchtbare Feuersbrunst, die viele Gebäude zerstörte und dadurch zahllose Familien an den Bettelstab gebracht, tausende von Menschen obdachlos gemacht und in unbeschreibliches Elend versetzt hatte, veranlaßte den Künstler, ein zweites Konzert dem ersten folgen zu lassen. Littof hätte nicht der Künstler mit dem stets gütigen hilfbereiten Herzen sein müssen, wenn ihn dieses unverschuldete Elend der Ärmsten nicht tief gerührt hätte. Schnell entschlossen war er bereit zu helfen soviel in seinen Kräften stand.

Er setzte sofort ein zweites Konzert an, mit außergewöhnlich hohen Preisen, da die ganze ungeschmälerte Einnahme den Brandbeschädigten überwiesen werden sollte.

Kaum hatte die Fürstin von dieser außerordentlich edlen Handlung erfahren, als sie sich ihr Billet zu diesem neuen Konzert selbst besorgte, und, da der Wohltätigkeit keinerlei Schranken gesetzt waren, mit einer 200-Rubelnote bezahlte.

Littof war über diese generöse Handlung hoch erfreut, und wollte nicht versäumen, der jungen Fürstin persönlich dafür zu danken. So kam er am folgenden Tag nach Warwinska, der Fürstin seine Aufwartung zu machen. Daß dieser Besuch entscheidend für Beider ferneres Leben sein würde, hat weder der Künstler noch die Fürstin geahnt.

Angeregt durch die außergewöhnlichen Fähigkeiten der Fürstin, kehrte der Künstler immer wieder bei ihr ein, und verschob seine Heimkehr nach Deutschland von Woche zu Woche.

Der Frühling war längst ins Land gezogen, als Littof sich endlich von der Fürstin trennte. Er fuhr am Abend vor seiner Abreise hinaus nach dem Gute, ihr Lebewohl zu sagen.

„Durchlaucht, ich komme heute, endgültig Abschied zu nehmen, meine Zeit ist um, ich muß nach Deutschland zurück."

Die Fürstin war im ersten Moment fassungslos, das hatte sie nicht erwartet. Sie wußte ja, daß diese Trennung erfolgen mußte, daß sie ihr aber so kurz bevorstand, das überraschte sie schmerzlich.

„Sie wollen mich verlassen?" fragte sie mit schwacher Stimme; „ich hatte ganz vergessen, daß wir uns wieder trennen müssen."

„Auch mir wird es unendlich schwer, ich weiß nicht, wie ich die Stunden von Warwinska, die mir zur süßen Gewohnheit geworden sind, fortan in meinem Leben ausfüllen soll. Sie sind mir in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft unentbehrlich geworden."

„Sie machen mich stolz durch diesen Ausspruch. Ich war im Leben noch nie Jemand teuer, geschweige unentbehrlich. Ich bin stets einsam durch Leben gegangen."

„O Fürstin! Dürfte ich Ihnen sagen, wie teuer Sie mir sind!" — —

„Mein Freund, sagen Sie mir jetzt kein Wort mehr, wenn ich Ihnen aber mehr als nur eine Episode in Ihrem

bewegten Künſtlerleben war, ſo kehren Sie zu mir zurück; ich werde Sie geduldig erwarten. Wie ich das Leben ohne Sie ferner noch erträglich finden ſoll, weiß ich heute noch nicht, aber Gott wird mir die Kraft geben das Rechte zu ſuchen und zu finden." —

„Dieſe Worte, teure Frau, können allein die Leere ausfüllen, die in mir zurück bleibt, wenn ich Sie, für kurze Zeit nur, verlaſſen muß" rief Litof. Das Immergrün der Hoffnung wurzelt tief in meiner Seele! O geben Sie mir Liebe — Liebe, welche allein die Wunden der Trennung heilt, die uns das unerbitterliche Geſchick ſchlägt."

„Denken Sie für mich — ich will heute gar nicht denken", ſagte die Fürſtin mit Tränen in den Augen, „hören Sie nie auf, mich zu lieben, und ich will alles mit Geduld tragen; und wenn Sie leiden, ſo denken Sie, daß Sie nicht allein leiden! Sie ſind im Strudel der Welt, und werden die Trennung leichter überwinden, ich bleibe hier allein mit der Erinnerung zurück!"

„Oh Liane, Liane", rief Littof, „vergiß mich nicht, und erlaube mir, wiederzukommen, und dann mit dir ernſtlich über unſere Zukunft zu reden; denn daß dieſelbe nur eine gemeinſame ſein kann, wirſt du mir zugeſtehen."

„Gewiß, Geliebter, komm, du ſollſt mich bereit finden. Ich werde alles von mir werfen, was mich von dir trennen könnte. Unſere Liebe ſoll ſtärker ſein wie der Tod." — —

Littof blieb die Nacht auf dem Gut, und als er am andern Morgen von der Geliebten ſchied, hatten beide das ſichere Bewußtſein, daß die Trennung nicht für lange ſein würde und daß er, ſobald er ſeinen Aufenthalt in Deutſchland beendet haben würde, nach Rußland zurück-

kehren ſolle, um die Fürſtin zu holen, die dann nicht mehr ihr Leben von dem ſeinen trennen würde. — —

Littof reiſte Ende April von Odeſſa ab, und ſchon Anfang Juni war er wieder zurückgekehrt.

Er hatte vom Großherzog von Bernhardsburg die Aufforderung erhalten, ſich dauernd daſelbſt niederzulaſſen, und da er die Virtuoſen-Karriere gründlich ſatt hatte, und den Beruf des Komponiſten mächtig in ſich fühlte, nahm er das hochherzige Anerbieten des fürſtlichen Freundes an, und trat als „Kapellmeiſter im außerordentlichen Dienſt“ in Stellung am Hofe zu Bernhardsburg.

Jetzt hatte er ein Heim und konnte auch der geliebten Frau ein ſolches bieten.

Einige Wochen blieb Littof auf dem Gute der Fürſtin, um alles zu ihrer Flucht vorzubereiten, dann verließ er ſie, da ihr Entkommen ohne ihn ihm leichter erſchien.

Unter der Hand hatte die Fürſtin einige ihrer Güter verkauft und ſoviel zu Gelde gemacht, als ihr ohne aufzufallen möglich war. Erſt am Vorabend ihrer Abreiſe teilte ſie ihrem Gemahl mit, daß ſie Rußland für einige Wochen verlaſſe, um eine Kur in Karlsbad zu gebrauchen, die der Arzt ihr dringend empfohlen habe.

Der Fürſt, der jedenfalls ſchon von anderer Seite unterrichtet war, und genau wußte, was dieſe Reiſe außer Land zu bedeuten hatte, verlor keine Zeit, um die Fürſtin, wie er meinte, von einem unüberlegten Schritt zurückzuhalten. Er traf ſofort ſeine Vorkehrungen, die Flucht der Fürſtin zu vereiteln, denn als ſie mit ihrer Tochter, und ihrer alten Amme, die ſeit ihrer Verheiratung als Kammer-

frau bei ihr war, die Grenze erreichte, war auch schon der Befehl aus Petersburg eingetroffen, der Fürstin in keinem Falle zu gestatten, das heilige Rußland zu verlassen.

Es war ein fürchterlicher Moment, als sie, so nah am Ziel, ihren ganzen Plan vereitelt sah. —

„Durchlaucht, ich darf Sie nicht passieren lassen", hatte ihr der Beamte gesagt, „vor einer halben Stunde ist der Befehl eingetroffen. Hätte Ihr Zug keine Verspätung gehabt, so hätte Sie Niemand gehindert, das Reich zu verlassen und Sie wären in Sicherheit; so aber muß ich gehorchen, so leid es mir ist."

„Aber warum verweigert man mir eine Reise ins Ausland? Mein Paß ist in Ordnung, und ich wüßte nicht, wer ein Recht dazu hätte, mich hier festzuhalten."

„Der Befehl kommt direkt aus dem Kabinet Seiner Majestät des Kaisers. Ich würde meine Stellung, ja selbst mein Leben auf das Spiel setzen, wollte ich dagegen handeln."

„Hat außer Ihnen noch Jemand den Befehl gesehen, oder in Händen gehabt?"

„Nein, das nicht. Er wurde mir direkt zugestellt."

„Dann sehe ich auch keine Gefahr darin, wenn Sie ihn eine halbe Stunde länger in Ihrer Tasche behalten. Es soll Ihr Schaden nicht sein, ich will Sie reichlich dafür belohnen."

„Fürstin, es geht nicht — ich darf nicht;" sagte zögernd der Beamte.

„Wer kann Ihnen nachweisen, daß der Befehl vor mir eintraf?"

„Allerdings Niemand. Aber die Pflicht des Be-

amten würde ich gröblich verletzen, wollte ich wissentlich gegen des Kaisers Gebot handeln."

„Darüber trösten Sie sich, in Rußland wird viel gegen des Kaisers Gebot gehandelt. Sie wissen, Rußland ist groß, und der Zar ist weit." — Mit diesen Worten überreichte die Fürstin dem so sehr pflichttreuen Beamten ein Portefeuille, das, wie es schien, genügend garniert war, um den kaiserlichen Befehl solange zurückzuhalten, bis die Fürstin mit ihrer Tochter und Begleiterin in Sicherheit war.

In Wien traf sie mit Littof zusammen, und folgte ihm von da aus in die kleine thüringer Residenz, die ihnen zur zweiten Heimat werden sollte.

Kaiser Nicolaus war wütend, und schwur, sich an der Fürstin zu rächen. Sie durfte es nicht wagen, solange er lebte, Rußland wieder zu betreten, auch hätte er nie die nach russischer Sitte unlösbare Ehe zu trennen gestattet.

Selbst jetzt nach des Kaisers Tode hatte die Fürstin nichts, garnichts erreicht. Ihre Güter, die schon längst konfisziert waren, wurden ihr nicht freigegeben, und als einzige Antwort auf ihre Bitte erhielt sie den erneuten Befehl, unverzüglich nach Rußland zurückzukehren. Davon konnte nun allerdings keine Rede sein, denn das wußte die unglückliche Frau, daß mit dem Betreten des russischen Bodens ihre Freiheit bedroht war.

„Man würde mich sofort in ein Nonnenkloster stecken, in dem ich geistig und körperlich zu Grunde gehen müßte" — rief sie verzweifelt aus.

Was aber tun? So wie die Verhältnisse jetzt lagen, waren sie fast unhaltbar geworden. Littof sowie die Fürstin litten unsagbar darunter.

Von ihrer Überraschungsreise nach Leipzig zurückgekehrt, kam die Fürstin auf einen neuen Ausweg; sie wollte sich mit dem Vatikan in Verbindung setzen, sie hoffte, daß Pius IX., der damals noch allmächtige Papst, ein Wort zu ihren Gunsten sprechen und ihre Scheidung beim russischen Kaiser durchsetzen würde.

Sie war mit mehreren Kardinälen befreundet, sie schrieb sofort an sie und nahm sich vor, sobald ihre Tochter, die jugendliche Prinzessin Amélie, verheiratet sein würde, mit, oder im schlimmsten Falle auch ohne den Meister nach der ewigen Stadt überzusiedeln.

Ganz im Stillen traf sie ihre Vorkehrungen. Der Winter hatte einem herrlichen Frühling Platz gemacht, und noch immer war keine Wendung in den Verhältnissen der Hochburg eingetreten. Still und womöglich noch zurückgezogener verlebte die Fürstin diese Monate. Sie ging ganz in ihrer Korrespondenz auf, und seitdem Mary die Stadt verlassen hatte und keinerlei Nachrichten von ihr mehr auf der Hochburg eintrafen, kam auch ihr eifersüchtiges Herz wieder zur Ruhe.

Mit Mary Albert zugleich war aber auch Karl Hundert verschwunden. Freunde von ihm behaupteten zwar, daß er nicht weit sein könne, da er von Zeit zu Zeit in Bernhardsburg gesehen wurde. Er wollte aber niemand seinen Aufenthalt nennen, da er vorgab, furchtbar zu arbeiten, und sich jede Störung ernstlich verbat.

Auch Littof hatte davon gehört. An einem herrlichen Frühlingsmorgen kam er ganz unerwartet zu Freund Paulus.

„Sie müssen heute einen Ausflug mit mir machen, haben Sie Zeit?“ fragte er den Freund.

„Stets, teurer Meister, wenn Sie meiner bedürfen.“

„Gut. Ich danke Ihnen. Können wir gleich aufbrechen, ich habe schon den Wagen bestellt, er wartet auf uns vor dem ‚Erbprinzen‘.“

Paulus war in ein paar Minuten bereit und folgte dem Meister, neugierig, zu erfahren, wohin heute die Reise gehen sollte. Daß ein Frauenzimmer dabei im Spiel, das ahnte er, er hatte schon zu lange in der unmittelbaren Nähe Littof's gelebt, um darüber noch im Unklaren zu sein.

Ziemlich einsilbig verlief die erste halbe Stunde der Fahrt. Paulus wollte nicht fragen, und Littof fühlte ganz gut, daß es an ihm war, dem Freunde eine Aufklärung zu geben. Nach einer längeren Pause fing er darum ganz unvermittelt an:

„Ich weiß, lieber Freund, daß ich mich auf Sie verlassen kann, Sie haben es mir damals in Leipzig bewiesen, und darum habe ich Sie auch heute gebeten, mich zu begleiten. Ich muß endlich Gewißheit haben, ob ich mich nicht täusche, wenn ich annehme, daß Karl nicht allein in Quellenthal ist.“

„Wie so?“ Sie denken doch nicht, daß Mary seine Einsamkeit teilt?“

„Gewiß, das denke ich; und da ich endlich die Wahrheit wissen will, habe ich mich entschlossen hinzufahren, und die Beiden dort zu überraschen. Auf Ihre Diskretion den Anderen gegenüber kann ich mich verlassen?“

„Gewiß. Ich werde stumm sein wie das Grab; ich hoffe und wünsche aber sehr, daß wir Karl allein finden und Sie sich in Ihrer Annahme getäuscht haben.“

„Hoffen wir es, ich fürchte aber, daß ich recht be-

halten werde. Ich habe schon im Winter mehrmals bemerkt, wie großen Einfluß Karl auf das junge Mädchen hatte. Am meisten merkte man das ihrem Spiel an; ich war oft überrascht, wie ganz und gar sie sich seine Auffassung zu eigen gemacht hatte."

Nach einer zweistündigen Fahrt hielt der Wagen vor dem einzigen kleinen Wirtshaus in Quellenthal.

Die Wohnung des verrückten Klavierpaukers, wie die Leute dort ihn nannten, war nicht schwer zu ermitteln.

Die beiden Freunde verließen den Wagen und machten sich zu Fuß auf nach der kleinen Villa, in der Karl hausen sollte und die ganz in der Nähe des Waldes lag.

Unbemerkt betraten sie den Vorgarten, von dem eine Treppe auf eine Veranda führte, die mit einem hübschen Salon verbunden war. Der Salon war leer. Auf dem geöffneten Flügel lagen Noten.

„Aha, ich scheine Recht zu behalten. Hier hat nicht Karl musiziert; es liegen weder Zigaretten, noch Asche auf dem Flügel; und Sie wissen ja auch, daß Karl ohne diese Utensilien es nicht am Flügel aushält. Was nun tun? Ich denke, wir warten es ruhig hier ab, bis jemand kommt; ein weiteres Vordringen wäre indiskret."

Nach kurzem Warten öffnete sich die Türe, die nach dem Hausflur führte, und herein trat Mary in einem ziemlich ungenierten Négligé. Erst war sie zu Tode erschrocken, dann aber faßte sie sich schnell und hieß den Meister willkommen.

Sie war allein zu Hause, Karl war nach Berlin gefahren, er hatte dort zu tun. Er würde erst in zwei bis drei Tage wiederkommen.

„Und so — hier muß ich Sie wieder finden,

Mary?“ „Wissen Sie, daß mich dies tief schmerzt?“ rief Littof.

„Aber, liebster Meister, warum? Karl und ich sind glücklich. Sobald es die Verhältnisse erlauben, werden wir heiraten. Er liebt mich und wird mich nie verlassen.“

Der Besuch war von kurzer Dauer. Littof brach bald auf, und die beiden Freunde kehrten schweigend nach Bernhardsburg zurück.

Die Episode Mary Albert fand mit diesem Besuch ihren Abschluß.

Es sei hier nur noch bemerkt, daß die Verhältnisse es nie gestatteten, daß eine Heirat zwischen Mary und Karl zu stande kam.

Mary verließ den kommenden Herbst Deutschland und kehrte nach England zurück.

Karl unternahm Kunstreisen und feierte wahre Triumphe. Er kam nach wie vor nach der Hochburg, und war dort stets ein gern gesehener Gast.

Neuntes Kapitel.

Unter ernster Arbeit und süßem Liebesleben war der Winter am Züricher See vergangen. Isa war einmal nach der Heimat gefahren, um dort in ihrem Hause den nötigsten gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen.

Kaum zwei Monate war sie abwesend, und schon glaubte Wiegand die Zeit ohne sie nicht ertragen zu können.

Er war überglücklich, als er sie endlich wieder in seine Arme schließen durfte, und ihr dann am Abend die Arbeit der letzten Zeit vorlegen konnte.

Der zweite Akt seines „Hohen Liedes der Liebe" war in der Zwischenzeit vollendet worden. Er besteht nur aus drei Szenen: Der sehnsuchtsvollen Erwartung, der seligen Vereinigung und der jähen Trennung der Liebenden. Es ist das ganze Werk ein einziges großes Liebesduett, wozu die erste Szene die Exposition, die letzte die Katastrophe bildet.

Als er geendet, stürzte Isa in seine Arme, sie flog ihm mit einem Freudenschrei entgegen; wußte sie doch, daß *sie* es war, die ihn zu dieser Musik begeistert, daß *ihr* die Gefühle galten, die der Meister hier zum Ausdruck brachte. Ihre Herzen strömten in einen Liebesjubel

über, dessen Gewalt unwiderstehlich war. Die erduldeten Qualen der Trennung waren vergessen im Hinblick der Seligkeit ihrer Vereinigung.

Nie, nie mehr Trennung, das war der innigste Wunsch der beiden Glücklichen.

Es waren arbeitsreiche, herrliche Tage, verschwiegene Nächte, die nun folgten. Fieberhaft war die Schaffensfreudigkeit, mit der Wiegand arbeitete. Erst als der Sommer in's Land zog, und der Kommerzienrat seinen Besuch anmeldete, mußte notgedrungen eine Unterbrechung eintreten.

Die Komposition war so gut wie beendet. Wiegand hatte schon tapfer an der Instrumentierung begonnen und hoffte bald mit diesem Werke zu Ende zu sein, um es einer Bühne zur Aufführung zu übergeben; denn dieses Werk stellte fast gar keine szenischen Anforderungen.

Die definitive Nachricht, daß der Kommerzienrat schon in den nächsten Tagen in Zürich eintreffen würde, um sich dort zu erholen, erregte den Komponisten im höchsten Grade; er war über diesen „Überfall", wie er diesen Besuch zu nennen pflegte, auf das peinlichste berührt. Unter keinen Umständen wollte er mit Isa's Gatten in dessen Haus zusammentreffen.

„Fühlst du denn nicht, wie peinlich, ja wie geradezu unerträglich mir ein solches Zusammenleben sein muß?"

„Du bist mein, ganz allein mein und ich will mit niemand teilen."

„Aber Liebster, er ist mein Gatte, und dies sein Haus, ich kann ihm doch nicht die Heimkehr verweigern."

„Nein, das kannst du nicht, du kannst aber dies Haus verlassen und mir folgen. Wie viele Male hast

du mir zugeschworen, mich zu lieben, ja ohne mich nicht leben zu können, nun beweise es und folge mir. Ich kann dir allerdings für den Moment nicht den Glanz und Reichtum bieten, der dich jetzt umgibt, aber ich habe eine Zukunft, das weiß ich, und auf die baue ich. Mein Exil kann nicht ewig währen, die deutsche Heimat kann mir nicht für immer verschlossen sein. Vielleicht findet sich dann ein deutscher Fürst, der mir durch seine Gunst die Möglichkeit einer Aufführung meiner Werke gewährt, und dann sollst du sehen, daß mein Schaffen kein vergebliches gewesen ist.

Isa wollte ihm antworten, jedoch Wiegand unterbrach sie:

„Ich will heute keine Entscheidung, du kannst es dir überlegen, aber das laß dir gesagt sein, du mußt wählen zwischen ihm und mir.“ „Ich habe unsagbar gelitten, als du bei ihm in Waldau weiltest. Euch beide hier neben mir zu sehen, ertrage ich nicht. Gute Nacht, Isa — möge dein Entschluß so ausfallen, daß du ihn nie zu bereuen hast!“

Er umarmte die Geliebte nochmals herzlich und ging hinunter in den Park, wo er bis zum frühen Morgen ruhelos herumirrte.

Auch Isa hatte in dieser Nacht keinen Schlaf gefunden. Zum ersten Mal sah sie ihr Verhältnis zu Wiegand im rechten Licht. Es war ein Traumleben, das sie bis jetzt geführt hat. Sie hatte sich ganz von ihren Gefühlen leiten lassen, ohne sich ernstlich Rechenschaft zu geben von dem, was sie tat.

Als blutjunges Geschöpf war sie in das Haus des Kommerzienrats gekommen. Er war Wittwer und lebte

mit seiner kranken Tochter, die im selben Alter wie Isa war, in Waldau.

Die ärmlichen Verhältnisse in Isa's Vaterhaus hatten diese gezwungen, eine Stellung anzunehmen.

Ihre große musikalische Begabung kam ihr hierbei sehr zu statten. Lora Wegner liebte die Musik leidenschaftlich und da ihre große Nervenreizbarkeit sich gebessert und sie sich wieder kräftiger fühlte und auch der Arzt seine Zustimmung gegeben hatte, wollte sie wieder ihre Lieblingsbeschäftigung aufnehmen und tüchtig musizieren.

Der Kommerzienrat hatte sich an seinen bewährten Freund, den Direktor des Konservatoriums, gewendet und auf dessen warme Empfehlung Isa als Gesellschafterin seiner Tochter in's Haus genommen. Die jungen Mädchen schlossen sich eng aneinander an, sie wurden Freundinnen und als die arme Lora kurze Zeit darauf schwer erkrankte und langsam dahinsiechte, wurde ihr Isa eine treue Pflegerin. Monate lang hatte sie kaum das Haus verlassen, immer und immer war sie an dem Schmerzenslager der Freundin zu finden. Lora war dann in Isa's Armen gestorben mit dem Segenswunsche auf den Lippen, daß Gott die segnen möge, die des Lebens Last und Schmerz treulich mit ihr getragen.

Als Lora begraben und das Leben wieder in sein gewöhnliches Geleis zurückgekehrt war, dachte Isa mit Schmerz daran, wie sich wohl jetzt ihre Zukunft gestalten würde.

Es wurde ihr unsagbar schwer, von all den Freunden, die sie sich erworben hatte, Abschied zu nehmen und vor allem war es kein leichtes für sie, aus den reichen glänzenden Verhältnissen in ihre frühere Dürftigkeit zurückkehren zu müssen.

Mit schwerem Herzen sah sie darum der Unterredung entgegen, um die sie der Kommerzienrat etwa acht Tage nach Lora's Tode hatte bitten lassen. Sie erwartete bestimmt, daß er sie mit höflichen Worten fragen würde, wann sie gedächte, sein Haus zu verlassen. Vielleicht fiel ein Tröpfchen Süßigkeit in den Wermutbecher, wenn Herr Wegner in Anbetracht ihrer Pflege, die sie Lora angedeihen ließ, ihr eine kleine Pension aussetzte? Aber darauf durfte sie nicht rechnen! Mit klopfendem Herzen betrat sie sein Privatkabinet.

„Ich habe Sie, liebe Isa, zu mir bitten lassen, um eine wichtige Frage in betreff Ihrer Zukunft an Sie zu richten."

Isa wollte ihm antworten, allein eine Bewegung seiner Hand zeigte ihr an, daß er mit seiner Rede noch nicht zu Ende war. Er fuhr fort:

„Wenn Sie noch nicht über Ihre Zukunft entschieden haben, möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen und bitte Sie dann, mir frei und offen zu sagen, wie Sie darüber denken."

„Sie haben mich in den drei Jahren, die wir zusammen verlebt haben, genügend kennen gelernt, um sich ein Urteil über mich zu bilden", fuhr der Kommerzienrat fort. „Ihr klarer Verstand wird Ihnen gesagt haben, daß ich nie etwas Unbilliges verlangt habe, noch je verlangen werde; aber ebenso gut wissen Sie auch, daß ich kein Jüngling mehr bin, sondern ein gereifter Mann, der die Schattenseiten des Lebens kennen gelernt hat. Ich habe viel gearbeitet und bis jetzt wenig von den Annehmlichkeiten des Lebens genossen. Heute bin ich ein reicher Mann, aber ich stehe allein in der Welt. Meine Frau,

meine Tochter haben mich verlassen, ich habe niemand, der Anteil an meinen Erfolgen nimmt; niemand mehr, für den ich schaffen und sorgen darf — ich stehe ganz allein in der Welt. Ich weiß, Isa, daß Ihnen mit Ihrem Talent die Welt offen steht, daß es Ihnen um Ihre Zukunft nicht bange sein darf und möge Ihre Antwort auf meine Frage ausfallen wie sie will, das sollen Sie wissen, Isa, daß ich Ihnen immer und stets ein treuer Freund bleiben werde, an den Sie sich in jeder Lage des Lebens wenden dürfen. Und jetzt sagen Sie mir offen heraus, ist Ihr Herz noch frei, trägt es kein anderes Bild in sich — können Sie sich entschließen, die Meine zu werden? Ich habe nichts Bestechendes in meinem Äußern und Jugend gesellt sich am liebsten zur Jugend, aber ich, der gereifte Mann, kann Ihnen auch wieder das bieten, was einem Jüngeren schwer fallen dürfte. Sie brauchen sich als meine Gattin keinen Wunsch zu versagen, jeder Ihrer Wünsche soll erfüllt werden. Sie sind gern in Waldau, verkehren gern in unseren musikalischen Kreisen und darum bitte ich Sie, bleiben Sie bei mir, lassen Sie mich nicht ganz einsam."

Wie Isa dazumal in ihr Zimmer gekommen, wie ihr überhaupt die nächsten Wochen vergangen, wußte sie kaum zu sagen.

Ein paar Tage nach dieser folgenschweren Unterredung siedelte Isa in das Haus eines älteren Ehepaares über, das sie sechs Wochen später als Wegner's Gattin verließ.

Nach einer stillen Trauung begab sich das junge Ehepaar auf Reisen und kehrte erst ein Jahr später nach Waldau zurück.

Isa verstand es vorzüglich, ein Haus zu machen. Sie sah die ersten Persönlichkeiten der Stadt bei sich,

und da sie ebenso klug wie schön war, so wurde ihr Salon bald der Mittelpunkt der gebildeten Welt.

Sie hatte alles erreicht, was sie begehrte; der äußere Glanz entschädigte sie für die Leere des Herzens. Sie schätzte und verehrte den Gatten, der es verstand, ihr jeden Wunsch an den Augen abzulesen und so lag die erste Jugend schon hinter ihr, ehe ihr Herz gesprochen hatte. Da lernte sie auf jener verhängnisvollen Reise Wiegand kennen, der sofort Eindruck auf sie machte und vom ersten Anfang an wußte sie, daß sie dem nicht widerstehen konnte, sondern ihm mit Leib und Seele angehören mußte.

Und so kam es denn, wie es hatte kommen müssen. Die heiße, die so lang verschmähte Liebe hat sie immer weiter mit fortgerissen, bis es beinahe zu spät zu einer Umkehr war.

Jetzt stand sie vor der Entscheidung; je mehr sie ihre und des Freundes Lage überdachte, je klarer wurde es ihr, daß Wiegand als Mann von Ehre eigentlich nicht anders handeln konnte, als wie er es vorhatte. Nein, er konnte unmöglich mit ihr im Hause des Gatten zusammenleben und darum war eine Trennung unerläßlich.

Aber sie — sie konnte doch nicht ihre ganze Existenz auf's Spiel setzen, nicht ihr Wohlleben einer mehr als ungewissen Zukunft preis geben! Zu diesem Entschluß hatte sie sich mühsam durchgerungen, als auch schon die Morgensonne in ihre Fenster schien.

Sie klingelte ihrer Kammerfrau und übergab ihr ein Briefchen mit dem Befehl, es sofort bei Herrn Wiegand abzugeben und sie unter keiner Bedingung zu stören, ehe sie nicht klingele; sie wolle noch ruhen. An Wiegand hatte sie geschrieben:

„Geliebter!

Ich bin noch zu keinem Entschluß gekommen, laß mir Zeit bis morgen abend, da sollst Du meine Antwort haben. Überlasse mich so lange mir selbst, denn ich will gewissenhaft prüfen, was für Dich und mich das Beste sein wird. Deine Zukunft vor Allem! Tue mir den Gefallen und unternimm für zwei Tage einen Ausflug, damit Deine geliebte Gegenwart nicht meine Handlung bestimmt. Kommst Du zurück, hoffe ich alles überwunden und mit meiner Vergangenheit gebrochen zu haben, um dann nur Dir und unserer Liebe zu leben. Bis dahin gedenke in Liebe

Deiner getreuen

Isa."

Wiegand fand diesen Wunsch äußerst gerechtfertigt und fuhr, dem Wunsche Isa's entsprechend, mit dem nächsten Zug nach Luzern, um von dort wieder nach seinem geliebten Rigi zu pilgern, wo er die zwei Tage ganz in Gedanken an die Geliebte verbringen wollte.

Isa hatte hinter ihren geschlossenen Fensterläden mit klopfendem Herzen die Abfahrt Wiegand's beobachtet. Sie schickte ihm einen Diener nach, um genau überzeugt zu sein, daß er Zürich verlassen. Sobald sie darüber Gewißheit erlangt hatte, sandte sie ihrem Gatten ein Telegramm, in dem sie ihn ersuchte, sie morgen abend in Basel zu erwarten.

Mit fieberhafter Eile betrieb sie die Vorbereitungen zu ihrer schleunigen Abreise. Am Mittag schon traf ein Telegramm ihres Gatten ein, in dem er ihr versicherte, pünktlich zu der von ihr bestimmten Zeit in Basel ihrer zu harren.

Zum Tode ermattet legte sie sich nieder, sie mußte die verlorene Ruhe der letzten Nacht nachholen, denn am Morgen mußte sie noch die schwere Aufgabe erledigen, an Wiegand den Abschiedsbrief zu schreiben. Sie war aber mit sich einig und wußte genau, was sie wollte.

Mit kargen Worten teilte sie ihm mit, daß eine Trennung unbedingt nötig und daß sie ihm das Feld räume. Sie würde mit ihrem Gatten eine Reise nach Paris und London machen und gedächte dann erst im nächsten Frühling nach Zürich zurückzukehren. Bis dahin hoffe sie mit Bestimmtheit, daß ihm das Vaterland nicht mehr verschlossen und daß er dann dort wirken und seine Ideale verkörpern könne. Viel Verstand und wenig Herz zeichnete entschieden den Inhalt dieses Schreibens aus.

So wie Isa es bestimmte, so geschah es auch. In den Salons von Paris und London hatte sie an der Seite des Gatten den Geliebten bald vergessen.

Kommerzienrat Wegner war glücklich, seine junge Frau wieder für sich allein zu haben. Nichts war ihm zu teuer, keine Mühe zu groß, um ein Lächeln auf ihre Lippen zu zaubern.

Alles lag ihr zu Füßen, und der Gatte freute sich ihrer Triumphe.

Als Wiegand am zweiten Abend heimkehrte, war er nicht wenig überrascht, das große Schloß gänzlich unerleuchtet zu finden. Auf sein wiederholtes Klopfen kam endlich der alte Gärtner aus seiner Wohnung herbeigehinkt, der ihm den Brief Isas überreichte und ihm gleichzeitig mitteilte, daß die gnädige Frau plötzlich abgereist, und die Herrschaft vor nächstem Frühjahr nicht

zurückkehre. Die Dienerschaft war entlassen und ihm allein die Sorge für Schloß und Garten übertragen.

Daß es Wiegand nach diesen Erfahrungen nicht mehr in Zürich litt, war natürlich. Der Boden brannte ihm unter den Füßen!

Dieses Weib war sein Ideal, ihr hatte er die Eigenschaft der Treue bis zum Tod, ja, noch über den Tod hinaus zugetraut, und so hatte er sich in ihr getäuscht?

Er bestellte sein Haus und verließ Zürich schon am nächsten Morgen, um endlich einem Lieblingswunsche nachzukommen, dessen Erfüllung ihm bis jetzt das Verhältnis zu Isa unmöglich gemacht hatte. Er wollte Venedig kennen lernen. Diese Märchenstadt mit ihren herrlichen Palästen, der wunderbare Aufenthalt am Lido, waren recht geeignet, sein armes Herz zu zerstreuen und zu trösten.

Das Liebesdrama, das Wiegand im seligsten Liebesleben begonnen, wurde hier vollendet. Trotzdem ihm die Heldin nicht Stand gehalten und seine Anschauung von der tiefen, alles verzehrenden Liebe nicht geteilt, trotzdem ließ er nicht davon ab, der Welt zu zeigen, wie tief, wie leidenschaftlich er geliebt hatte. Kein Sänger der Liebe — er heiße, wie er wolle — hat jemals Höheres erreicht.

In der ersten Zeit brach die Sehnsucht nach Isa noch in verzehrenden Flammen aus. Er wollte sterben, sie aber zuvor noch sehen, denn leben ohne sie erschien ihm unmöglich. Nur die Hoffnung, Isa nochmals wieder zu sehen, erhielt ihn aufrecht, verlieh ihm die Kraft, weiter zu ringen und zu arbeiten; doch ganz nach und nach kehrte auch in seiner Seele wieder Ruhe und Frieden ein. Er hatte Sehnsucht nach seinem Heim, er wollte

wieder an dem Orte weilen, an dem er mit ihr so glücklich war.

Und als nun gar ein Brief von Littof eintraf, der ihm die Verheiratung seiner jüngsten Tochter Cari mit seinem Lieblingsschüler Hans von Berkow meldete und dieser ihm gleichzeitig deren baldigen Besuch in Zürich anzeigte, da trieb es ihn mit Macht zurück nach seiner provisorischen Heimat.

* * *

Es war an einem kühlen Septemberabend, als ein müder Wanderer in der kleinen Villa am Züricher See seinen Einzug hielt. Aber nur wenige Tage sollte er allein bleiben, die Freunde hatten ihn zu lange entbehrt, um sich nicht seiner Rückkehr zu freuen.

Hans von Berkow traf mit seiner jungen Frau nur wenige Tage nach Wiegand in Zürich ein, und gar bald bewegte sich eine durch und durch anregende Gesellschaft unter den alten Bäumen des herrlichen Parkes. Der Herbst war ausnahmsweise mild und schön, so daß Jedermann so lange als möglich seinen Aufenthalt an dem herrlichen See auszudehnen suchte.

Wiegands unter so glücklichen Verhältnissen begonnenes musikalisches Drama bildete natürlich den Haupt-Anziehungspunkt.

Hier wo es entstanden, hier sollte es den Freunden auch zuerst erschlossen werden. Hans von Berkow versuchte am Klavier Fragmente daraus vorzuspielen, die Wiegand durch Gesang zu ergänzen suchte. Eine Welt für sich wurde den andächtig lauschenden Zuhörern hier eröffnet — die den realen Boden kaum berührte, eine sich völlig in sich selbst versenkende, tiefinnerste Gefühls-

welt. Eine verzehrende, unvertilgbar lodernde, alle Schranken durchbrechende und individuell sich vernichtende Liebe gelangte hier durch die Musik mit wunderbarer Vollendung zum Ausdruck.

Wie dieses Werk einst dargestellt werden müßte — wie es gleichsam aus sich heraus neuschaffend, mit einer dichterischen Freiheit gestaltet, deren Größe auf Alle, denen es vergönnt war, jenen Abenden beizuwohnen, unwiderstehlich, ja überwältigend wirkte, — empfand man schon damals, obwohl nur Bruchstücke am Klavier ausgeführt werden konnten. Aber nachdem sie diese Fragmente gehört hatten, waren alle von dem Meister innerlich gehoben und gekräftigt und hegten nur den einzigen Wunsch, es einst in der deutschen Heimat unter des Dichter-Komponisten eigener Leitung in szenischer Aufführung genießen zu dürfen.

Hans von Berkow und seine junge Frau ahnten damals nicht, wie tief eingreifend gerade dieses Werk einst in ihr Leben sein sollte. Als Littof und die Fürstin auch noch kamen, den Kreis der Freunde um Wiegand zu vermehren, da wurde es ihm leichter, das schwere Leid zu vergessen, das ihm die treulose Frau zugefügt.

Littof interessierte sich ganz besonders für das große musikalische Drama, das die Auferstehung der deutschen Götter- und Heldenwelt behandelte und das Wiegand in neuer Form und künstlerischer Vollendung neugestaltet, und welches für Deutschland das werden sollte, was für das klassische Griechenland einst die dramatische Darstellung seiner Sagenkreise und die Olympischen Spiele waren.

Wiegand war gern bereit, die Dichtung vorzulesen und mit großem Interesse lauschten ihm seine Zuhörer.

Er ließ dieſe Dichtung vorerſt nur in wenigen Exemplaren für ſeine Freunde drucken, deren Erſtaunen groß war, da ſie alle, Littof und nur wenige Andere ausgenommen, nicht begreifen konnten, wie das überhaupt zu komponieren möglich ſei. Darüber waren alle einig, daß ohne Wiegands Gegenwart eine Aufführung der Oper unmöglich wäre.

In dieſer Beziehung war Wiegand allerdings gleicher Anſicht. Von Anfang an plante er die Errichtung eines eigenen Theaters hierzu, welches ſich der von ihm geſtellten Aufgabe allein zu widmen habe.

Dies plante ein Verbannter, der von den Unterſtützungen ſeiner Freunde lebte! Es gehörte der volle Glaube an ſeine Miſſion, die ganze Energie eines unbeugſamen Willens dazu, um da den Mut nicht ſinken zu laſſen.

Natürlich dachte Wiegand ſowohl wie Littof zunächſt an Bernhardsburg. Littof gab ſich alle Mühe, den Großherzog, ſeinen hohen Protektor, für das Projekt zu gewinnen aber er mußte ſich bald von der Erfolgloſigkeit überzeugen.

Zu einem Abend wollte man ſich allenfalls verſtehen, allein als Wiegand verlangte, daß alle vier Abende einer dem andern folgen ſollte, da verloren alle den Mut, nur der Eine nicht — Littof. — Allein die Mittel zur Errichtung eines Feſttheaters, das Hunderttauſende koſten würde, und an deſſen Erfolg niemand glaubte, konnte Littof auch nicht ſchaffen.

Wie wurden da wieder die Vorwürfe laut, mit denen man den armen Künſtler fort und fort überhäufte! Weshalb blieb er nicht im alten Operngeleiſe? Weshalb, wenn ihm dies nun einmal nicht möglich war, ſchrieb er nicht

wenigstens im Stil vom „Schwanenritter“ weiter, der doch noch ausführbar war? Weshalb dachte er nicht lieber daran, Geld zu verdienen anstatt Luftschlösser zu bauen?

Wie wenig Glauben man an diese germanischen Götter- und Heroenwelt hatte, bezeugt unter anderem, daß Wiegand erst nach langem Suchen einen Verleger für sein Werk finden konnte, da sein früherer Verleger, der den „Schwanenritter“ verlegt hatte, geradezu erklärte, sich auf nichts Weiteres mehr einzulassen. Glücklicherweise hatte ein anderer etwas mehr Vertrauen, und so erschien wenigstens nach langem Warten der Klavierauszug, von einem Schüler Littof's gefertigt.

Nachdem der Plan mit Bernhardsburg als gänzlich gescheitert zu betrachten war, überlegte man nun ernstlich, wie und wo denn dieses großartige Werk zur Aufführung gelangen könnte. Die Schwierigkeit der Lösung dieser Frage war um so größer, als Richard Wiegand als Verbannter die deutsche Grenze nicht überschreiten durfte, und darüber kein Zweifel herrschen konnte, daß ohne Wiegand's persönliche Mitwirkung diese riesige Aufgabe nicht zu bewältigen möglich wäre.

Da kam man auf die Idee, Straßburg zum Ort der ersten Aufführung zu wählen: Straßburg, das so dicht an der deutschen Grenze lag, daß es für alle verhältnismäßig leicht zu erreichen war; Straßburg, in welchem deutsch empfindende und deutsch sprechende Elemente genug vorhanden waren, um auf Sympathie unter der Bevölkerung rechnen zu können.

Die Mittel zur Errichtung eines provisorischen Theaters sollten durch National-Subskription aufgebracht

werden, ein bei Wiegand immer wiederkehrender Gedanke, weil er den Glauben an seine Nation, für die er dachte, empfand und schaffte, niemals verloren hatte.

Jedenfalls lag die Lösung dieser Frage noch in weiter Ferne, und die Freunde mußten den Meister verlassen ohne die geringste Aussicht auf eine Entscheidung.

Als die letzten Gäste abgereist waren, wurde es auch dem Meister dort zu einsam. Es litt ihn nicht mehr da; er wollte hinaus in die Welt, und da ihm die deutsche Heimat noch immer verschlossen, so wollte er sein Glück in der damals alles beherrschenden französischen Hauptstadt, in Paris versuchen.

Sein ganzes Hoffen bestand darin, dort eine seiner älteren Opern zur Aufführung zu bringen. Er lechzte darnach, endlich einmal eine seiner Schöpfungen zu hören und wenn möglich sie selbst zu dirigieren, denn bis jetzt mußte er jeder Aufführung fern bleiben, und den oft mehr als talentlosen Kapellmeistern die Einstudierung überlassen in der ihnen gut dünkenden Form und Kürze, da es den meisten nicht darauf ankam, seine Werke zu verstümmeln, um sie dann dem Publikum in ihrer eigenen Auffassung vorzuführen.

Wiegand gab sich die unglaublichste Mühe in Paris durchzudringen, und setzte endlich nach langem Kämpfen durch, daß sein „Walther von der Vogelweide" auch angenommen und einstudiert wurde.

Viele Freude sollte er daran nicht erleben. Die Oper kam endlich heraus, wurde aber so gründlich ausgepfiffen, daß dem Meister für lange Zeit die Lust verging, in Paris jemals wieder etwas von sich aufzuführen.

Kümmerlich unter den elendesten Verhältnissen ver-

brachte Wiegand diesen Winter. Littof tat was in seinen Kräften stand, das Schicksal des Freundes zu lindern, aber auch er hatte mit mancherlei Widerwärtigkeiten und Kabalen zu kämpfen.

Gegen den Frühling wurde Wiegand schwer krank. Die heftige Gemütsbewegung, die große Arbeitslast und die Entbehrungen jeglicher Art hatten ihn auf's Krankenlager geworfen.

Fern der Heimat, in fremdem Lande, verlassen von Allen, die ihm nahe standen, schrieb er einen verzweifelnden Brief an Littof, und dieser war Menschenkenner genug, um sofort das Richtige zu treffen.

Littof wandte sich abermals an Anna Wiegand, er sagte ihr, wie es um den armen heimatlosen kranken Meister stand, und Anna hätte nicht das tief fühlende, stets opferwillige Weib sein müssen, das sie war, wenn dieser Apell an ihr Herz ein vergeblicher gewesen wäre.

Sofort verließ sie Waldau, das angenehme Heim bei ihren Verwandten, um den kranken Gatten zu pflegen, ihn moralisch aufzurichten, und alle Entbehrungen und Enttäuschungen mit ihm zu tragen; und Entbehrung aller Art warteten ihrer. Unverdrossen, wie eine treue Lebensgenossin, nahm sie all die Mühen und Lasten auf sich. Sie ertrug mit himmlischer Geduld alle Launen, die der kranke und tief gekränkte Künstler an ihr, der Schuldlosen, ausließ.

Wiegand war zu stolz, um fernerhin eine Unterstützung von Kommerzienrat Wegner anzunehmen, und da seine Werke nur sehr spärlich aufgeführt wurden, so blieben natürlich auch die Geldsendungen aus, und das Ehepaar wäre umgekommen im Elend, wenn Anna nicht

mit fester Hand das Steuer ihres Lebensschiffes ergriffen hätte.

Der Winter war bitter kalt, Holz und Kohlen unerschwinglich teuer, um aber den kranken Gatten nicht unter der Winterkälte leiden zu lassen, ging sie jeden Morgen, wenn der Tag graute, und die vornehme Welt noch tief im Schlummer lag, nach dem Bois de Boulogne, um den Tagesbedarf an Holz zu sammeln. Sie war dann schon längst heimgekehrt, wenn Wiegand erwachte, um sie mit Vorwürfen zu überhäufen, unter denen die Ärmste schuldlos litt.

Ihre wenigen Schmuckgegenstände hatte sie nach und nach verkauft um für den Erlös aus denselben dem Kranken einige Linderung verschaffen zu können.

Auch Littof hatte den Freund nicht vergessen, und half so viel in seinen Kräften stand.

Mit dem Frühling kam endlich die Genesung. Wiegand war wohler, er kannte nur den einen Wunsch, die französische Hauptstadt sobald als möglich zu verlassen. Er hatte zu viel dort leiden müssen, um noch länger zu verweilen.

Leider waren hierzu nur wenig Aussichten vorhanden, da alle Mittel aufgezehrt und es an Reisegeld fehlte. Mit wahrer Engelsgeduld ließ Anna alles über sich ergehen, sie vergaß ihr eigenes Leid über dem des Gatten, sie suchte ihre Sorgen, ihren Kummer ihm so viel wie möglich zu verbergen, und ertrug Alles stillschweigend.

Wer das Wesen bedeutender Männer kennt, der weiß, daß ihnen schwer zu helfen ist. Das Genie wandelt stets einsam.

Wer weiß, was wohl aus Wiegand geworden wäre,

wenn er nicht endlich amneſtiert worden wäre! Dem Großherzog Karl Ferdinand von Berhardsburg und einem anderen deutſchen Fürſten war es endlich nach vieler Mühe gelungen, am Hofe von Waldau Wiegands Begnadigung durchzuſetzen.

Die Pariſer Tage gingen zu Ende und ein neuer Abſchnitt in Wiegand's Leben ſollte beginnen.

Zehntes Kapitel.

Die Freunde hatten also endlich dem Flüchtling die Rückkehr in die Heimat erwirkt, die aber zunächst nichts anderes bedeutete, als die Erlaubnis, von Ort zu Ort in Deutschland zu wandern, um Teilnahme für die Aufführung seines noch unvollendeten Riesenwerkes zu gewinnen.

Wiegand kam aus Frankreich zurück. Zwölf lange Jahre hatte er der Heimat fern bleiben müssen! Die große Not und die entsetzlichen Entbehrungen, denen das Ehepaar die letzten Monate ausgesetzt war, hatten die Kräfte von Frau Anna aufgerieben. Da sie ihren Richard wieder so weit hergestellt wußte, trennte sie sich abermals von ihm, um zu ihren Verwandten zurückzukehren; Wiegand hingegen pilgerte von Ort zu Ort um Teilnahme für sich und seine Werke zu suchen.

Zunächst drängte es Wiegand, den Freund, sein zweites „Ich" wie er ihn stets nannte, zu umarmen. Seine erste Reise galt daher dem kleinen Bernhardsburg. Ganz unerwartet kam er dort in dem Moment an, als eine große Orchesterprobe zu einer Tonkünstlerversammlung im Gange war. Littof führte eines seiner großen symphonischen Werke auf, und leitete die Probe persönlich. Er war mit seinem ganzen Hofstaat schon von Hause fort. In

der Probe ging alles vortrefflich, Hans von Berkow war an Littof's Stelle getreten; er dirigierte immer nur auswendig, denn er hatte nicht nur alle Noten im Kopfe, sondern auch die hier und da zu leichterer Orientierung beigefügten Buchstaben. So konnte er sich den Luxus erlauben, einzelne schwierigere Stellen außer der Reihe vorzunehmen, und das Leichtere zu übergehen.

Ein einziger von Littof's Schülern war auf der Hochburg zurückgeblieben, er wollte sich eben auf den Weg machen den Andern zu folgen, als ein müder Wanderer an das Tor der Hochburg anklopfte, und nach Meister Littof fragte. Freudig überrascht erkannte Graumann sofort Wiegand, der gekommen war, den Freund aufzusuchen, er teilte ihm mit, daß Niemand im Hause hingegen alle in der Probe vereint seinen, und fragte Wiegand, ob er ihm wohl dorthin folgen wolle.

„Gewiß komme ich mit, das soll mir ein ganz besonderes Vergnügen sein, Littof mitten in seiner künstlerischen Tätigkeit zu überraschen."

„Sie werden nicht nur den Meister dort finden, sondern die meisten seiner Getreuen sind in Bernhardsburg um ihn versammelt."

Beide stiegen nun von der Hochburg hinunter, und als sie vor dem Probelokal angekommen, bat sich Graumann aus, erst Wiegand's Ankunft den Freunden zu melden, ehe dieser selbst den Saal betrete.

Lächelnd blieb der Meister zurück.

Graumann stürmte die Treppe hinauf und direkt auf Littof zu, atemlos die Worte ausrufend: — „Er ist da — — Wiegand ist da!!" — —

Sofort befahl Littof dem Orchester Halt.

„Ehe wir weiter probieren bereitet erſt für den heimkehrenden Meiſter einen tüchtigen Tuſch vor.“

Alle ſahen erwartungsvoll nach der Türe, durch welche der ſo lang Entbehrte eintreten mußte, und als er nun wirklich dort erſchien, brach ein unbeſchreiblicher Jubel los. Das Orcheſter tat ſein Beſtes, Littoff und Wiegand lagen ſich in den Armen, alle wollten den Ankömmling begrüßen, ein Jeder wollte doch wenigſtens einen Händedruck des heimkehrenden Meiſters erlangen.

Als der große Freudentaumel ſich einigermaßen gelegt hatte, wurde die Probe fortgeſetzt. Danach begleitete Wiegand Littof nach der Hochburg zur Fürſtin, wo er über das Feſt zu Gaſte blieb. Dann trieb es ihn wieder unſtät weiter den Ort zu ſuchen, wo er endlich zur Ruhe kommen ſollte.

Sein großes Liebesdrama, an dem er mit ſolcher Begeiſterung gearbeitet hatte, ſollte ſein Schmerzenskind werden. Es war an verſchiedene Hofbühnen verſchickt, aber wohin es auch kam, nirgends wurde es angenommen, und es gelangte ſtets mit der gleichen Bemerkung — unaufführbar — zurück.

Ein Wiegand ganz ſpeziell freundſchaftlich geſinnter Fürſt ließ an ſein Hoftheater den direkten Befehl ergehen, dieſes Werk einzuſtudieren und dann zur Aufführung zu bringen. Doch was half es? Die Sänger konnten ihre Partien nicht lernen, und die Kapellmeiſter kamen ebenſowenig damit zurecht. So mußte denn Wiegand abermals eine neue Hoffnung zu Grabe tragen.

Er hatte ſich nach langen Irrfahrten endlich in Wien niedergelaſſen, weil er dort einen ihm treu ergebenen Freund hatte, mit dem er gern verkehrte. Auch war ihm

der Aufenthalt in Deutschland, wo er sozusagen noch unter polizeilicher Aufsicht stand, unangenehm.

Wie sehr hatte er sich auf die Heimkehr gefreut, was hatte er alles von ihr erhofft, und wie wenig hatte sie seinen Erwartungen doch entsprochen!

Langsam, nur ganz langsam, fingen seine älteren Werke an über einige Bühnen zu gehen. Er war kein Verbannter mehr, und da einige kleine Hoftheater die Kühnheit hatten, die Werke des einstigen Revolutionärs aufzuführen, ja sogar mit Glück aufzuführen, so wollten die großen nicht engherzig erscheinen und folgten ihrem Beispiel. Als nun aber gar diese Opern volle Häuser machten, und vom Publikum trotz der mehr als abweisenden Kritik mit Enthusiasmus aufgenommen wurden, da kamen auch bessere Zeiten für Wiegand.

Er nahm sich eine schöne Wohnung, und richtete sich seinem Geschmack entsprechend ein. Den Sommer ging er an den Rhein, wo er sich auch ein kleines Landhaus mietete, in dem er ruhig arbeiten konnte.

Dazu war ihm die Lust vergangen, an seinem, vier Abende umfassenden großen Drama noch weiter zu arbeiten, da er nicht die geringste Aussicht hatte, es je aufgeführt zu sehen. Er war es auch müde, gegen den Strom zu schwimmen. Seine Freunde konnten ihm nicht helfen, so gerne sie es auch gewollt.

Man muß sich in die Seele eines großen Komponisten versenken, um sich vorstellen zu können, was das heißt, drei Riesenpartituren vollendet zu haben, ohne auch nur die leiseste Möglichkeit einer Aufführung vor sich zu sehen. — — —

Wiegands Schaffenskraft ruhte aber nicht; sie konnte

nicht ruhen, denn sie war zu gewaltig. Nun versuchte er es nochmals mit etwas ganz Neuem; etwas von ihm bis jetzt noch niemals gebrachtem. Er entwarf ein Volksdrama in heiterem Stil.

Kaum hatte er sein ‚Biberneſt', wie er sein neues Heim stets nannte, bezogen, als er sich mit seiner ihm eigenen Schaffensfreudigkeit über das neue Volksdrama hermachte und in kurzer Zeit Unglaubliches leistete.

Allein er hatte in seiner Verbannung die Einsamkeit genug genossen, er wollte Freunde um sich sehen, und zwar solche, die ihm lieb und wert waren, mit denen er über seine Zukunftspläne sich aussprechen konnte, und darum schrieb er an seinen alten Schüler, von dem er wußte, daß er ihm ganz und gar ergeben war und bat ihn, mit seiner jungen Frau die Sommerferien bei ihm im Biberneſt zu verbringen. Was konnte Hans von Berkow lieber sein, als wieder Wochen in steter Umgebung mit Wiegand zu verleben! Mit Freuden nahm er daher die Einladung an, und siedelte mit seiner Frau von Berlin an den Rhein über.

Wie vor Jahren im Winter Wiegand mit Hans alles beredete, so geschah es auch jetzt wieder, nur daß früher Anna als stumme Zuhörerin gelangweilt dabei saß, während jetzt Cari, die Gattin von Hans, mit hellem Entzücken und großer Aufmerksamkeit sich an allem beteiligte. Nichts konnte ohne sie besprochen oder gar bestimmt werden. Sie brachte Wiegands künstlerischem Schaffen genau dasselbe Interesse und Verständnis entgegen wie ihr Gatte.

Wiegand kam immer wieder auf sein Schmerzenskind, sein großes Liebesdrama, zurück; er konnte nicht be-

greifen, daß dieses Werk, das nach seiner Ansicht so wenig Anforderungen an die Regie stellte, nirgend Aufnahme fand, und ernstlich überlegte er mit Hans, was wohl die Ursache dieser Zurückweisung sei.

Hans nahm sich die Partitur vor, studierte sie gründlich, und bot dann dem Meister an, vor allem einmal einen Klavierauszug zu fertigen.

„Das erscheint mir die größte Notwendigkeit. Haben wir den, dann erst können unsere Kapellmeister einen Überblick gewinnen, denn ich wette, daß kaum einer von denen, welchen dieses Werk zugeschickt wurde, die Partitur lesen konnte."

„Du hast recht, Hans. Unsere heutigen Kapellmeister sind traurige Repräsentanten ihrer Kunst. Es fehlt ihnen alle Energie, die nur ein auf wirklich eigener Kraft beruhendes Selbstvertrauen geben kann. Willst du dich der Arbeit unterziehen, so bin ich dir von Herzen dankbar; ich wüßte Niemand, der es besser wie du machen könnte."

„Das glaube ich nicht, aber jedenfalls wird es Niemand mit mehr Liebe und mehr Hochachtung für den Komponisten tun wie ich. Du weist, daß ich dir von meiner frühsten Jugend an ganz und gar ergeben bin. Seit jenem denkwürdigen Augusttag, an dem ich deinen Schwanenritter zuerst gehört, seitdem weiß ich, daß du der Größte, ja der Einzige bist. Du allein kannst der armen deutschen Kunst die Stätte wieder einräumen, die ihr gebührt und die ihr die Ausländer leider streitig gemacht haben. Und dann, was danke ich dir nicht alles, durch dich bin ich geworden was ich bin. Du und Littof, Ihr habt aus mir das gemacht, was Gutes

an mir ist, mit einem Wort: den Künstler. Ohne dich und meinen Schwiegervater hätte ich im Alltagsleben zu Grunde gehen müssen!“ rief Berkow bewegt aus.

„Nein Hans, nicht wir haben aus dir gemacht was du bist. Das Beste hast du selbst dabei getan. Hätte es nicht in dir gelegen, hätte es nicht in deiner Seele gelebt, wir hätten es dir nicht einpflanzen können.“

„Könnte ich dir nur je vergelten, was du für mich getan hast.“

„Du weißt, daß es gern geschah, daß es mir ein Vergnügen war, es für dich zu tun. Hast du denn die genußreichen Stunden ganz vergessen, die mir dein außergewöhnliches Talent in so reichem Maße bot? Siehe, einer hat dem andern sein Bestes geboten, und darum wollen wir nicht mehr von Dank reden; wir haben uns beide die öden traurigen Tage der Verbannung zu erleichtern, zu erheitern gesucht.“

„Laß mich dir nur noch das eine sagen, daß du dir keinen Undankbaren verpflichtet hast, daß ich es dir nie im Leben vergessen werde, und daß mein ganzes Leben der Dankbarkeit gegen dich geweiht sein wird.“

Hans machte sich mit Eifer an die übernommene Arbeit; er benutzte seine ganze Ferienzeit dazu, um den Klavierauszug so schnell als möglich zu liefern. Er fühlte sich bei der mühevollen Arbeit glücklich — ja es war wohl die glücklichste Zeit seines Lebens, und wären die materiellen Sorgen nicht gewesen, die ihm manche Stunde verbitterten, so wäre ihm nichts zu wünschen übrig geblieben.

Endlich hatte er erreicht, was er solange erstrebte — einen Beruf, in dem er sich soweit wohl fühlte und der

ihn ganz und gar erfüllte; und dann das Leben an der Seite der geliebten Frau!

Wie oft äußerte sich Hans den Freunden gegenüber — ‚Meine Frau ist mir nicht nur Geliebte, sie ist mir auch Freundin; mit ihr kann ich alles bereden und besprechen; sie nimmt an allem teil, was mich interessiert, ich könnte mir mein Leben ohne sie gar nicht mehr denken.‘

Zwei reizende Töchterchen vermehrten das Glück des Vaters, und so schien es, als hätte das Schicksal Hans nur frohe und glückliche Tage beschieden. Jedenfalls genoß er im reichsten Maße diese glückliche Zeit; mit dem Freunde vereint, an der Seite seiner von ihm über alles geliebten Frau — was blieb ihm noch zu wünschen übrig?

Die herrliche Umgebung von Biebrich und der schöne Rhein gaben Gelegenheit zu manchem Ausflug den die Freunde mit Frau Cari unternahmen, meistens kehrte man dann am Abend befriedigt in das Biberneſt zurück; oft dehnte man den Ausflug auch länger aus, man lebte so ungebunden wie möglich, und darum fühlte man sich glücklich. —

Dieses idyllische Leben sollte bald eine Änderung erfahren durch einen gesellschaftlichen Zuwachs, der für Wiegand in musikalischer Beziehung von großer Bedeutung sein sollte.

In einer naheliegenden kleineren Residenzstadt sollte der ‚Schwanenritter‘ mit einem Gast gegeben werden, und zwar mit einem Gast in der Titelrolle, von dem alle Zeitungen des Lobes voll waren. Schon vor Monaten hatte der junge Künstler an Wiegand geschrieben, und um die Erlaubnis gebeten, sich ihm vorstellen zu dürfen,

allein abgeschreckt durch den Wiener Sänger, der ihn fort und fort um Änderungen, und vor allem um Kürzungen in seinem großen Liebesdrama bat, wollte der Meister von keinem Tenor hören und ließ daher den begeisterten Brief des jungen Sängers unbeantwortet.

Jetzt hatten Freunde Wiegand abermals aufgefordert den Künstler doch wenigstens anzuhören; man rühmte ihm nicht nur seine herrliche Stimme, sondern auch sein geradezu überraschendes schauspielerisches Talent. ‚Er ist ein Sänger für dich, wie du ihn dir besser nicht wünschen kannst,‘ hatte ihm heute früh wieder ein Freund geschrieben.

„Ich will heute nach K. fahren und mir endlich den Wundermann anhören, von dem man mir so Unglaubliches berichtet. Kommst du mit, Hans?

„Gewiß doch: die Botschaft höre ich wohl, allein mir fehlt der Glaube! möchte ich dir zurufen. — Man wird dich wieder mit einem ‚Tenor‘ bekannt machen wollen, und ich meine, von der Sorte haben wir mehr als genug.“

Sei ohne Sorgen, ich werde vorsichtig zu Werke gehen. Kein Mensch soll erfahren, daß wir dort sind. Wir fahren heimlich hin, hören uns den Wundermann an, und kehren, wenn er nicht unseren Beifall hat, am andern Morgen still in unser Nest zurück.“

„Gut — fahren wir.“

Am andern Morgen machten sich die Freunde auf nach K., stiegen dort im ‚Erbprinzen‘ ab, und verfügten sich am Abend ins Hoftheater. In einer nur spärlich beleuchteten Parterreloge hatten sie, vom Publikum unerkannt, Platz genommen.

Die ersten Szenen boten wenig Erfreuliches für den Komponisten. Wiegand mußte gleich bemerken, daß der Rotstift auch hier wacker gearbeitet hatte; der Verlauf des Abends bewies ihm zu seinem Schmerz, wie rücksichtslos man gegen den Dichter-Komponisten vorgegangen war.

Zum Unglück für den ‚Schwanenritter' war Leipzig eine der ersten Bühnen, welche dem kleinen Bernhardsburg in der Aufführung nachfolgte. In Leipzig, welches damals noch zum größten Teile im Mendelssohn-Kultus schwelgte — schwang Kapellmeister Rutz, ein Jugendfreund desselben und ein erklärter Gegner Wiegands, den absoluten Herrscherstab. —

Als nun Rutz dem Drängen des Theaterdirektors nachgeben mußte, ergriff er vor allem den Rotstift, und richtete die Partitur in einer Weise her, daß jedem Freunde Wiegand's die Haut schaudern mußte. Die Rutz'schen Partiturstriche machten die Runde über die meisten Bühnen — auch Edmund Devant, gleichfalls ein Jugendfreund Mendelssohns, erbat sich natürlich dieselben für seine Musterbühne in K. Diese Striche wurden so energisch eingeführt, als sollten sie für alle Zeiten dort festgehalten werden; denn man fand es nicht einmal der Mühe wert, die Stimmen ganz auszuschreiben. Als viele Jahre später eine jugendliche energischere Kraft nach K. kam und den „Schwanenritter" in des Meisters Sinn geben wollte, mußten erst frische Stimmen angefertigt werden. —

Auch sonst war die Aufführung eine recht traurige, besonders was die Ausstattung anbelangte; als nun gar der „Gottgesandte" in einem Nachen landete, war es mit der Geduld des Komponisten zu Ende. Am liebsten

hätte er sofort das Theater verlassen, hätte nicht die Erscheinung des jungen Herakles einen ganz außerordentlichen Zauber auf ihn ausgeübt. Seine jugendfrische Stimme entfaltete er hinreißend schön; er beherrschte sie dabei mit einer künstlerischen Gewalt, die die höchste Wirkung erzielte. Sein Auftreten war imponierend — erst die sanfte Anrede an den Schwan, dann das siegesgewisse Auftreten in der Ansprache an König und Volk — und so durchgängig mit feinstem künstlerischem Verständnis den Intentionen des Komponisten folgend. Wiegand war festgebannt auf seinem Stuhl, der herrliche Sänger hatte es ihm angetan, er mußte ihn kennen lernen, ihn heute noch sprechen.

„Hans, den Künstler muß ich heute noch sehen. Ich hatte einen Tenoristen vom gewöhnlichen Schlag erwartet und finde einen gottbegnadeten Künstler. Ich bitte dich, gehe zu ihm, bitte ihn, heute Abend noch zu mir in's Hotel zu kommen, ich muß ihm sagen, wie er mich entzückt hat."

Und wie es der Meister gewünscht, so geschah es. Nach der Vorstellung kam der hoffnungsvolle Sänger, hocherfreut den von ihm schon längst vergötterten Meister endlich persönlich kennen zu lernen. Seine jugendlich schöne, heldenhafte Erscheinung, sein künstlerisches Verständnis hatten ihm im Fluge Wiegand's Herz erobert.

„Sie müssen mich sobald Sie können in Biebrich besuchen. Bringen Sie Ihre talentvolle Frau nur auch mit, dort wollen wir mit Freund Berkow musizieren, uns allen zur Lust."

Am anderen Morgen kehrten Wiegand und Hans nach Biebrich zurück, mit dem festen Versprechen von

Schnarr, daß er mit seiner Frau in kürzester Zeit dort eintreffen würde. — —

Aus Wien war schon vor Wochen die Nachricht eingetroffen, daß das k. und k. Hoftheater sich entschlossen habe, endlich das große Liebesdrama, das Schmerzenskind des Komponisten, dort zur Aufführung zu bringen, allein der dortige Tenor, Ander, konnte und konnte die Partie nicht lernen, und dadurch mußte die Aufführung von Monat zu Monat verzögert werden. Wiegand war darüber außer sich und verzweifelte, je ein Sängerpaar zu finden das den künstlerischen Ansprüchen genügen könne, die er in diesem Werk an sie stellte.

Währenddem Wien dem Tondichter qualvolle Aufschiebungen und immer neue Wünsche um Kürzungen eines leidenden Sängers wegen zu erdulden gab, war das Künstlerpaar Schnarr zum Besuche am Rhein eingetroffen und bereiteten dem Meister zwei glückliche Wochen.

Hans von Berkow, der auch noch mit Frau und Kindern da weilte, war wie immer, wenn es Freund Wiegand's Kunst galt, unermüdlich. Von früh bis spät war er am Flügel zu treffen und begleitete das enthusiastische Paar. In Wiegand's kleiner Wohnung fand unter Hans von Berkow's unnachahmlicher Klavierbegleitung die vollständige Aufführung des herrlichen Werkes statt, währenddem ihm kein Hoftheater die Möglichkeit einer Aufführung bieten konnte.

Endlich hatte er die Künstler gefunden, die sein Ideal verkörpern würden, hätte er nur erst die Bühne gefunden, auf der es endlich zur Darstellung gelangen könnte!

Nur zu schnell war die Zeit dahin und nur zu früh schlug die Abschiedsstunde. Alle waren tiefbetrübt:

Wiegand hatte seine Gäste am letzten Abend nach Rüdesheim begleitet und dort war es dann allen gelungen, die melancholische Stimmung in dem feurigen Rebensaft zu ersticken und eine frohe Hoffnung auf baldiges Wiedersehen hervorzurufen und festzuhalten.

Hatte schon der Abschied der Freunde schwer auf Wiegand's Stimmung gedrückt, so geschah dies noch weit mehr durch die Unannehmlichkeiten jeglicher Art, durch die er heimgesucht wurde. Die alte Not und die Sorgen die er im Umgang mit den Freunden vergessen, und deren er sich enthoben wähnte, ließen sich nicht mehr fernhalten und vergällten ihm jegliche Stimmung. Er wollte nicht mehr im Biberneſt bleiben und als nun gar kühle und feuchte Tage kamen, brach er seine Zelte ab, um wieder nach Wien überzusiedeln.

Da seine Gläubiger ihn ganz schrecklich drängten und seine Barmittel versiegt waren, wollte er versuchen, seinem Verleger im nahen Mainz seine pekuniäre Not zu schildern und ihn um einen Vorschuß auf die eben in Arbeit befindliche Komposition zu bitten trotzdem er die letzte Lieferungszeit vom Manuskript nicht eingehalten hatte.

Welch schwere Kränkung harrte diesmal dem Künstler!

In Mainz angekommen, sprach er sofort im Verlagsgeschäft vor. Herr Scholtz war nicht da, er war mit seiner Gattin zur Kur in Kissingen. Ohne sich lange zu besinnen, fuhr der Meister nach Kissingen. Willig unterzog er sich der unbequemen Reise, die noch von Schweinfurt bis Kissingen per Post zurückgelegt werden mußte.

Nach vielem Herumfragen erfuhr er endlich die gewünschte Adresse und ging sofort hin um den schmerzlich

Gesuchten zu sprechen. Wie wollte er dem Verleger seine Not schildern! Er mußte ihm helfen, denn er wußte momentan keinen anderen Ausweg.

Schon von weitem sah er Scholtz mit seiner Gattin gemütlich auf dem Balkon der von ihm gemieteten Villa sitzen; hocherfreut, den Vermißten endlich gefunden zu haben, beschleunigte Wiegand seine Schritte, hoffte er doch jetzt, daß die beschwerliche Reise keine vergebliche gewesen war.

Fröhlich kam er in der Villa an, wo ihm endlich nach mehrmaligem Läuten geöffnet wurde. Jedoch auf seine Frage nach Herrn Sch . . . . ward ihm die unglaubliche Antwort, daß derselbe nicht daheim, und da Wiegand behauptete, ihn ja selbst von der Straße aus gesehen und erkannt zu haben — nicht zu sprechen, jedenfalls nicht für ihn zu sprechen sei. — — —

Wie ein Bettler wurde der Künstler abgefertigt; ganz vernichtet kehrte er nach Wien zurück, — das hatte er nicht erwartet!

Es war abermals eine jämmerliche, elende, geistig und künstlerisch trostlose, öde und nichtige Zeit, die der Meister durchleben mußte.

Von Schulden erdrückt, lebte er ein elendes Leben Seine Freunde zitterten für ihn, denn der Schuldturm schien ihm mehr als sicher, da seine Gegner ihn gar zu gern dort gewußt hätten; sie fanden es geradezu unerhört, daß ein Mensch, der so wenig Anspruch auf Talent hatte, sich mit so viel Luxus umgab, wie ihn Wiegand für sein künstlerisches Schaffen als unerläßlich erachtete.

* * *

Auch Hans von Berkow hatte nach seiner Heimkehr mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Seine pekuniäre Lage war ebenso ungünstig wie die von Wiegand. Die Frau war viel kränklich, sehr verwöhnt, und mehr um den verlassenen Freund besorgt als um den eigenen Gatten, sie verstand es nicht, oder, besser gesagt, wollte es nicht verstehen, Hans ein gemütliches Heim zu schaffen. Die Wochen im Bieberneſt hatten nicht günstig auf sie gewirkt. Sie schwebte mit dem Dichter-Komponisten in höheren Sphären und konnte sich in ihrem bescheidenen Heim dann nicht mehr wohl fühlen. Das Leben stellte Forderungen an sie, die ihr banal und ihrer unwürdig erschienen. Niemand litt mehr unter ihren Launen als der arme Hans, der täglich mehr bedauerte, dem Ruf nach Amerika nicht gefolgt zu sein. Er, der zärtlich liebende Gatte, konnte sich aber nicht entschließen, sich für so lange von den Seinen zu trennen.

Auch in seiner Stellung fand er keine künstlerische Genugtuung mehr. Alles, was er unternahm, schlug fehl. Das Publikum hatte für die Musik, die er mit Leib und Seele vertrat, und die ihn ganz und gar erfüllte, in der er einzig lebte, kein Verständnis. Seine Konzerte waren leer, die Kritik griff ihn heftig an, und die Schüler, die er hatte, flößten ihm kein Interesse ein.

Er sehnte sich fort, weit fort, und da er die günstige Gelegenheit, die ihn über das Weltmeer bringen sollte, ausgeschlagen hatte, so blieb ihm nichts anderes übrig als selbst zu versuchen, sich eine Position zu gründen, die ihm mehr zusagen würde.

Dr. Paulus verbrachte die Sommermonate stets in Süddeutschland in einem der elegantesten Bäder. Er

hatte dort bei der Konzertdirektion eine ziemlich einflußreiche Stellung, und da Hans wußte, daß er an ihm einen treu ergebenen Freund besaß, wandte er sich in seiner bitteren Bedrängnis an ihn. Er schrieb ihm:

„Liebster Freund!

Sei nicht böse, daß ich Dich heute mit meinen Angelegenheiten behellige, ich mute aber keinem mehr zu, als er bequem leisten kann, vorausgesetzt daß er mir freundschaftlich gesinnt, und auch einigen guten Willen dazu hat.

Wollte ich Dir meine Angelegenheiten in ihrer ganzen Breite auseinandersetzen, so genügte wahrlich ein Brief nicht, ich müßte Dir Bände schreiben! — —

Ich habe zweierlei Bitten an Dich.

Ich möchte gern Ende August in einem der großen Konzerte spielen, welche die Konzertdirektion bei Euch zu arrangieren pflegt.

Du weißt, daß ich nicht schlechter bin, als so viele, deren Namen Euere Programme aufweisen. Mit diesem Auftreten bei Euch möchte ich nämlich gern einen Besuch an Eurem Hofe verbinden, da ich unter allen Umständen von hier fort will. Ich hoffe, daß dieser mein Besuch am Hofe meiner früheren Schülerin nicht erfolglos sein dürfte, möchte aber nicht, daß meine Absicht zu deutlich zu erkennen wäre, und darum möchte ich, daß meine Reise nach Süddeutschland durch eine Einladung zu einem dieser hervorragenden Konzerte motiviert wird. Kannst und willst Du mir diesen Gefallen erweisen?

Zweitens bitte ich Dich, irgend einer Zeitung die Notiz einzusenden, daß ich gedenke, Berlin zu verlassen um nach Süddeutschland überzusiedeln. Es ist nicht viel, was ich von Dir verlange, und wird Dir nicht zu viel

Unbequemlichkeiten verursachen, und für mich kann sehr viel davon abhängen.

Mein Gott, es ist nicht meine Schuld, daß ich zu solch elendem Mittel greifen muß, aber Du weißt, Himmel, „zu welch unwürdigen Künsten muß ich schreiten!“

Ich bin erst heute von einer längeren Reise heimgekehrt, und habe wenig Erfreuliches gefunden. Meine kleine Blandine todkrank, und die Mutter in einer nicht zu beschreibenden Stimmung! Laß mich davon schweigen, selbst Dir dem erprobten Freund kann ich nicht mehr sagen.

Es war ein großer Fehler, daß ich die Reise nach Amerika aus Familienrücksichten unterlassen habe! Diese Familienliebe war am unrechten Platz! — Basta — —

Anbei eine Photographie für Deinen Zawack! Ist ein Gleichnis, wie bekanntlich alles Vergängliche!

Dein alter treu ergebener

Hans von Berkow.“

Leider wurde nichts aus diesen Plänen. Hans spielte in dem von ihm gewünschten Konzert, hatte wie immer großen Erfolg, aber einen Ruf an das Hoftheater zu K. erhielt er nicht. Es wurde zu gewaltig gegen ihn intriguiert. Er mußte noch manches Jahr in seiner ihm immer mehr und mehr unerträglichen Stellung aushalten, bis endlich ein gänzlicher Umschwung im seinen Verhältnissen eintreten sollte.

Elftes Kapitel.

Auch für Littof war das Leben nicht eitel Sonnenschein; auch er hatte mit mancherlei Unannehmlichkeiten zu kämpfen, die ihn tief verstimmten, und deren Einwirkung auf sein äußeres Leben großen Einfluß erlangen sollten.

Aus Rußland waren die Nachrichten immer schlechter und schlechter. Die Güter der Fürstin sowohl wie ihr Vermögen, das in der Bank von St. Petersburg stand, war konfisziert worden, und sogar für die Tochter so weit beschlagnahmt, daß sie nur einen ganz kleinen Teil der Zinsen erheben konnte. Die jugendliche Prinzessin hatte sich verlobt und stand am Vorabend ihrer Vermählung mit einem der reichsten Magnaten Ungarns.

Durch die Verhältnisse gezwungen, entschloß sich die Fürstin, kurz nach der Hochzeit der Tochter Bernhardsburg zu verlassen und nach Rom zu reisen, dort ihre Scheidung persönlich zu betreiben.

Der Fürst Hochberg, der Bräutigam der Tochter, war mit der Abreise seiner künftigen Schwiegermutter sehr einverstanden, da deren Leben auf der Hochburg als Freundin Littof's durchaus nicht seinen Beifall hatte. So war es denn beschlossene Sache, daß Littof und die Fürstin sich

trennen sollten, bis endlich die Fürstin ihr Ziel erreicht hätte und sie dem geliebten Mann auch vor der Welt angehören durfte.

Die Trennung war für die Fürstin so schmerzlich wie für Littof, nur der Gedanke auf eine glücklichere Zukunft gab der armen Frau den Mut, sie zu ertragen.

Die Hochburg entbehrte die Herrin, und Littof die treue Gefährtin, die so lange Jahre an seiner Seite gelebt hatte, und treulich Leid und Freud mit ihm geteilt.

Sein Beruf war für ihn die einzige Zerstreuung. Mehr denn je sammelte er Schüler und Schülerinnen um sich, und das Leben in der kleinen thüringischen Residenz war ein sehr bewegtes.

Von allen Schülerinnen, die der Meister um sich gesammelt hatte, war es ganz besonders eine, auf die er die größten Hoffnungen setzte, und die seinem Herzen am nächsten stand. Es war dies die bildschöne und talentvolle Sofie Mautner.

Sie war ein Münchner Kind, hatte dort ihre ersten Studien gemacht und war dann nach Bernhardsburg gekommen, um bei Littof die letzte Ausbildung zu erhalten.

Ihr Fleiß, ihre Genialität, und vor allem die große Verehrung, die sie dem liebenswürdigen Lehrer entgegenbrachte, waren für diesen ein Quell unendlichen Trostes in dieser schweren Zeit der ersten Trennung von seiner altbewährten Freundin.

Bei Hof verkehrte Litoff nach wie vor. Sein fürstlicher Gönner und Freund kam oft, ihn auf der Hochburg zu besuchen, und verbrachte manchen Abend bei dem genialen Künstler.

Die Schwester das Großherzogs war eine große

Musikfreundin und eine ganz besondere Verehrerin von Littof; als sie wieder einmal zu Besuch in die Heimat kam, äußerte sie ihrem Bruder den Wunsch, Littof's großes Concert pathétique zu hören.

Als man dem Meister diesen fürstlichen Wunsch überbrachte, und zwar mit der Bemerkung, daß die kleine Privatsoiré in den Gemächern der Großherzogin spätestens am nächsten Abend stattfinden müsse, da die Königin übermorgen in aller Frühe Bernhardsburg wieder verlassen wolle, ließ Littof sofort seine geliebte Sofie zu sich bitten.

Er hätte keine unter seinen zahlreichen Schülerinnen gekannt, der er mit solch großem Vertrauen diese schwere Aufgabe anvertraut hätte wie ihr. Er wußte, daß er sich fest auf sie verlassen konnte, daß sie mit ihm alle Hindernisse sicher überwinden würde.

„Kind, kennen Sie mein Konzert für zwei Klaviere? Mir scheint, wir haben es noch nie zusammen durchgenommen."

„Durchgenommen habe ich es noch nicht mit Ihnen, verehrter Meister, aber natürlich kenne ich es, — wie ja alle Ihre Werke."

„Gut, so setzen Sie sich an den Flügel, ich habe einen ganz speziellen Grund, warum ich gerade heute darauf komme."

Das war nun eine peinliche Überraschung für die arme Sofie, die gerade dieses Werk des Meisters jahrelang nicht gespielt, ja, sich nie eingehend damit beschäftigt hatte. Was sollte sie tun? Sie hatte nicht den Mut, es Littof einzugestehen, und dann vertraute sie auch auf ihren guten Stern — und ihre außergewöhnliche Fassungskraft.

In diesem kritischen Moment, während dem Littof nach den Noten suchte, kam sein Kammerdiener mit einer Meldung in den Salon.

„Seine Königl. Hoheit der Großherzog hat soeben durch seinen Leibjäger anfragen lassen, ob der Meister gleich auf das Schloß kommen könnte", meldete er mit wichtiger Miene.

„Das paßt mir nun gerade gar nicht, aber sagen Sie dem Leibjäger, daß ich sofort dem Befehl meines gnädigen Herrn nachkommen werde. Richten Sie schleunigst meinen Anzug, damit keine Zeit verloren geht. Und Sie, liebe Sofie, suchen Sie mir die Noten heraus, sehen Sie sich das Konzert etwas an, und morgen in der Frühe kommen Sie zu mir; sowie ich aus der Messe heimgekehrt, wollen wir es zusammen durchgehen, denn Sie müssen es morgen Abend mit mir bei den Großherzoglichen Herrschaften spielen, man wünscht es dort zu hören, und ich wüßte Niemand, dem ich diese schwierige Aufgabe stellen könnte außer Ihnen. Adieu, mein Kind, seien Sie ja recht pünktlich."

Mit diesen Worten verließ Littof sein Arbeitszimmer, um auf das Schloß zu fahren.

Sofie war sprachlos. Morgen Abend sollte sie das schwerste aller Konzerte in Gegenwart oder besser in Begleitung des Komponisten bei Hof spielen? Das war ja fast unmöglich; sie erinnerte es sich kaum mehr, und wenn sie auch die Noten noch erlernen konnte, wie sollte sie mit all den technischen Schwierigkeiten fertig werden. Aber noch unmöglicher wäre es ihr gewesen, dem hochverehrten und über alles geliebten Meister einen Wunsch, der für sie stets Befehl war, zu versagen. Jetzt galt es,

zu zeigen, was sie konnte, was sie bei ihm gelernt. Er sollte sich in ihr nicht getäuscht haben; sie wollte sein Vertrauen rechtfertigen. Schnell durchsuchte sie den Notenschrank, und als sie das Gewünschte gefunden, verließ sie die Hochburg, um tüchtig zu arbeiten. Die halbe Nacht saß sie an ihrem Flügel, und erst nachdem sie alle Schwierigkeiten überwunden, gönnte sie sich die wohlverdiente Ruhe.

Am nächsten Morgen war Sofie zur festgesetzten Stunde pünktlich zur Stelle. Trotz der nächtlichen Arbeit ließ ihre Frische und vor Allem ihre bewunderungswürdige Auffassungsgabe nichts zu wünschen übrig. Es war eine Eigentümlichkeit des jungen so talentvollen Geschöpfs, daß keinerlei Anstrengung die geringste Einwirkung auf ihr musikalisches Schaffen haben konnte. Wenn es ihre Kunst galt, war sie stets unermüdlich gewesen. Das Höchste zu erreichen hatte sie sich als Lebensziel gesetzt, und wahrlich, sie hat es erreicht wie keine Andere; kein Wunder, daß Littof sie vor Allen bevorzugte, und daß sie stets die erste war, mit der er seine neusten Kompositionen durchging oder sie sich von ihr vorspielen ließ! —

„Sofie, mein liebes Kind, das haben Sie wieder einmal ganz prachtvoll herausgearbeitet, es bleibt mir nichts zu bemerken übrig. Sie sind die prädestinierte Interpretin für dies schwierige Werk. Sie sollen es creïren, denn Sie allein werden mit Pietät meine Traditionen aufrecht erhalten. Alles was Sie spielen, erheischt Interesse, ich weiß, daß Sie diejenige sind, die mir von all den vielen Schülern und Schülerinnen am nächsten steht, und wie gesagt, meine Traditionen aufrecht erhalten wird, wenn ich längst nicht mehr bin.

„Teurer Meiſter, reden Sie nicht davon, ein Genie wie Sie wird ewig leben! Ihre Werke, Ihre Schule wird beſtehen — auch ohne mich — Ihr Geiſt muß alle beſeelen, die das Glück hatten, Ihnen im Leben näher treten zu dürfen."

„Sofie, ſo wie Sie hat mich Niemand verſtanden; Ihr Spiel iſt mir ſympathiſch, es iſt charaktervoll, farbenreich, effektvoll, und was ich am meiſten ſchätze — energiſch; Sie wiſſen, daß ich Nichts mehr haſſe, als das zu zimperliche, das prinzeßliche Spielen. Sie und Hans, Ihr ſeid mein Stolz, Ihr verſteht und liebt mich. Bis jetzt war die Muſik noch nicht die Sprache der Leidenſchaft, des Gefühls, und da ich mich ihrer hierzu bedienen will, habe ich einen harten Kampf mit meinen Zeitgenoſſen zu beſtehen." —

Littof war mit Sofie an ſeinen Arbeitstiſch getreten um ihr allerlei Neues zu zeigen, das er, der unermüdliche Meiſter, wieder in Arbeit hatte.

„Sehen Sie, Hans hat mir eine große Freude bereitet; vor ein paar Tagen erhielt ich als Erwiderung auf die Zuſendung meiner neuſten ſymphoniſchen Dichtung „Ideale" dieſes Bild von ihm, das er für mich hat machen laſſen. Er hält das Manuſkript der „Ideale" in Händen, und hat die hochfliegenden Worte darunter geſchrieben: In hoc signo vinces et numquam vincere desistam." Hätte ich mehr ſolcher Bewunderer wie er, wahrlich ich hätte als Komponiſt nicht ſolche Mühe, durchzudringen; aber wie ſchwer werden wir verſtanden, und wie ſchwer macht man es mir, durchzudringen!"

„Verehrter Meiſter, es iſt nicht Jedem gegeben, Ihrem hochſtrebenden Genius zu folgen — man möchte gern, aber man kann nicht. Wie oft ergeht es mir ſelbſt ſo —

erst neulich, als ich Beethovens ‚Neunte‘ zu hören bekam, da kam ich mir vor wie ein Blinder, der vor einem herrlichen Dom steht, seine Glocken hört, aber den Eingang nicht finden kann.“

„Liebes Kind, wer wird den Blinden schelten, wenn er vor dem Dome steht und nichts zu sagen weiß?“ Zieht er nur andächtig den Hut, wenn oben die Glocken läuten. Werden Sie älter, dann wird Ihnen auch hierfür das Verständnis kommen. Und nun, adieu, ruhen Sie sich aus, um heute Abend frisch zu sein, ich werde Sie mit meinem Wagen abholen, wir fahren zusammen in's Schloß.“

Um dreiviertel acht hielt Littof's Wagen vor Sofie's Wohnung, die junge Künstlerin hatte Toilette gemacht, sie sah in ihrem weißen Atlaskleid bezaubernd aus. In ihren hellbraunen Locken funkelte ein herrlicher Diamantstern, ein Geschenk des Fürsten Löwenberg, an dessen Hof sie ein gern gesehener Gast war.

Littof war überrascht als er die herrliche Erscheinung sah; so schön hat er sie sich wahrlich nicht gedacht.

„Sie sehen wunderschön aus, Sofie — so schön habe ich Sie noch nie gesehen. Wie beneidenswert wird einst der Mann sein, der Ihnen nahe stehen darf, den Sie mit Ihrer Hand beglücken.“

„Das hat noch lange Zeit, lieber Meister, ich fühle durchaus nicht den Beruf einer Gattin oder gar Hausfrau in mir. Wir Künstlerinnen sollten uns nie verheiraten, denn entweder leidet die Kunst oder das Haus. Beidem gerecht zu werden ist unmöglich.“

„Sie sind aber dazu geschaffen, ein Männerherz zu beglücken — ich wüßte nur Keinen, der Ihrer würdig wäre.“

„Einen Mann zu lieben, kann ich mir denken, allein

einem Haushalt vorzustehen oder gar Kinder zu erziehen, ist mir unfaßlich. Wie kann man nur darin sein Glück finden! Gott behüte mich davor."

„Kommt Zeit, kommt Rat. Ist es so weit, so sagen Sie es mir, wir sehen ihn uns dann gemeinsam an, denn der muß dann wirklich der „herrlichste von Allen sein", den ich für meine Sofie würdig erachte", setzte Littof lächelnd hinzu.

Man war im Schlosse angekommen. Littof und seine Begleiterin wurden sofort in den großen Empfangssalon der Großherzogin geführt, wo die musikalische Aufführung stattfinden sollte. Alle Gesellschaftsräume der Fürstin waren mit Blumen und Blattpflanzen festlich geschmückt. Der Hof war noch nicht anwesend, nur einige Bevorzugtere waren zu diesem intimen Hofkonzert geladen. Man begrüßte sich gegenseitig. Sofie machte sich sofort an dem herrlichen Blüthner-Flügel zu schaffen, der aufgestellt war.

Wo Littof sich auch zeigt, überall gab es Leute, die verlangten, ihm vorgestellt zu werden, so war er denn auch jetzt wenig überrascht, als ein junger Mann auf ihn zukam, der sich ihm vorzustellen wünschte, und ihm warme Empfehlungen aus Pest überbrachte.

„Ich wollte Sie heute auf der Hochburg aufsuchen, verehrter Meister, wurde aber vom Herrn Intendanten Dingelsdey für heute Abend zu Hof befohlen, so daß mir keine Zeit mehr übrig blieb; wenn Sie gestatten, hole ich es morgen nach?"

„Gewiß, es soll mich freuen, Sie bei mir zu sehen. Sofie, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Herrn Pape, einen jungen Celliſten, einen Landsmann von mir, vorstelle, der

mir vom Peſter Konſervatorium ſo warm empfohlen wird, daß ich neugierig bin, ihn recht bald zu hören," ſetzte er verbindlich gegen den jungen Künſtler hinzu. „Kommen Sie darum morgen Abend ganz sans gêne zu mir, wir wollen dann ein wenig Muſik machen. Wir werden Sie wohl auch heute zu hören bekommen?" ſetzte Littof fragend hinzu.

„Gewiß, Seine Königliche Hoheit der Großherzog war ſo gütig, mich aufzufordern, ſeiner erlauchten Schweſter etwas vorzuſpielen."

Sofie hatte ſich an dem Geſpräch nicht beteiligt. Sie war einzig mit ihren Gedanken bei dem von ihr vorzutragenden Konzert.

Punkt 8 Uhr trat der Hof ein. Der Fürſt begrüßte die Künſtler freundlich, ſtellte Sofie ſowie den jungen Celliſten der Großherzogin vor, währenddem Littof ſich mit der Prinzeſſin unterhielt.

Ungezwungen gruppierte man ſich um das Inſtrument, an dem Littof mit Sofie Platz genommen hatte. Alle lauſchten dem wunderbaren Zuſammenſpiel der Beiden, die das Vollendetſte leiſteten, das man hören konnte. Als ſie geendet, wurde Sofie mit Komplimenten förmlich überſchüttet. An Meiſter Littof's Spiel war man gewöhnt, man wußte, was man von ihm zu erwarten hatte.

Sofie war aber eine neue Erſcheinung am Hofe von Bernhardsburg; daß ſie Vorzügliches leiſten würde, dafür bürgte Littof's Vorliebe für die junge Künſtlerin, daß ſie aber ſo ihrem Meiſter folgen konnte, ſo ganz und gar in ſeinem Werke aufging, das hatte man nicht für möglich gehalten.

Der Großherzog ſprach ſich auch darüber Littof gegen-

über aus und dankte dem Freunde mit herzlichen Worten für den gehabten Genuß.

„Sie haben uns eine genußreiche Stunde bereitet, wenn es Frl. Mautner nicht zu sehr angreift, würden wir uns sehr freuen, noch mehr von ihr zu hören.“

Mit großer Ruhe setzte sich Sofie abermals an das Instrument. Sie wußte, daß sie jetzt nach Littof's Spiel nur wenig Effekt machen konnte; aber ihr war das gleichgültig; der Meister hatte ihr gesagt, daß sie noch eine Solo-Nummer spielen müsse und darum spielte sie. Sie spielte des Meisters Lieblings-Stück, sein Cantique d'amour, sie spielte es nur für ihn, sie hatte ihre ganze Ruhe wieder gewonnen und versenkte sich mit voller Innigkeit in die herrliche Komposition.

Als sie geendet, waren alle von ihrem Spiel hingerissen. Littof nicht am wenigsten. Der Großherzog sowohl wie die Großherzogin waren entzückt von ihrem Spiel und verlangten, daß Sofie von nun an oft bei Hof spielen müsse.

Es war spät, als das Konzert beendet und Sofie mit Littof das Schloß verließ; er brachte das junge Mädchen wieder in seinem Wagen heim. Er war wahrlich an ihr Spiel gewöhnt und wußte, daß er viel von ihr erwarten durfte, daß sie aber seine kühnsten Erwartungen noch um so Bedeutendes übertreffen würde, das hatte er nicht für möglich gehalten. Was war aus Sofie, aus dem einfachen Kind geworden? Sie war in kurzer Zeit zur Künstlerin herangereift und zwar zu einer Künstlerin von Gottes Gnaden, von allererster Bedeutung.

Aber nicht nur auf den Hof und Littof hatte Sofiens Spiel an diesem Abend einen großen bleibenden

Eindruck hinterlassen, nein, noch weit mehr auf den jungen Künstler, der sie zum ersten Male gesehen und gehört, dem so ganz unerwartet eine solche Künstlerin gegenübergetreten.

Das reizende junge Mädchen hatte sein Herz im Sturm erobert. Als er am anderen Abend zu Littof kam, fand er nicht Worte, ihm zu sagen, wie entzückt er von der jugendlichen Künstlerin sei.

Seine Abreise wurde von Tag zu Tag hinausgeschoben, er konnte sich nicht von Bernhardsburg trennen; sehr beglückt war er daher, als Meister Littof ihm eine Empfehlung an den Fürsten Löwenberg mitgab, die ihm eine Einladung vom Fürsten für die Zeit sichern sollte, in der auch Littof und Sofie in Schlesien seine Gäste sein würden.

* * *

Die Zeit verging Littof in strenger Arbeit. Er hatte regelmäßig Briefe der Freundin aus Rom, die ihn über den Stand der Dinge dort auf dem Laufenden hielt. Viel Gutes hatte sie bis jetzt nicht zu melden. Es ging alles furchtbar langsam, Pius IX. war nur schwer dazu zu bewegen, etwas in ihrer Angelegenheit zu tun, es hieß eben Geduld haben und ausharren.

Arbeit allein konnte Littof über den Trennungsschmerz hinwegbringen. Er kümmerte sich mehr denn je um das Theater und studierte sogar einige Opern wieder selbst ein, etwas, was er schon längst nicht mehr getan, da er sich ganz und gar auf seinen jüngeren Kollegen, Eduard Saffal, verlassen konnte.

Einer seiner Schüler, der sehr talentvolle junge Peter C., hatte eine reizende komische Oper komponiert

die Littof's ganzen Beifall hatte, sonst aber sich keinerlei Sympathien erwerben konnte. Alle Hoftheater, an die sie mit Littof's Empfehlungen versandt wurde, schickten sie mit mehr oder weniger höflichen Worten zurück.

Littof war darüber gekränkt und nahm sich vor, nun selbst für seinen Freund und Schüler einzutreten. Er machte es sich zur Ehrensache, die Oper so schnell als möglich herauszubringen und studierte sie mit aller Liebe ein. Er leitete jede Probe und ging mit den Sängern ihre Partien auf das gewissenhafteste durch.

Der Intendant Dingelsdey war von allem Anfang an gegen die Oper, wagte aber nicht, Littof Opposition zu machen und ließ den Dingen ihren Lauf; allein hinter Littof's Rücken versuchte er mit vielem Erfolg die Stimmung in der kleinen Residenz zu beeinflussen, er erzählte in allen Kreisen das denkbar Schlechteste über das wirklich reizende Werk, so daß das Publikum, ohne es zu wissen, sein Urteil schon vor der Vorstellung gebildet hatte.

In Bernhardsburg war es beschlossene Sache, die Oper mußte fallen, man mußte Littof endlich einmal zeigen, daß man auch eine selbständige Meinung habe, daß er nicht allmächtig sei, und daß man sich seinen zeitweise sehr eigenen Geschmack nicht so geradezu octroieren lasse. Littof's Stellung war eine einflußreiche; Franz Dingelsdey fühlte zu sehr, wie gewaltig das Genie Littof's ihn verdrängte, und wie wenig er beim Großherzog vermochte, wenn es galt, gegen Littof zu intriguieren.

Seitdem nun gar Wiegand begnadigt, seitdem das Vaterland dem Weltverbesserer nicht mehr verschlossen, wie nahe lag doch da der Gedanke, Littof könne seinen Einfluß bei den höchsten Herrschaften zu Wiegand's

Gunsten geltend machen und diesen womöglich auch nach Bernhardsburg ziehen und darum mußten alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um die für kleine Geister höchst gefährliche Machtentfaltung zu verhindern, welche aus dem künstlerischen Zusammenwirken zweier so großer Genies entstehen könnte. Kam Wiegand auch noch nach Bernhardsburg, so setzte er am Ende gar noch den verrückten Plan, ein eigenes Theater für sein neuestes Werk zu bauen, durch und das sollte nicht geschehen, dafür war er, der Intendant, da.

* * *

Die Generalprobe war glänzend verlaufen, das Orchester sowie die Künstler waren ihrer Sache sicher.

„Sie werden sehen, lieber Peter, das ist heute Abend ein Sieg auf der ganzen Linie. Ich bin sehr ruhig, Ihr Werk muß gefallen, und haben wir es erst hier mit Erfolg aufgeführt und zu Ehren gebracht, dann wird ihm auch weiter die Welt offen stehen. Ich habe doch ein Urteil in solchen Dingen und weiß, was gut ist, ich habe mich noch nie getäuscht."

„Teurer Meister, ich vermag Ihren unerschütterlichen Glauben nicht zu teilen; mir ist bange — sehr bange."

„Seien Sie nicht kleingläubig und verzagt, ich sage Ihnen, es muß und wird vortrefflich werden. Übrigens hat mir der Hof sein Erscheinen zugesagt, das sichert uns in jedem Fall einen Achtungserfolg, an dem kann Ihnen aber nichts gelegen sein, denn daß Ihr Werk vortrefflich ist, das haben wir Ihnen schon alle gesagt."

„Ach, guten Morgen, Paulus, wo kommen Sie her, was bringen Sie uns neues?" Mit diesen Worten wendete sich Littof zu Dr. Paulus, der eben eingetreten war.

„Nicht viel Gutes, teurer Meister. Ich habe so allerlei Geschwätz in der Stadt vernommen, es kommt mir [redacted] als ob man irgend etwas gegen „Neu Bernhards“ im Schilde führe.“

„Wie so, was befürchten Sie? sprechen Sie sich offen aus, es ist immer besser, man weiß, was einem bevorsteht, und man kann sich darnach richten.“

„Ich komme eben aus dem „Erbprinzen“, dort ging es ziemlich lebhaft zu. Der Intendant war mit einigen Herren beim Frühschoppen und wie es mir schien, sehr angeregt. Natürlich war das Hauptthema die heutige Vorstellung. Er gab seine Meinung unverblümt zu erkennen, und daß du, lieber Peter, nicht sein Wohlwollen besitzest, kann ich dir leider nicht verhehlen. Ich glaube aber noch viel mehr, daß Dingelsdey etwas gegen Sie, verehrter Meister, im Schilde führt. Als ich kam, verstummte plötzlich das Gespräch, man weiß zu gut, wie treu ich zu Ihrer Fahne schwöre. Ich hörte nur, daß Dingelsdey behauptete, der Hof würde heute Abend die Vorstellung nicht besuchen. Da sei man viel freier und könne viel ungenierter seine Meinung gelten lassen. Mir erscheint es, als ob der Intendant genau wußte, daß heute der Hof das Theater nicht besucht, es ist irgend ein Gedenktag im fürstlichen Haus, und darum wohl wurde dieser Tag von Dingelsdey gewählt.“

„Das ist nicht möglich, so perfid kann man nicht handeln!“ rief Wiegand. „Übrigens hat mir der Großherzog sein Erscheinen zugesagt, und ich glaube nicht, daß er sein Wort zurücknehmen wird.“

„Nun, wir werden ja sehen. Ich will froh sein, wenn der heutige Abend glücklich überstanden ist.“

„Ich begreife nicht, was Ihr alle für Unglücksraben seid! Was soll denn geschehen? Die Oper ist reizend und geht vortrefflich. Ich freue mich auf den heutigen Abend; Ihr werdet sehen, daß ich wieder einmal, wie schon so oft, Recht behalten werde. Paulus, nehmen Sie Peter mit und reden Sie ihm Mut zu. Er soll mir ja heute Abend den Frack anziehen, damit er „hoffähig“ ist, denn ich bin sicher, daß mein gnädiger Herr ihn noch während der Vorstellung zu sich befiehlt, trotz Dingelsdey. Und nun Gott befohlen, laßt den Mut nicht sinken, es wird schon recht werden.“ — —

Als die beiden Freunde Littof verlassen hatten, war auch dessen gute und hoffnungsfreudige Stimmung dahin. Er wollte es sich nur nicht eingestehen, daß sich schon längst eine Gegenströmung fühlbar machte. Es wurde gegen ihn intrigiert, das war sicher, allein wer die Hauptpersönlichkeit dabei war, das hatte er bisher noch nicht herausbringen können. Auf Dingelsdey hätte er zuletzt geraten, denn der schien ihm so sehr ergeben; und war er, Littof, nicht derjenige, der ihn hierher nach Bernhardsburg gebracht und der ihm diese angenehme, gut bezahlte und einflußreiche Stellung verschafft hatte? So undankbar konnte kein Mensch sein. Es war doch ein gewaltiger Sprung vom früheren Dorfschullehrer zum Theater-Intendant in Bernhardsburg!

Es kamen an dem Nachmittag noch manche Besucher nach der Hochburg und alle Freunde Littofs und Peters waren mehr oder weniger besorgt für den heutigen Abend.

Einige wollten mit Sicherheit wissen, daß man einen Skandal schon längst sorgfältig vorbereitet habe, und daß er heute, da der Hof in keinem Falle im Theater an-

weſend, — übrigens eine große Seltenheit, wenn Littof am Dirigentenpult ſtand, — zur Ausführung gebracht werden ſollte.

Es wurde mit Beſtimmtheit erzählt, daß fünfzig bis ſechzig Galleriebillete verteilt wären, und daß mit jedem Freibillet von der Direktion das Verlangen geſtellt wurde, wenn es ja zu einem Applaus kommen ſollte, ihn tunlichſt energiſch mit Schreien und Pfeifen zum Schweigen zu bringen.

Endlich waren die qualvollen Stunden des Harrens vorbei, und Littof's Kammerdiener konnte die läſtigen Beſucher abweiſen und ſeinem Herrn bei der Toilette behilflich ſein.

Der Wagen war ſchon vorgefahren, der Littof in's Theater bringen ſollte, er kam eben aus ſeinem Toilettenzimmer, als ein großer ſchwarzer Kater quer über den Korridor lief. Gern wäre er wieder in das eben verlaſſene Gemach zurückgekehrt, allein die Zeit war zu kurz, er mußte deshalb trotz des ſchlechten Omens ſeinen Weg weiter gehen.

„Spiritus, das bedeutet ein Unglück für heute Abend, Murr iſt zuverläßlich, er wollte mich warnen."

„Aber Meiſter, wie können Sie ſo abergläubiſch ſein! Das Vieh ſtreicht immer hier oben herum, es ſucht die Frau Fürſtin."

„Sehen Sie, er iſt eben anhänglicher wie die Menſchen. Was gibt es, wer kommt noch ſo ſpät?"

„Es iſt der Jäger Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs, der einen dringenden Auftrag hat, darf er ihn perſönlich abgeben?" —

„Schnell, geben Sie her".

Mit diesen Worten trat Littof auf den Jäger zu, der ihm ein eigenhändiges Schreiben des Fürsten überreichte.

Littof wurde blaß, als er es flüchtig durchsah — „Also doch, meine Feinde werden Recht behalten und mein fürstlicher Freund verläßt mich in der Entscheidungsstunde — murmelte er vor sich hin.

„Es ist gut, melden Sie Seiner Königlichen Hoheit, daß ich das Schreiben erhalten und außerordentlich bedaure. Und jetzt schnell, Spirituo, in's Theater; komm setze dich zu mir in den Wagen, ich möchte nicht gern allein mit meinen Gedanken sein."

Zwanzig Minuten später stand Littof am Dirigentenpult. Die Ouverture, eine reizende Nummer, wurde ausgezeichnet gespielt und hatte dem Publikum sichtlich gefallen. Sie wurde von dem ausverkauften Haus mit Beifall aufgenommen, ohne daß die geringste Opposition zu bemerken war.

Der erste Akt nahm sofort seinen Anfang — er mußte ja gefallen; die ganze Oper war mit großem Fleiß gearbeitet, die musikalischen Formen waren breit und doch klar und elegant entwickelt; ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit im musikalischen Ausdruck gab sich allenthalben kund. Littof hatte den festen Glauben an den Sieg der Oper wieder gewonnen. Was lag daran, daß der Hof nicht anwesend, diese reizende feine Musik mußte auch ohne den Schutz des Großherzogs durchdringen und sich Freunde erwerben!

Der erste Akt war zu Ende, der Vorhang fiel. — Die Freunde von Peter sowie das unbeeinflußte Publikum, dem die Musik entschieden gefallen hatte, versuchten ihren

Beifall kund zu geben, doch kaum hatten sie einen schüchternen Versuch gewagt, als ein Heulen und Pfeifen von der Gallerie ertönte. Natürlich gab „Neu Bernhardsburg“ nicht nach, und applaudierte immer stärker, und verlangte stürmisch das Erscheinen Peters und Littofs. Das Pfeifen und Heulen ließ nach, und es schien als ab der Sieg der Oper gesichert wäre. Das Rufen der Freunde wurde immer energischer, so daß Littof schleunigst das Orchester verließ, um Peter auf der Bühne aufzusuchen, um ihn zu bestimmen, dem Rufe Folge zu leisten. Doch Peter wollte nicht allein vor dem Publikum erscheinen und zog Littof mit sich. Es war, als ob die Galerie und der dritte Rang nur auf diesen Moment gewartet hätten, denn beim Heraustritt der beiden fing von neuem ein solches Heulen und Pfeifen an, daß die freundlich gesinnte Partei überschrieen wurde und nichts mehr erreichen konnte. Der Vorhang fiel schnell — Peter verließ noch vor dem Schluß der Oper das Theater und Littof legte, nachdem der letzte Akkord erklungen, seinen Dirigentenstab bei Seite mit dem festen Vorsatz, ihn sobald nicht wieder im Bernhardsburger Theater zu ergreifen.

Abgespannt, totmüde kam er auf der Hochburg an. Das Unglaubliche war geschehen, man hatte es gewagt, ihn sozusagen auszupfeifen. An der Stelle, an der er so oft manchen Sieg errungen, da wo er unermüdlich im Interesse der Kunst gearbeitet, da hatte man es gewagt, ihm eine solche Niederlage zu bereiten. Das war zu stark, das stieß dem Faß den Boden aus! Heute hatte er mit Bernhardsburg abgeschlossen. Mochten sie doch alle tun und lassen was sie wollten, er hatte es satt, noch länger hier zu weilen; sein Entschluß war gefaßt. Er bestellte

ſich ſofort bei Spirituo einen ſtarken Tee mit Kognak, den er ſich in ſeinem Arbeitszimmer ſervieren ließ.

„Ich bin für Niemand, ſei er wer er wolle, mehr zu ſprechen. Verſtanden? Ich will Ruhe haben — endlich Ruhe!“ — —

Noch in der gleichen Nacht ſchrieb er eine Eingabe an das Hofmarſchall-Amt, in der er ſeine ſofortige Entlaſſung als „Kapellmeiſter im außerordentlichen Dienſt“ verlangte. Dann ſchrieb er noch ein kurzes Wort an ſeinen fürſtlichen Freund, den Großherzog. Er teilte ihm ſeinen feſten Entſchluß, Bernhardsburg ſofort zu verlaſſen, mit und nahm Abſchied von ihm. Dann zuletzt ſandte er noch ein Telegramm nach Rom, in dem er der Fürſtin das Vorgefallene mitteilte und ihr gleichzeitig berichtete, daß er Bernhardsburg verlaſſe, um nicht mehr dahin zurückzukehren.

Am andern Morgen mußte Spirituo das Nötigſte zuſammenpacken, und ohne ſich von Jemand zu verabſchieden, verließ Littof ſtill und unbemerkt Bernhardsburg, wo er ſo lange Jahre ſo einflußreich gewirkt, wo er ſein höchſtes Ideal zu erreichen erhofft hatte.

Sofie Mautner und ſein treuer Spirituo waren die Einzigen die ihn begleiteten. Sofie wollte den teuren Meiſter in dieſer ſchweren Stunde, wo ihm der Undank der Menſchen ſo herb entgegentrat, nicht allein laſſen; ſie machte ſich von Allem los und begleitete ihn nach ſeiner Heimat, nach Peſt, wo ſie ſo lange bei ihm verweilte, bis er nach Rom zur Fürſtin eilte. —

Zwölftes Kapitel.

Wiegand war im Spätherbst nach Wien zurückgekehrt. Ein elender trostloser Winter lag hinter ihm. Manche Hoffnungen waren in ein Nichts zerronnen, und mit dem Frühling sah er sich am Ende seiner Existenzmittel. Seine Freunde konnten nichts mehr für ihn tun, verzweiflungsvoll sah er der Zukunft entgegen.

Seine einzige Zerstreuung waren weite Spaziergänge in der Umgebung von Wien, die er er mit seinem treuen Hund Léon unternahm.

Ein milder Frühlingstag hatte ihn wieder hinaus in's Freie gelockt. Der lange Winterschlaf war zu Ende, der liebe Frühling war gekommen so mild und sonnig, daß es Wiegand nicht daheim in seiner einsamen Wohnung litt.

Nach all dem Schweren, das die letzten Wochen ihm gebracht, war es ihm eine Wonne, eine Wohltat, allein in der herrlichen Natur zu wandern. In der Stadt bei des Tages Mühen und Sorgen war vom Frühling so wenig zu bemerken. Die Natur war einem dort so fremd, man wußte dort kaum, in welcher Jahreszeit man lebte. Von Monat zu Monat hatte er sich durch ein arbeitsvolles Dasein geschleppt; daß die Tage endlich länger wurden,

hatte er kaum bemerkt, den Umgang mit der Natur, der seinem poetischen Empfinden Bedürfnis war, hatte er in den letzten Monaten ganz entbehren müssen.

Wie wirkte dies nun alles so neu, so unmittelbar auf ihn! Wie mußte er von neuem über das stetige stille Walten der Natur staunen, das jeden Tag neue Wunder schuf! Er konnte nicht satt werden zu schauen, zu bewundern, wie alles zu grünen und zu blühen begann, wie so viele Tausende von jungen Leben sich plötzlich regten, wie der Wald sich bevölkerte, wie die Fluren sich schmückten und hoch im Himmelsblau die kleinen Wölkchen herdenweise aus dem Süden herangezogen kamen, so wie die Schäfchen, die sich aus dem Stalle jetzt in's Freie drängten.

Wiegand konnte sich täglich schwerer entschließen, den Heimweg anzutreten.

Heute war er nun gar zu lange ausgeblieben. Es war schon Nacht, als er in seiner Wohnung ankam.

Rosa, seine alte Wirtschafterin, erwartete ihn mit Ungeduld an der Türe, um ihm die wenig tröstliche Nachricht zu geben, daß ein Herr dagewesen, der ihn dringend zu sprechen wünschte.

„Er wollte gar nicht mehr fort gehen, hier in Ihrem Zimmer hat er es sich bequem gemacht, alles betrachtet, und nur als ich ihm sagte, es könne sehr spät werden bis der Herr heimkäme, entschloß er sich zu gehen. Morgen früh um 10 Uhr ist er aber wieder hier; Gott mag wissen, was er wohl will, etwas Gutes sicher nicht."

Die ganze friedliche Ruhe, die der Spaziergang über Wiegand gebracht hatte, war dahin; diese Mitteilung hatte ihn im höchsten Maße erschreckt; er vermutete in dem unbekannten Fremden einen Gläubiger, der es satt

hatte länger zu warten und wohl rücksichtslos gegen ihn vergehen würde.

„Wie sah der Herr aus, Rosa, haben Sie ihn früher schon bei mir gesehen?"

„Nein, das bestimmt nicht. Der Herr war noch nie bei uns; er sah sehr vornehm aus und wollte durchaus wissen, wo Herr Wiegand hingegangen und wann er wieder heimkehren würde. Er sagte immer: „Ich muß ihn finden, er darf mir nicht entwischen." — —

„War er sehr ungeduldig? Hat er sich meine Einrichtung genau angesehen? Und hat er denn nicht seinen Namen genannt?"

„Nein, das wollte er durchaus nicht. Er meinte sogar, ich sollte dem Herrn gar nicht sagen, daß er dagewesen nach ihm zu fragen; ich solle nur dafür sorgen, daß der Herr morgen früh noch zu Hause wäre, wenn er komme, damit er ihn gleich mitnehmen könne."

Wiegand wurde durch diesen rätselhaften Bericht nur noch unruhiger; ohne das Abendbrot zu berühren, das appetitlich hergerichtet in dem eleganten Speisezimmer seiner harrte, verließ er sein Haus und eilte zu seinem Freunde, dem Doktor Stadler, um diesem die ganze Sache vorzutragen, seine Meinung darüber zu hören und eventuell seinen Rat zu befolgen.

„Ist dein Herr zu Hause?" frug er den ihm die Türe öffnenden Diener.

„Gewiß, die Herrschaften sind alle bei Tisch, wollen Sie bitte hier eintreten, ich werde sofort den Herrn Doktor benachrichtigen."

„Laß das nur sein, das werde ich schon selbst besorgen, bringe lieber noch einen Teller für mich in das

Speisezimmer, denn ich bin hungrig und habe noch nicht gegessen."

Doktor Stadler war nicht wenig überrascht den Freund zu so ungewöhnlicher Stunde noch bei sich zu sehen, noch mehr fiel ihm dessen aufgeregtes Wesen auf. Er gab darum Befehl, das Essen schleunigst aufzutragen und sie allein zu lassen.

Kaum hatte der Diener das Zimmer verlassen, als Wiegand zu berichten begann.

„Ich bin sehr in Angst, daß der Herr, der so eifrig nach mir gefragt, es morgen auf meine Freiheit abgesehen hat, und daß ich am Ende gar nach dem Schuldturm wandern muß. Es handelt sich um einen Wechsel von mehr denn 3000 Gulden, den ich, da mich mein Verleger im Stich ließ, nicht zahlen konnte, und den man mir trotz aller Vorstellungen und Bitten nicht verlängern wollte."

„Leider bin ich nicht in der Lage dir momentan auszuhelfen und mir scheint, Eile tut not. Was ist da zu machen? Ich glaube das Einzige, das dir helfen kann, ist schnelle Flucht. Mein Sohn Gustav soll dich mit meinem Wagen nach Fünfkirchen bringen, um 11 Uhr geht der Eilzug durch; wenn du den noch erreichst, bist du morgen früh 8 Uhr über der Grenze. Du darfst aber jetzt nicht mehr heim zu dir, man könnte dir auflauern und dann wäre deine ganze Flucht vereitelt. Überlasse es mir, Rosa zu verständigen und morgen früh deinen Gläubiger zu besänftigen. Ich werde ihm einen Teil seiner Forderung begleichen und mich für den Rest verbürgen, nur so kann ich dich vor dem Schuldturm schützen."

„Ich sehe ein, daß du Recht hast, nur eine schnelle Flucht kann mich retten. Du mußt aber das Maß deiner

Güte voll machen und mich auch mit Reisegeld ausstatten. Ich habe wohl daheim ein paar Gulden, bekomme auch in nächster Zeit wieder Tantiemen, die ich dir herzlich gern überlasse, aber bei mir führe ich so gut wie nichts."

„Laß das nur meine Sorge sein. Forthelfen kann ich dir und dann werden wir weiter sehen. Gott verläßt keinen Deutschen. Sei vorsichtig und vermeide die große Heerstraße. Du fliehst wohl nach der Schweiz?"

„Ja, ich denke, dort bin ich am sichersten."

„A propos, du brauchst doch auch Gepäck? Vor allem deine Kostbarkeiten, die kannst du, wenn es not tut, im Auslande so gut zu Geld machen wie hier in Österreich. Gib mir deine Schlüssel. In Fünfkirchen, am Bahnhof werde ich dir den Gepäckschein überreichen; ich lasse alles bis Salzburg einschreiben, bist du erst dort, so kannst du dir deine Reiseroute wählen, wie du willst."

Doktor Stadler gab Befehl, daß angespannt würde, und versah den Freund so reich wie er konnte mit Reisegeld. Eine halbe Stunde später verließ Richard Wiegand in Begleitung des jungen Gustav Stadler Wien.

Auf mancherlei Umwegen erreichten sie Fünfkirchen eine Viertelstunde vor dem Eilzug, dem Doktor Stadler entstieg, Wiegand den Gepäckschein aushändigte und diesem seinen Platz überließ.

Ein greller Pfiff — die Lokomotive setzte sich in Bewegung, ein letzter Händedruck, und Wiegand schien für dieses Mal wieder gerettet. —

Abermals war der Künstler auf der Flucht und ging einer unsicheren Zukunft entgegen. Abermals sollte er das Brot der Verbannung essen, das er schon so lange Jahre gekostet.

Er wollte von Salzburg nach Ulm und von da nach Lindau über den Bodensee nach Romanshorn und endlich in Zürich auf Nachrichten von dem Freunde warten, so wenigstens hatte er es mit Dr. Stadler ausgemacht; allein auf dem Schiffe traf er mit einer Persönlichkeit zusammen, die ihn bestimmte, seinen Reiseplan sofort zu ändern.

Die dumpfe Eisenbahnfahrt lag hinter ihm, Wiegand freute sich auf die herrliche Fahrt über den See. Auf dem Schiff „König Ludwig" hatte er sich ein feines Diner bestellt und wollte sich eben zu Tische setzen, als er eine Dame in elegantem Reisekleid erblickte, die ihm sehr bekannt vorkam. Die Dame war dicht verschleiert und schien ihn nicht bemerkt zu haben. Ein Diener in dunkler Livree legte ihre Bücher und Reisedecke zurecht und schien noch einen Auftrag von seiner Gebieterin auszuführen, als diese den Schleier in die Höhe zog und Wiegand sich plötzlich Isa gegenübersah. Isa war keinen Moment verlegen. Sie kam sofort auf Richard zu, bot ihm ihre fein behandschuhte Rechte zum Gruß und frug ihn, wohin ihn seine Reise führte.

„Kommst du mit nach Zürich", sagte sie, „so können wir gemeinsam unsere Reise fortsetzen, du zürnst mir hoffentlich nicht, daß ich dich damals ohne Abschied verlassen habe? Glaube mir, es war das Beste für uns Beide. Eines mußte den Kopf oben behalten."

„Meine Gnädige — Sie irren vollkommen, ich bin Ihnen nicht böse. Sie haben sehr klug gehandelt und jedenfalls keinen Augenblick Ihre Handlungsweise zu bereuen gehabt", erwiderte Wiegand kühl.

„Richard, wie kannst du so sprechen, du weißt doch,

wie sehr ich dich geliebt, wie ich jeden Moment bereit gewesen wäre, mein Leben dir zu opfern; du weißt, daß ich nur in deinem Interesse so gehandelt — ich wollte dir die Sorgen fern halten und das hoffte ich so besser zu können, als wenn ich bei dir geblieben wäre. Glaube mir, es war für mich ein schweres Opfer — aber ich brachte es meiner Liebe zu dir."

„Eine eigentümliche Liebe das, muß ich gestehen," erwiderte Wiegand mit Spott. „Nein, ich will dir sagen, wen du einzig und allein geliebt hast — dich selbst. Es hat dir geschmeichelt, mich, den Künstler, zu deinen Füßen zu sehen. Du bist gescheit genug, zu begreifen, daß ich besser bin wie tausend Andere, du hast von je her an meine Zukunft geglaubt, du wußtest stets, daß ich ein berühmter Mann einst sein würde, und wolltest dir deinen Teil daran sichern. Allein als es galt, dein Wohlleben aufzugeben, und mit mir Armut und Entbehrungen zu teilen, da warst du nicht zu finden. Lieber mit dem ungeliebten Mann seinen Reichtum teilen, als wie dem Geliebten in eine unbestimmte Zukunft folgen. Ich zürne dir weiter nicht, Isa, du bist eben ein Weib — und nicht besser oder schlechter wie die Meisten — aber unsere Wege sind für immer getrennt. Kehre heim in dein Schloß und sei glücklich in deinem Reichtum; mir aber gestatte, auch meine eigenen Wege zu gehen, die die deinen nicht mehr kreuzen sollen, wenn es in meiner Macht liegt.

Mit diesen Worten reichte Wiegand Isa die Hand und verabschiedete sich von ihr.

Man fuhr eben in den Hafen von Rorschach ein. Schnell raffte Wiegand sein Handgepäck zusammen, beauftragte einen Diener, sein großes Gepäck an das Land zu

schaffen, und verließ das Schiff. Die Lust, Zürich wieder zu sehen, war ihm plötzlich vergangen. Er benutzte den nächsten Dampfer nach Lindau und fuhr von dort auf direktem Wege nach Stuttgart.

Von der schwäbischen Hauptstadt aus wollte er sich in den badischen Schwarzwald flüchten, wo er hoffte, vor seinen Verfolgern ebenso sicher zu sein wie in der Schweiz. In Stuttgart traf Wiegand mit Bekannten zusammen und dadurch erhielt seine Weiterreise eine Unterbrechung. Er blieb ein paar Tage im Hotel Marquart, von wo aus sein Schicksal sich so gänzlich ändern sollte.

* * *

Doktor Stadler hatte mit Rosa Rücksprache genommen und ihr aufgetragen, daß, sobald der ominöse Herr sich am andern Tag wieder in Wiegands Wohnung einfinden werde, ihn Rosa sofort nach dem städtischen Krankenhaus schicken möge, er wollte dann schon mit ihm fertig werden.

Früher denn sonst machte sich heute Doktor Stadler auf, seine Besuche bei den Kranken zu erledigen; dann fuhr er zu seinem Bankier und war um 11 Uhr bereits in seiner Privatwohnung, wo ihm kurz darauf eine Visitenkarte hereingebracht wurde, auf der zu lesen stand „von Pfaffenhausen, Abgesandter Seiner Majestät des Königs". Der gute Doktor war nicht wenig überrascht, und vergeblich fragte er sich, wieso er zu dieser Ehre komme. Er sollte nicht lange darüber im Zweifel bleiben.

„Ich komme, verehrter Herr Doktor, direkt aus der Wohnung des Herrn Wiegand, von wo man mich hierher gewiesen hat. Ich war schon gestern dort, um den Meister

zu sprechen, konnte aber seiner ebensowenig habhaft werden wie heute. Seine Wirtschafterin hat mir allerlei konfuses Zeug vorgeschwatzt, von dem ich nur das eine klar begriff, daß mir bei Ihnen Aufklärung werden sollte."

Doktor Stadler war ob dieser Auseinandersetzung nicht wenig überrascht. Er konnte sich nicht recht zusammenreimen was ein Abgesandter des Königs mit Wiegands Gläubiger zu tun hatte.

Vorsichtig erkundigte er sich, ob er denn der Herr gewesen, der Wiegand gestern durchaus hätte sprechen und erwarten wollen."

„Gewiß", erwiderte der Fremde, „ich bin von meinem gnädigen Herrn beauftragt, den Meister tot oder lebendig ihm zuzuführen. Wie es mir aber erscheint, ist dies eine schwierigere Aufgabe, als wie ich mir gedacht habe; denn ich suche den Meister schon seit drei Tagen, ohne ihn finden zu können; hoffentlich verhelfen Sie, verehrter Herr, mir nun dazu, mich meiner Aufgabe schleunigst zu entledigen."

„Na, das ist mir eine schöne Geschichte", platzte nun Doktor Stadler heraus. „Ich Ihnen helfen, den zu suchen, den ich heute Nacht mit aller Schlauheit vor Ihnen zu retten suchte!"

„Ja, wie so? Warum? Ich will Ihrem Freunde sicher nicht zu nahe treten; und die Nachrichten, die ich ihm bringe, werden ihn hoch erfreuen und ihm nur willkommen sein.

„Das glaube ich, wenn Sie es sagen. Als aber gestern Abend Rosa dem Meister von Ihrem Besuch erzählte, bekam er einen großen Schrecken, er bildete sich ein, daß einer seiner vielen Gläubiger ihn wegen eines nicht eingelösten Wechsels festsetzen wollte und ergriff

darum so schnell wie möglich die Flucht. Mein Sohn brachte ihn heute Nacht mit meinem Wagen nach Fünfkirchen, und von dort ist er heute früh mit dem Eilzug über die Grenze. Wo er sich jetzt befindet, kann ich Ihnen mit dem besten Willen selbst nicht sagen. Von Zürich aus will er mir Nachrichten zukommen lassen, und dorthin soll ich ihm auch schreiben. Das kann aber erst in ein paar Tagen geschehen."

„Das ist ja sehr wenig tröstlich für mich. Seine Majestät wünscht den Meister so bald wie möglich in seiner Nähe zu haben, und bietet ihm mit wahrhaft königlicher Freigiebigkeit die Mittel, seine großen Werke nicht nur in ungestörter Muse zu vollenden, sondern auch seinen Intentionen völlig entsprechend zur Aufführung zu bringen. Der König stellt dafür an Herrn Wiegand keine andere Aufgabe, als seine Werke unabhängig von allen Einflüßen und Bedenken so zu vollenden, wie er sie im Geiste erschaut hat."—

Doktor Stadler war sprachlos. Das hatte er nicht erwartet. Dieser Umschwung im Geschick des Freundes war zu außerordentlich. „Wo sollte man ihn nun suchen?"

Herr von Pfaffenhausen mußte sich ein paar Tage gedulden, ehe er nach Zürich aufbrechen konnte. Dort aber mußte er zu seinem großen Leidwesen erfahren, daß Wiegand nicht angekommen war.

Es wurde mit Doktor Stadler hin und her telegraphiert, da der Doktor der einzige Mensch war, der auf Nachrichten vom Flüchtling hoffen durfte. Endlich, nach abermaligem Warten konnte Stadler nach Zürich melden, daß Wiegand über Lindau nach Stuttgart gefahren, und

daß er dort noch für wenige Tage zu treffen wäre. „Jedenfalls tut Eile not", meinte Stadler.

Ohne zu zögern machte sich Pfaffenhausen auf nach Stuttgart. In der schwäbischen Hauptstadt angekommen, war es für den Baron nicht schwer, Wiegands Wohnung zu ermitteln. Der dortige Hofkapellmeister, der mit dem Meister befreundet, nannte ihm sofort Hotel Marquart, in dem er vor zwei Tagen abgestiegen war.

„Heute Abend wird er übrigens der Don Juan-Vorstellung beiwohnen, die wir ihm zu Ehren angesetzt haben."

„So lange darf ich aber nicht warten, Herrn Wiegand aufzusuchen, um ihm die Wünsche meines Königs zu übermitteln. Ich will mich sofort in's Hotel begeben, meine Karte zu ihm hineinschicken und ihm meinen Auftrag ausrichten."

Währenddem sich so das Geschick des Meisters wunderbar geändert hatte, wurde er selbst von schweren Sorgen gepeinigt, von Ort zu Ort getrieben, ohne Ruhe zu finden. Auch hier in Stuttgart war er nicht sicher, und so hatte er denn beschlossen, für längere Zeit aus der Welt zu verschwinden und erst zum Beginn des Winters wieder hervorzutreten, Konzerte zu arrangieren und coûte qui coûte Geld zu verdienen.

Er war am Ende seiner Mittel angekommen. Sein Freund, Hofkapellmeister Eller, ein feiner Musiker, der in Wien schon ein Verehrer Wiegands war, wollte ihm morgen eine Summe vorstrecken, mit der er bescheiden bis zum Winter auskommen konnte. Sobald er im Besitz des Geldes war, wollte er Stuttgart verlassen, und mit dem heute bereits bestellten Wagen in das schwäbische Gebirge, in die Einsamkeit, abfahren.

Ja, so war es das Beste, übrigens auch das Einzige, was ihm zu tun noch übrig blieb. Denn wer stand ihm denn dafür, daß seine Gläubiger nicht schon seinen Aufenthalt ermittelt? Jeden Augenblick konnte an seine Türe gepocht werden, und Jemand hereintreten, der ihn auffordern würde, ihm sofort zu folgen — und dann adieu Freiheit und Arbeit! Nein, nein, das durfte nicht geschehen, er mußte fort und zwar so schnell als möglich! Es war leichtsinnig von ihm sich schon so lange hier aufzuhalten, und nun gar heute sich noch den Don Juan zu bestellen, den er jetzt doch besuchen mußte; man würde ihn sehen, und auf ihn aufmerksam werden. Darum morgen, noch ehe der Tag graute, mußte er Stuttgart verlassen, das stand fest; und jetzt schnell an's Einpacken und dann in Gottes Namen ins Theater, aber zuvor noch zu Freund Eller und ihn sofort um die versprochene Summe bitten.

Wiegand hatte sich glücklich in eine solche Aufregung gebracht, daß er sich erst ausruhen mußte, ehe er mit dem Einpacken beginnen konnte. Daß diese Arbeit unter den obwaltenden Umständen nur sehr beschwerlich von statten ging, ist selbstverständlich.

Schweißtriefend wollte er eben den ersten Koffer schließen, als an seine Türe gepocht wurde. Zu Tode erschrocken richtete sich der Meister auf. Was nun tun? Er hatte versäumt, seinen Schlüssel abzuziehen und dem Portier zu sagen, daß er ausgegangen sei.

Er war sich über sein Verhalten noch nicht im klaren, als abermals, und dieses Mal weit heftiger, gepocht wurde.

Mühsam, das Zittern seiner Stimme unterdrückend, schlich er sich nach der Türe, und nachdem er vorsichtig

und leise den Riegel vorgeschoben hatte, frug er mit bebender Stimme:

„Wer ist da? Was gibt es denn schon wieder? Ich will Ruhe haben und durchaus nicht gestört werden."

„Ach, Herr Wiegand, es ist ein Herr da," jammerte der Zimmerkellner vor der Türe, „der Sie unter allen Umständen sprechen will und sich durchaus nicht abweisen läßt."

„Ich will aber niemand sehen und nehme keine Besuche an, haben Sie das dem Herrn denn nicht gesagt? Schließlich bin ich doch hier in meinem Zimmer der Herr, und kann empfangen oder auch nicht empfangen, wie es mir gefällt. Schicken Sie den Herrn unter allen Umständen fort." —

„Das geht eben nicht. Er hat vom Portier erfahren, daß Sie zu Hause sind, und Gott mag wissen von wem, daß Sie morgen in aller Frühe die Stadt verlassen wollen; nun hat er erklärt, hier vor Ihrer Türe zu warten bis Sie herauskommen, und wenn er die ganze Nacht hier zubringen müßte."

„Wie heißt denn dieser Unglücksmensch, und was will er denn von mir?"

„Was er will, hat er mir nicht anvertraut, aber seine Karte hat er mir für Sie gegeben, wollen Sie die Türe nur ein klein wenig öffnen, so schiebe ich sie Ihnen hinein."

Nach dieser längeren Unterredung mit dem Kellner hatte Wiegand eingesehen, daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken war. Es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als erst einmal die Karte in Empfang zu nehmen und dann mit dem Herrn zu verhandeln. Ein Gerichtsvoll-

zieher schien es nicht zu sein, denn die pflegen für gewöhnlich nicht ihre Visitenkarte bei sich zu führen. Wahrscheinlich ein Abgesandter seiner Gläubiger, vielleicht ließ sich mit dem verhandeln.

Mit schwerem Herzen schob Wiegand den Riegel an der Türe zurück und öffnete sie so weit, daß der Kellner die Karte hereingeben konnte.

„Von Pfaffenhausen, Abgesandter Seiner Majestät des Königs“ las der erstaunte Meister. Was wollte denn der von ihm? Bis jetzt hatte sich weder eine deutsche noch eine ausländische Majestät um ihn gekümmert.

Sollte er sich ganz vergeblich geängstigt haben? Jedenfalls mußte er ihn empfangen, er mußte doch wissen, was man von ihm wollte, und abweisen ließ sich der Herr ja so wie so nicht.

„Führen Sie den Herrn denn in Gottes Namen herein,“ befahl er dem auf eine Antwort harrenden Kellner.

Ein paar Minuten später trat Pfaffenhausen ein.

„Ich bedaure, Sie stören zu müssen, allein der allerhöchste Auftrag meines allergnädigsten Herrn ist so bestimmt, daß ich mich dessen so schnell als möglich entledigen muß; besonders dringend wurde die Angelegenheit dadurch, weil ich Sie 10 Tage vergeblich gesucht habe. Ich bin Ihnen von Wien über die Schweiz gefolgt, und wie ich heute durch Kapellmeister Eller erfuhr, komme ich gerade noch recht, denn morgen wäre Ihre Spur wohl schwerlich mehr zu finden gewesen.“

Und nun richtete Herr von Pfaffenhausen seinen Auftrag aus. Er sagte dem erstaunten Meister ungefähr die gleichen Worte, wie vor 10 Tagen dem Doktor Stadler.

Wiegand konnte sich nur schwer von seinem Erstaunen

erholen, und als nun gar Kapellmeister Eller kam und die märchenhafte Kunde vernahm, wie plötzlich sich des armen Künstlers Geschick gewendet hatte, fiel ihm dieser weinend in die Arme.

Als sich Wiegand endlich von der großen Nervenerschütterung und der ihn überwältigenden Rührung erholt hatte, besprach man sich untereinander, wie man es mit der Abreise halten wollte. Heute Abend wollte der glückstrahlende Künstler in seiner festlichen Stimmung sich den Don Juan anhören, und dann morgen nach dem zweiten Frühstück, das bei Kapellmeister Eller eingenommen werden sollte, mit Pfaffenhausen Stuttgart verlassen, um seinem königlichen Bewunderer zugeführt zu werden.

In der Nacht fand Wiegand nur wenig Schlaf, die Erregung war zu mächtig gewesen; wie tief elend hatte er sich noch vor ein paar Stunden gefühlt und nun sollte er für alle Zeit aller Sorgen, aller Not enthoben sein. Das war eine Wendung, die er nie zu hoffen gewagt hatte. Endlich gegen Morgen fand er ein wenig Schlummer, dann erledigte er noch seine Angelegenheiten und war pünktlich zum Frühstück bei Eller. Es war eine eigentümlich gehobene Stimmung in der man sich befand, voll tiefer Rührung und großer Erwartungen, was die nächste Zukunft bringen sollte.

Nur zu bald schlug die Abschiedsstunde, Eller brachte Wiegand zur Bahn, wo er mit Herrn von Pfaffenhausen einen Salonwagen bestieg, der ihn seinem Glück entgegenführen sollte. Eller hatte sich schon verabschiedet und wollte eben die Bahnhofhalle verlassen, als ihn Wiegand nochmals zurückrief. Schnell eilte er zurück, Pfaffenhausen hatte es unterlassen, für Wiegand eine Fahrkarte zu lösen

und dieser konnte es selbst nicht tun, da er nicht über genügende Mittel hierzu verfügte.

So schnell wie möglich lief Eller nach dem Billetschalter und kam gerade noch im letzten Moment zurück, um Wiegand die gelöste Fahrkarte noch in den sich schon im Gang befindlichen Zug zu reichen.

Langsam verließ der Zug die Halle; mit ihm versank die Vergangenheit hinter Wiegand und führte den viel Geschmähten einer wunderbaren Zukunft entgegen.

— — — — — — — — — — —

Wunderbare Menschen haben auch wunderbare Schicksale. Als Richard Wiegand ratlos stand, was er nun beginnen solle — als er sich gezwungen sah, in der Welt herumzureisen, Konzerte zu geben, um leben zu können — als jede Aussicht auf die Aufführung seines Liebesdramas und die Vollendung seines großen Nationalwerkes geschwunden war, erstand ihm — er war jetzt schon 50 Jahre alt — ein Retter in der Not, in jenem jungen König, der es sich zur Pflicht gemacht, ihn zu schützen. Das war eine Schickung, die nicht hoch genug zu schätzen war — denn sonst wären uns die folgenden Werke des Meisters für immer verloren gewesen. Dieser junge begeisterte König gewährte von nun an Wiegand alle Mittel, die er brauchte, stellte ihm sein Theater zur Disposition, gab ihm ein glänzendes Jahresgehalt, um nach Gefallen schaffen zu können und alle Sorgen fernzuhalten.

Ein neuer Abschnitt in des Meisters reichbewegtem Leben hatte mit dem Königsruf für ihn seinen Anfang genommen.

Dreizehntes Kapitel.

Es war schon spät Abends, als der Eilzug mit Pfaffenhausen und Wiegand in die große Halle der Residenzstadt des jungen Königs einfuhr.

Ein von Pfaffenhausen telegraphisch bestellter Hofwagen war zur Stelle mit einem königlichen Lakai, der sich sofort den Gepäckschein von Wiegand ausbat, um alles für ihn besorgen zu können. Die Koffer waren schnell zur Hand und in einen speziell hierfür bestellten Wagen verladen. Wiegand nahm mit Pfaffenhausen in dem Hofwagen Platz; der Diener schwang sich zum Kutscher auf den Sitz, die Pferde zogen an und in fliegender Eile ging's dem Residenzschloß entgegen.

Der persönliche Adjutant des jungen Königs erwartete dort Wiegand in den für ihn bestimmten Räumen. Seine Majestät hatte den herrlichen Frühlingstag benützt und war hinaus nach dem grünen See gefahren, an dessen Ufern sein Lieblingsschlößchen Thalberg lag.

„Majestät hat mich beauftragt, Herrn Kapellmeister Wiegand hier zu erwarten, und wenn möglich, Sie zu bitten, heute Abend noch, wenn Sie sich etwas erholt, mit mir nach Thalberg zu fahren, um sich Majestät dort vorzustellen."

„Wenn der König ruft, bin ich natürlich bereit, dem Rufe zu folgen. Wollen Sie mir gestatten, daß ich meine Toilette etwas in Ordnung bringe, ich stehe sofort zu Diensten."

„Heinrich wird Ihnen behilflich sein, er ist zu Ihrem persönlichen Dienst bestellt. Wollen Sie sich bitte hier hereinbemühen, hier werden Sie hoffentlich alles Ihrem Geschmack entsprechend vorfinden. Ich werde Sie in einer halben Stunde im kleinen Speisesaal erwarten, denn Sie werden doch einen Bissen zu sich nehmen wollen, ehe wir uns auf unsere nächtliche Fahrt begeben."

„Ganz, wie Sie wünschen, ich stehe sofort zu Diensten."

Wiegand verfügte sich in das Zimmer nebenan, um sich zurecht zu machen zur Fahrt zum König. —

Es war schon spät in der Nacht, als Wiegand mit dem Adjutanten in Schloß Thalberg ankam. Der König war noch in seinem Arbeitszimmer und erwartete den Meister, der sofort zu ihm geführt wurde.

Die hohe Flügeltüre hatte sich hinter Wiegand geschlossen, er stand seinem fürstlichen Gönner gegenüber, der ihm huldvoll entgegentrat. Die Zuneigung, die der Fürst dem Künstler entgegenbrachte, flößte Wiegand Mut ein, sich kühn dem Monarchen zu nahen und dessen Anrede erwartend, verbeugte er sich tief vor ihm.

„Ich habe Sie bitten lassen zu mir zu kommen und freue mich, daß Sie meinem Rufe gefolgt sind. Ich muß Ihnen sagen, daß Ihre Musik, Ihre Dichtungen und vor allem Ihre Schriften mein Herz entflammt und meine Seele begeistert haben. Ihr Vorwort zu Ihrer neuesten Dichtung hat mir den Weg deutlich vorgezeigt, den ich zu gehen gewillt bin — lassen Sie mich der deutsche Fürst

der König sein, nach dem Sie verlangten, dem einzig es vergönnt sein darf, diese Tat zu vollbringen, Ihnen die Ruhe zu sichern, der Sie bedürfen, um Ihre Werke zu vollenden."

„Majestät, ich bin tief gerührt und danke Ihnen für Ihr königliches Wort und für das Vertrauen, das Sie mir entgegenbringen. Ich bin bis jetzt nicht verwöhnt worden, vielleicht wird später, wenn ich lange nicht mehr sein werde, die Nachwelt anders über mich urteilen und meine Werke, die jetzt beinahe verpönt sind, werden dann Anerkennung finden."

„So lange will ich aber nicht warten; im Gegenteil, ich ersuche Sie, verehrter Meister, in meiner Nähe zu verweilen, und mir sobald als möglich Ihre Werke vorzuführen, und zwar so wie Sie sie erdacht und komponiert haben, keine Note will ich davon entbehren, kein Intendant soll darein reden. Ich stelle Ihnen mein Hoftheater zur Verfügung, schalten Sie damit, wie Sie es für gut finden."

„Majestät, es soll mir eine Ehre sein, Ihrem Wunsche nachzukommen. Mit unbegrenzter Dankbarkeit und Verehrung danke ich meinem hohen Protektor für den an mich ergangenen Ruf und bitte untertänigst Majestät, mir zu befehlen, wann und womit ich meinen Dienst anzutreten habe."

„Lassen wir das bis morgen; Sie werden müde sein, ruhen Sie sich aus, man wird Ihnen eine Wohnung im Schlosse anweisen, damit Sie stets in meiner Nähe sind, und somit gute Nacht für heute."

Noch eine Handbewegung und Wiegand war entlassen.

Im Vorzimmer hatte der Adjutant des König auf

ihn gewartet. Trotzdem es tief in der Nacht war, war das ganze Schloß noch hell erleuchtet, und alle Bewohner noch auf ihren Posten. Der junge König liebte es, die Nacht zum Tag zu stempeln und sie zu durchwachen. Meistens erst wenn der Tag graute zog er sich in sein Schlafgemach zurück, um für wenige Stunden der Ruhe zu pflegen. —

Als Wiegand am andern Morgen erwachte, mußte er sich erst besinnen auf das, was mit ihm vorgegangen war, und wo er sich eigentlich befand. Eine süße Müdigkeit hielt ihn noch in seinem Bett fest, es war gar zu angenehm, das zuletzt Erlebte nochmals in Gedanken an sich vorüber ziehen zu lassen. Wie gründlich hatte sich doch sein Schicksal geändert! Aus der tiefsten Verzweiflung, nach den vielen Demütigungen, die er alle über sich ergehen lassen mußte, plötzlich auf schwindelnde Höhe gehoben, von einem jungen begeisterten Fürsten, dessen königliches Wort ihm Bürge war, daß von nun an nicht nur jegliche Sorge ihm fern bleiben würde, sondern was für ihn noch weit größere Tragweite hatte, der ihm auch die Versicherung gab, daß seine Hauptverpflichtung gegen seinen königlichen Herrn nur darin bestehen sollte, ihm alle seine Werke, die bis jetzt vollendet waren, in dem Sinne vorzuführen, wie er allein ihn für richtig erkannte.

Was kann es beglückenderes für einen Künstler geben, als einen solchen Protektor gefunden zu haben, der nicht nur die Mittel besaß, ihm helfen zu können, sondern der mit seinem reichen Geist ihn auch ganz erfaßt und verstanden hatte!

Jetzt mußte sich alles, alles wenden! Vor allem mußte er sich einen Plan ausarbeiten, den er dem König

sofort unterbreiten wollte. Der König sollte befehlen mit was er beginnen sollte. Vielleicht wünschte der junge Monarch der Reihe nach seine Werke kennen zu lernen. Wie herrlich mußte das sein, ohne einen immer ärgerlichen Intendanten so lange probieren zu dürfen, bis der Komponist endlich mit den Leistungen zufrieden! Das sollte ein Schaffen werden, wie er es lange ersehnt in seinen kühnsten Träumen, aber es nie zu erreichen glaubte.

Es war ein herrlicher Frühlingstag; die Sonne stand strahlend am Himmelszelt. Es litt Wiegand nicht länger in seinem Gemach. Er schellte dem Diener, ließ seine Gardinen und Fenster öffnen, damit die herrliche Frühlingsluft ungehingert eindringen konnte. Dann begab er sich in sein Toilettenzimmer, und nachdem er sich durch ein aromatisches Bad und ein üppiges Frühstück gestärkt hatte, begab er sich in den Park der königlichen Villa.

Tiefblau lag der See mit seinem weißsandigen Ufer vor ihm. Es war heute Sonntag, die Glocken läuteten und verhallten über den See herüber. Von ferne sah er schmucke Bauern, die ihren Kirchgang angetreten. Ein kleiner Kahn nahte sich dem Ufer, aus dem ein schmuckes Fischermädchen stieg, das, wie es schien, allerlei Einkäufe in einer der kleinen Städte am See gemacht hatte.

Wiegand verließ den See und ging tiefer in den Park hinein; alles war sonnenduftig, still und verschwiegen. Immer weiter dem See entlang lenkte er seine Schritte; und nun trat er über einen hölzernen Steg in ein kleines Städtchen. Ein heiteres und gemütliches Bild von Frieden und Kindlichkeit bot sich dem Wanderer.

Neben der Kirche auf hölzernen Bänken saßen die Bürger in ihren Festkleidern und plauderten; Kinder in

lärmender Fröhlichkeit spielten auf dem freien Platz, im warmen Sonnenschein.

Die Sonne stand hoch am Horizont, und nachdem Wiegand ein Glas schäumenden Bieres getrunken hatte, machte er sich auf den Heimweg. In's Schloß zurückgekehrt wurde ihm mitgeteilt, daß Majestät bereits nach ihm geschickt hatte, und daß er unverzüglich erwartet würde.

Sofort begab sich Wiegand nach den Königsräumen, wo er ebenso liebenswürdig wie am gestrigen Abend empfangen wurde. Der König schlug ihm vor, eine sehr schöne elegante Villa am See zu beziehen, die er ihm zum Geschenke machte; er wollte den Freund, denn diesen stolzen Titel hatte er dem Dichter-Komponisten beigelegt, stets in seiner unmittelbaren Nähe haben. Ferner hatte ihm der König ein beträchtliches Kapital zur Verfügung gestellt, um seine Gläubiger sofort zu befriedigen. Wiegand sollte in den nächsten Tagen nach Wien reisen, um diese unangenehme Sache, die ihm schon so viele schlaflose Stunden bereitet hatte, aus der Welt zu schaffen.

Wenn er dann zurückgekehrt, dann sollte ein Schaffen beginnen, das allen zu Lust und Freude gereichen würde.

So geschah es und Wiegand reiste ab.

Nur kurz war der Aufenthalt in Wien. Die Gläubiger wurden zu ihrer unglaublichen Überraschung schnell und ganz befriedigt, und Wiegand kehrte glücklich, mit den besten Segenswünschen von Doktor Stadler begleitet, in seine neue Heimat zurück. —

Der Sommer war gekommen, Wiegand hatte die ihm vom König großmütig geschenkte Villa bezogen. Sie war prächtig eingerichtet, und alles was noch zu des Meisters Bequemlichkeit fehlte, konnte leicht und schnell beschafft

werden. Viele Abende brachte er bei dem jungen Monarchen zu, der immer neue Beweise seiner Huld dem gefeierten Meister zu erkennen gab."

„Was wäre aus mir ohne den „hohen Schirmherrn meines Lebens" geworden? Ohne Seine Majestät hätte ich nie mein großes Werk vollenden können, ohne ihn wäre nie — oder wenigstens noch lange nicht, — mein großes Liebesdrama zu einer Aufführung gekommen;" schrieb der Meister an Hans von Berkow, und lud ihn zugleich ein, mit Frau und Kindern den Sommer bei ihm in seiner prächtigen Villa zu verbringen. Diese Einladung war für den armen Hans ein Aufatmen. Welch' Glück, aus den elenden drückenden Verhältnissen herauszukommen, und wenigstens zwei bis drei Monate sorgenlos bei dem verehrten Freund verleben zu können!

Die Villa, die Wiegand nun bewohnte, war reizend gelegen. Er konnte seiner Neigung gemäß so zurückgezogen leben wie er wolle.

Von vorne war die Villa meistens verschlossen, da der Günstling des Königs von Freund und Feind mit Bittschriften und Gnadengesuchen bestürmt wurde. Die Freunde hatten Zugang vom See aus. Man konnte mit einem Kahn direkt in den Garten einfahren, aber auch dieser Weg wurde von dem Hausdiener Max, der von Wien aus mit übergesiedelt war, treulich bewacht. Niemand durfte passieren, der von Max nicht als ungefährlich, das soll heißen, als nicht zudringlich, erkannt war. Gewöhnlich entstand ein größerer Wortwechsel, der erst endigte wenn Wiegand einen prüfenden Blick vom Fenster aus auf den Eindringling geworfen, und dann Max zurief: „Dieser Herr, oder auch diese Dame, darf passieren."

Der Verkehr mit dem jungen König war ein idealer. Alles Banale war ausgeschlossen; Wiegand verlebte glückliche Zeiten im Umgang mit dem jungen Monarchen, dessen Verehrung für ihn so groß war und dessen Munifizenz alle Sorgen von ihm fern hielt. Kein Titel, keine Funktionen, keine Art von Verpflichtungen waren ihm auferlegt er war frei — ganz frei. Der junge König war für den Künstler ein Geschenk des Schicksals, das dieser nach seinem vollem Werte zu würdigen wußte. Daß es an Neidern nicht fehlte, und daß von allem Anfang an, gegen den Willen des Königs, der für so viele unerfreulich war, agitiert wurde, hatten die Freunde des Meisters erwartet; wie schnell aber die Kabale arbeitete, war für Viele dennoch überraschend.

In den ersten Junitagen hielt die ganze Familie Berkow ihren Einzug in der schönen Villa am See, nahe beim Königsschloß. Der Verkehr, den der Monarch bis jetzt mit Wiegand unterhalten hatte, erlitt dadurch keinerlei Einschränkung, im Gegenteil, er wurde nur noch anregender und häufiger. Der Fürst empfing die Gäste seines Freundes in ungezwungener Weise, und erfreute sich an den wundervollen Klaviervorträgen, die Hans von Berkow auf des Königs Wunsch hielt, das einzig schöne Spiel des Künstlers, der alles, was man von ihm auch zu hören wünschte, stets in den Finger hatte, machte einen großen gewaltigen Eindruck auf den musikalisch feingebildeten Monarchen.

Es waren schon einigen Wochen verstrichen, seitdem die Berkows bei Wiegand zu Besuch waren. Man frühstückte, so oft das Wetter es gestattete, im Garten am See, unter einer großen Blutbuche. Die Post, die mit

der des Königs eintraf, wurde stets von einem Diener herübergebracht. Unsere kleine Gesellschaft hatte sich eben zum Frühstück in den Garten begeben, als die Post ankam, die Hans verschiedene Briefe brachte, welche wie es schien, keine angenehmen Nachrichten enthielten.

„Du bist verstimmt, Hans, was ist dir, hast du schlechte Nachrichten erhalten?“ frug Wiegand teilnehmend den jungen Freund.“

„Ach, Hans nimmt immer alles so tragisch! Er ist unbefriedigt in seiner Stellung und macht daher sich und anderen das Leben zur Qual “erwiderete Cari an seiner Stelle.

„Cari, du bist ungerecht, ich wüßte nicht, daß ich dich jemals irgend etwas Unangenehmes in meinem Beruf hätte empfinden lassen. Ich nehme so viel wie möglich alle Sorgen auf mich und suche deinen Neigungen und Ansprüchen so viel ich nur irgend kann, gerecht zu werden; daß mir dies nicht immer gelingt, ist für mich ein Unglück, das ich aufrichtig bedaure“ erwiderte Berkow.

„Haben Sie Geduld, beste Freundin, tröstete Wiegand, das wird sich jetzt alles ändern. Ich habe mit Majestät schon darüber gesprochen, daß es wünschenswert wäre, eine Kraft wie Hans an unser Hoftheater zu fesseln. Sie wissen aber: „Gut Ding will Weile haben,“ nur nichts überstürzen.“

„Daran kann ich nicht glauben, das wäre zu viel des Glücks für mich, es wäre zu ideal, immer mit Ihnen vereint, teurer Meister, zu leben! Sie glauben nicht, wie ich mich darnach sehne, aus diesen alten drückenden Verhältnissen herauszukommen und hinein in den vollen Genuß des

Lebens! Leben, Schaffen und Genießen. Das ist mein Wahlspruch! rief Frau Cari! — —

„Ich kann dein Leben nicht so elend, so verkümmert finden, wie du beliebst es dem Freunde jetzt darzustellen, protestierte Berkow. Wie dem aber auch sei, glaube mir, Liebster, auch ich wäre dir innig dankbar, wenn du nach dieser Richtung hin etwas für mich tun könntest. Ich leide ja weit mehr als meine Frau unter den jetzigen Verhältnissen."

„Sei versichert, Hans, daß ich für dich tun werde, was ich kann, um dich hierher an das königliche Theater zu bringen. Ganz abgesehen davon, daß ich niemand wüßte, der besser für diese Stellung paßte, und dem ich lieber meine Werke anvertrauen würde wie dir — so möchte ich schon den Freund und — auch die Freundin nicht entbehren" sagte Wiegand mit Emphase.

„Habe Dank für deine Güte, ich werde versuchen dein Vertrauen zu rechtfertigen. Jetzt aber erscheint es mir an der Zeit, daß ich mich in das Schloß verfüge, Majestät hatte die Gnade mich für heute früh zu einem Klaviervortrag zu befehlen; wie du siehst, bin ich schon in full dress."

„Gut, deine Frau und ich geben dir das Geleite, sagte Wiegand, wenn Sie, liebe Cari, damit einverstanden sind."

Alle drei machten sich auf den Weg durch den sonnendurchglühten Park. Niemand sprach ein Wort, jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. So kamen sie vor dem Schlosse an. Hans folgte dem Lakaien, der ihn sofort zum König führte.

Wiegand und Cari traten den Rückweg an. Es

war sehr heiß geworden, die Sonne stand hoch am Himmel. Beide lenkten ihre Schritte nach dem nahen Wald, denn die Sonnenglut am See war unerträglich. Sie hatten bis jetzt kaum ein Wort gewechselt. Plötzlich blieb Wiegand stehen, sah Cari mit einem durchdringenden Blick an und sagte:

„Eine Frage drängt sich mir immer und immer wieder auf die Lippen und reizt mich zu unausgesetztem Grübeln, sie quält mich, weil ich die Antwort nicht finde. Wollen Sie sie mir geben? Cari, sind Sie glücklich?"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, ob Sie in Ihrer Ehe mit Hans das gefunden haben, was man Glück nennt; oder hat unsere alles aufgrabende und alles durchwühlende Zeit auch Ihr Glück bedroht?"

„Ich kann Ihnen darauf nicht antworten."

„Ich kann Sie nicht für glücklich halten aber ich möchte Ihnen, Cari, das höchste, das reinste Glück gönnen. Wollen Sie mir nicht vertrauen? „Cari schwieg und lehnte das Haupt müde zurück.

„Was tut das? Auf das Glück kommt es nicht an, es kommt nur darauf an, nicht unglücklich zu sein und sein Unglück so zu tragen, daß es uns nicht erniedrigt, still und einfach. Es ist so jammervoll, bedauert zu werden, das könnte ich nie ertragen."

„Sie sind eben kein kleinliches, kein gewöhnliches Menschenkind, Sie sind ein herrlicher Frauencharakter. Warum habe ich Sie nicht früher gekannt?

„Wie ich bin, ist nicht mein Verdienst, wir müssen so sein, wie unsere Natur ist." —

„Ich beneide Sie, ob dieser Klarheit Ihrer Seele.

Ich habe noch niemals eine Frau gekannt, die mich so angesprochen, deren Charakter so dem meinen verwandt war. Oh Cari, wie glücklich könnten wir sein, wenn das Schicksal uns nicht grausam trennte! Aber eine räumliche Trennung darf es für uns nicht mehr geben, kann ich Sie auch niemals besitzen, so will ich doch die gleiche Luft mit Ihnen atmen, so will ich sehen und wissen, daß Sie an meinem Schaffen Anteil nehmen! Würden Sie gern nach M. kommen und mit mir zusammen leben? Und glauben Sie, daß auch Hans sich in seiner neuen Stellung glücklich fühlen würde?"

„Ich kann mir solch ein Leben zu dreien nicht gut denken. Ich vertraue aber Ihnen und weiß, daß alles, was Sie bestimmen, für uns das Richtige sein wird, darum blicke ich voll froher Hoffnung in die Zukunft; auch ich will glücklich sein, wenn diese Zukunft für uns eine gemeinsame sein wird."

„Cari, ist das wahr — ich bin Ihnen also nicht gleichgültig? Haben Sie Dank für dieses Wort? Lassen Sie mich handeln, es muß zu unser aller Glück ausschlagen! — — — —"

Hans kam sehr spät aus dem Schloß zurück. Der König war von seinem Spiel entzückt und verlangte immer noch mehr zu hören.

„Das ist ein gutes Zeichen, meinte Wiegand; ist der König so von dir eingenommen, so fällt es mir um so leichter deine Berufung durchzusetzen.

Schon am anderen Tage war Hans abermals zum König befohlen, und dieses Mal schon kam er mit der frohen Botschaft heim, daß schon alles geordnet und daß Majestät ihm geradezu gesagt, er wünsche ihn sowohl wie

Wiegand stets in seiner Nähe zu haben. Damit aber keinem der anderen Kapellmeister zu nahe getreten würde, so sollte er, Hans, als „Kapellmeister im außerordentlichen Dienst“ angestellt werden und zwar schon vom 1. Oktober an.

Natürlich war große Freude über diese gute Botschaft. Es wurde nun beschlossen, daß man in der Stadt eine große gemeinsame Wohnung nehmen wollte, und daß Hans, sobald das königliche Dekret unterzeichnet, nach Berlin reise, seine Stellung dort aufgäbe, den ganzen Umzug bewerkstellige, und dann sofort nach M. übersiedele. Cari hingegen sollte mit den Kindern gleich hier bleiben, damit sie und die Kinder solange als möglich den herrlichen Aufenthalt am See genießen konnten.

Wenige Tage später unterzeichnete Hans von Berkow seinen Kontrakt mit der königlichen Intendanz, und schon am 1. Oktober trat er seine neue, einflußreiche und verantwortungsvolle Stellung an. —

Wiegand hatte mit Berkows zusammen eine große elegante Wohnung bezogen, und von nun an waren die drei unzertrennlich. Hans hatte im Theater viel zu tun, für den Winter war ihm aber ein längerer Urlaub zugesichert, den er für Konzertreisen verwendete, und so war es ganz natürlich, daß Cari und Wiegand wochenlang allein zusammen in ihrer gemeinsamen Wohnung hausten.

Gleich nachdem Hans nach Hause zurückgekehrt, machte er sich mit allem Eifer daran, endlich das lange geschmähte Schmerzenskind des Meisters, sein großes, noch nie aufgeführtes Liebesdrama, auf Wunsch des Königs einzustudieren.

Das Künstlerpaar Schnarr war für die Titelrollen ge-

wonnen und Hans von Berkow hatte die Direktion übernommen. Da die Vorbereitungen in dem täglich spielenden Hoftheater häufigen Störungen ausgesetzt gewesen waren, wurde Wiegand das zweite Theater zur ausschließlichen Benutzung eingeräumt. Der Komponist war, von Cari begleitet, in allen Proben anwesend; sie saßen meistens zusammen in einer kleinen Orchesterloge, währenddem Hans sich mit Orchester und Sängern abmühte. Die kluge geistreiche Frau hatte es Wiegand gewaltig angetan.

Und jetzt, als es nun endlich so weit war, daß dieses Wunderwerk der Welt offenbart werden sollte, war Cari ganz allmälig an den Platz von der gerückt, für die es geschaffen — die den Meister dazu begeistert hatte. Alle, Hans ausgenommen, wußten, wie tief, wie leidenschaftlich Wiegand Berkows Frau zugetan war. Cari wich auch nicht von seiner Seite und teilte mit ihm die vielen Huldigungen, die ihm dargebracht wurden.

Der Andrang um Eintrittskarten war ein gewaltiger, und der Raum im Orchester ein sehr beschränkter, da das Orchester auf Wunsch des Meisters, dem Werk entsprechend, vergrößert wurde. Hans, auf das heftigste erregt, und von allen Seiten geplagt und gereizt, kam gerade dazu, als auf der Bühne mit dem Intendanten wieder hin und her beraten wurde, wie mehr Plätze zu schaffen möglich wäre. Nach der Ansicht des Intendanten mußte dem Orchester Raum entzogen werden, um noch eine weitere Reihe Sperrsitze zu schaffen; darauf wollte sich Hans von Berkow nun durchaus nicht einlassen, und in seinem Eifer, in seiner Erregung, entschlüpfte ihm eine unglückliche Äußerung, deren Tragweite

er im Augenblick nicht berechnete, und der sich, trotzdem sie im intimen Kreise ausgesprochen war, die Presse mit sichtbarer Sensation sofort bemächtigte und als Tagesereignis mit vielem Wohlbehagen breit trat. Die gute Stadt gab sich den Anschein einer Aufregung, die vollkommen überflüssig war. Die ganze Stimmung hatte etwas Krampfhaftes, künstlich Hervorgerufenes. Man steigerte sich auf den Bierbänken gegenseitig noch mehr hinein; man vermehrte das Wörterbuch der unparlamentarischen Ausdrücke an dem, wie man behauptete, Hans von Berkow arbeiten sollte, durch Originalbeiträge, welche selbst einen Jakob Grimm in Verlegenheit gesetzt haben würden; kurz, jeder gebärdete sich, als ob er sich selbst getroffen fühlte, — eine Anmaßung, die hier wirklich am unrechten Platze war! Natürlich trug dieses Intermezzo nicht dazu bei, Hans von Berkows Stellung angenehmer zu gestalten.

Endlich waren dank der Energie des Dirigenten alle Hindernisse überwunden und der Tag der Aufführung konnte festgesetzt werden. Aus Nah und Fern waren die Freunde des Meisters herbeigeeilt — auch an Feinden fehlte es nicht, und diese erhofften bis zum letzten Moment eine Absage, welche dann die Meinung, es sei überhaupt unmöglich das Werk aufzuführen, glänzend rechtfertigen sollte. Allein die Vorkehrungen waren so getroffen, daß das Werk endlich zum Siege geführt werden mußte.

Die Generalprobe, die in Kostümen bei glänzend beleuchtetem Hause in Gegenwart des Königs und mehrerer hundert Eingeladenen stattgefunden hatte, war glänzend verlaufen. Sie hatte nicht nur den Beteiligten, sondern auch allen denen, die das Glück hatten, diesem wahrhaft kulturhistorischen Ereignis beizuwohnen, die Überzeugung bei-

gebracht, daß jede Schwierigkeit überwunden, und daß die Legende von der Unaufführbarkeit dieses Werkes — Lüge war.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten.

Am Nachmittag des ereignisreichen Tages erschienen Maueranschläge, die der enttäuschten Menge meldeten daß wegen plötzlicher Heiserkeit der Heldin die Aufführung verschoben sei.

Die Tragweite dieser Heiserkeit war an diesem Tage eine unglaubliche. Plötzlich eingetretene Heiserkeiten hat es zwar stets gegeben und wird es geben solange es Sänger und Sängerinnen gibt. Die Anzahl der durch Heiserkeiten verschobenen ersten Opern-Aufführungen ist auch bereits Legion. An sich hatte dieser Vorfall also weder etwas außergewöhnliches, noch verdächtiges, noch gefährliches. Im vorliegenden Fall kam er jedoch sehr unangenehm und störend.

Die Gegner bemächtigten sich nämlich dieses Zwischenfalles mit Geschick und knüpften daran die phantasiereichsten Intriguen. Das alte Märchen von der Unausführbarkeit der Partitur, das durch die Generalprobe vernünftigerweise schon für immer hätte vernichtet sein müssen, tauchte unvernünftigerweise wieder auf; anderer kühnen Kombinationen garnicht zu gedenken.

Da vorderhand noch niemand wissen konnte, wie lange diese Heiserkeit anhalten würde, suchte sich jeder auf seine Weise zu trösten.

Hans von Berkow, der Unermüdliche, Unerschöpfliche teilte freigebig von seinen musikalischen Schätzen mit, was die Freunde hören wollten. Auf seinem Flügel

lag immer das Neueste der musikalischen Literatur, und in seinem Kopfe steckte alles übrige, was nicht auf dem Flügel lag. In der riesenmäßigen Technik und Ausdauer stand er seinem großen Meister Littof gleich, im Gedächtnis übertraf er ihn.

Am Nachmittag fuhr man hinaus nach der Villa am See, wo Wiegand und Cari weilten. Hier war man in der Heimatwelt der deutschen Sage und musikalischen Poesie, deren Wunder er so tief erschlossen. Berkow saß auch da am Klavier, um Fragmente aus den neuesten Kompositionen des Meisters vorzutragen, zu denen dieser meistens sang.

Endlich vier Wochen später war es so weit; die Heiserkeit von Frau Schnarr war gehoben und jetzt stand nichts mehr im Wege, das so lange verkannte Meisterwerk dem Publikum vorzuführen. Die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen, die sich die Freunde damals bei jener unglücklichen Absage, trotz aller Zweifelnden und aller Unglückspropheten, mit Zuversicht zuriefen, hatte sich dennoch erfüllt, und zwar über aller Erwarten glänzend erfüllt! Der Erfolg, den das lange geschmähte Werk errungen, war eine vollendete Tatsache. Er war so zweifellos und so vollständig, wie er jedem Werke zur Ehre und zum Ruhme gereichen würde — aber im vorliegenden Falle, — wo seit Jahren alles getan wurde, um diesen Erfolg unmöglich zu machen, und wo anderseits die Art so neu, die Kunstsprache so verschieden von dem bis dahin gehörten, so daß ein mehr als gewöhnliches Verständnis dazu gehörte, um es in seiner ganzen Größe zu begreifen — bedeutete er noch weit mehr. Man durfte daher diese endliche Aufführung getrost ein kunstgeschicht-

liches Ereignis nennen. Dieses Faktum war nun allerdings nicht zu leugnen, man suchte es aber auf das möglichst kleinste Maß zu beschränken, man suchte es ins Lächerliche zu ziehen, eine große Berliner Zeitung behauptete sogar unter anderem, die Aufführung habe „in Gegenwart der bewaffneten Macht“ stattfinden müssen. Da aber alle derartigen Bemängelungen dem Werke hinfort nichts mehr anhaben konnten, und der Sieg ein so vollkommener war, so suchte man zu beweisen, daß dieser Erfolg nur der trefflichen Aufführung, nicht aber dem Werke selbst gegolten habe.

Hier hat sich wieder einmal deutlich gezeigt, daß der gesunde Sinn des Publikums richtiger empfunden hatte als der bewaffnete Verstand vorgeblicher Kenner.

Als der Vorhang gefallen war, frugen sich Viele — ob sie im Theater? Sollte man applaudieren, hervorrufen? Man tat es um die Künstler zu ehren, die hier eine unvergleichliche Aufgabe gelöst; man tat es um den Meister zu feiern, dessen unerschöpflicher Geist dieses wunderbare Kunstwerk geschaffen. Aber die weihevolle Stimmung, die sich fast aller bemächtigt hatte, widerstrebte dieser lärmenden Kundgebung.

Das Haus war längst für alle drei Abende ausverkauft, leider nicht ausschließlich für wohlgesinnte Elemente. Daß es sich hier um ein Ereignis von europäischer Bedeutung handelte, mußte jeder zugestehen.

Um jede unliebsame Störung zu vermeiden, wurden die Galerieplätze nur mit Vorsicht verteilt. Das niedere Volk war so oft aufgestachelt worden gegen den Dichterkomponist, so daß man, um das Fest, denn ein solches war diese erste Aufführung, nicht zu stören, ganz besondere Maßregeln getroffen hatte.

Schlag 6 Uhr betrat der junge Monarch die große Mittelloge. Trompetenfanfaren und Paukenwirbel begrüßten ihn, und gaben dem freudigen Dank Ausdruck, den man der Majestät zollte, da alle Freunde und Verehrer sich sagten, daß ohne des Königs Huld man noch lange auf dieses freudige Ereignis hätte warten dürfen.

Die Aufführung war in jeder Hinsicht vollendet; die Aufnahme eine begeisterte. Trotzdem der König anwesend, mußte nach jedem Akte der Vorhang unter rauschendem Beifall sich mehrmals heben; als gegen 11 Uhr sich der Vorhang zum letztenmale senkte, brach das Haus in enthusiastischen Jubel aus. Alle Mitwirkenden mußten nocheinmal erscheinen, selbst Wiegand konnte sich dem immer mehr anschwellenden Applaus und Rufen seines Namens nicht entziehen, er mußte dem Wunsche Gehör geben und auf der Bühne erscheinen.

Es war in der Tat — das fühlten auch die Fernstehenden — ein großer Moment, ein Abschnitt Musikgeschichte, den man mit erlebt hatte. Der Hervorruf des Meisters war diesmal der Ausdruck innigen Dankes der lebhaft ergriffenen Zuhörer, sie wollten alle den Dichterkomponisten von Angesicht zu Angesicht sehen, nach dem sie durch ihn fast fünf Stunden in gespannter Teilnahme erhalten waren.

Auch die zweite Aufführung, die drei Tage später stattfand, war in ihrem Gesamtverlauf ein Triumph für das Werk, seinen Schöpfer, und die Ausführenden. Auch sie fand abermals in Anwesenheit des Königs statt.

Der Sieg, der errungen, war somit ein vollkommener, ein durchschlagender. Endlich war der Welt bewiesen, daß der Meister sich nicht getäuscht, daß er seine großen

Ziele erreicht, daß der Glaube an sein Ideal ihn nicht betrogen.

Das Opernideal von Richard Wiegand ist seiner Zeit mindestens um ein Menschenalter vorausgeeilt; es ist klar, daß er, als er es schuf, damit isoliert stand, und auf ein allgemeines vollständiges Verständnis nicht rechnen konnte. Aber es zeugte von der unbegreiflichen Kurzsichtigkeit seiner Gegner, daß sie die Tragweite, welche dieser gewaltigen Initiative Wiegands innewohnte, so vollständig verkannten, daß sie glaubten, er zerstöre die Wege zur Weiterentwickelung der dramatischen Kunst, die er ihnen doch umgekehrt erst neu eröffnet hat!

* * *

Die Liebe, die in diesem Drama als unausweichliches Schicksal auftritt, und mit zwingender Gewalt die Herzen bindet, welche als eine Urgewalt, auch die Stärksten, die Unbezwinglichsten überwältigt und mit ihrer höchsten Macht alle umstrikt, — die Liebe hat ihre Allgewalt auch den Meister selbst empfinden lassen, und Unheil und Herzeleid über dessen treusten Freund gebracht.

Die Jubeltöne waren verklungen, die Freunde und Verehrer des Meisters waren heimgekehrt, draußen am See war wieder Ruhe und Frieden eingezogen. Berkow allein gönnte sich keine Ruhe, unermüdlich waltete er seines Amtes und kam nur selten hinaus, Gattin und Freund zu besuchen.

Unbeschränkt war der Verkehr zwischen Wiegand und Cari, und so kam es denn, wie es anders nicht hatte kommen können.

An einem herrlichen Sommerabend, als die Sonne blutrot in den stillen See getaucht, und die Beiden ganz

allein in den ſtillen Wald hinein gewandert waren, ungeſtört von jedem Lauſcher, da geſchah es, daß ihre Seelen ſich vermählten. Ganz tief im Walde lag ein kleines Haus, das einſt ein König erbaut, dem dorthin ein Weib gefolgt, das er abgöttiſch geliebt. Die Pracht, die einſt dort für die Geliebte verſchwendet wurde, war verblichen; Wiegand liebte es, dort Stunden zu verträumen, heute zum erſten Male war ihm Cari dahin gefolgt.

Im Häuschen zog er ſie an ſeine Bruſt und bedeckte die geliebte Frau mit Küſſen. Es war eine unbezwingbare Leidenſchaft, die über Beide gekommen war, die nicht nach Schuld und Unrecht fragte. Und wenn die Welt in Brüche ging, ſie konnten nicht mehr von einander laſſen!

Von nun an war das Ziel all ihrer Wanderungen dieſes kleine Gartenhäuschen; ängſtlich verbargen ſie das Geheimnis jedem dritten. An die Vergangenheit hatte keiner von Beiden gerührt, ebenſo wenig wurde der Zukunft gedacht; nur dem Augenblick lebte man, die Zukunft konnte ja doch nur Leid und Kummer bringen.

In dieſes glückliche Idyll fiel ein tiefer Schatten. Ganz unerwartet traf eines Morgens die telegraphiſche Nachricht aus Waldau ein, daß Schnarr, der Träger der Titelrolle in Wiegands Liebesdrama, plötzlich und unerwartet geſtorben ſei. Froh und wohlgemut, ohne an eine längere Trennung zu denken, hatte Schnarr nach der Première in M. Abſchied von Wiegand genommen, denn ein baldiges Wiederſehen war ihm ja gewiß. Auf der Straße trennten ſich die Freunde — wie bei einem gewöhnlichen Gutenachtſagen; am andern Morgen war der

Sänger nach Waldau zurückgekehrt — kaum acht Tage später lief die Trauerkunde ein! Wiegand reiste sofort mit Hans von Berkow nach Waldau, um dem Meistersinger die letzte Ehre zu erweisen, aber sie kamen leider zu spät — die Leiche hatte noch vor der festgesetzten Zeit der Erde übergeben werden müssen!

Im hellen Sonnenschein jubelte die Stadt dem Empfang der aus allen Gauen Deutschlands zusammengeströmten Sänger entgegen, da in Waldau gerade ein allgemeines deutsches Sängerfest gefeiert wurde, währenddem der Eine, der große gottbegnadete Künstler für immer verstummt war. Noch am gleichen Tag verließen Wiegand und Berkow Waldau, und kehrten tieftraurig in ihr Heim zurück.

Der Sommer verging Cari und Wiegand wie ein schöner Frühlingstraum. Sie blieben solange wie möglich in der verschwiegenen Villa am See. Erst als das letzte Laub und der erste Schnee gefallen, kehrten sie nach der Stadt zurück. Hans rüstete bereits wieder zu neuen Konzertreisen, und so waren die Beiden sich wieder allein überlassen.

Im April des nächsten Jahres wurde Hans von Berkow ein Töchterchen geboren, das den Namen Isolde erhielt. — —

Vierzehntes Kapitel.

Zittof hatte nach der Niederlage, die seine Oper dank der Machinationen seiner Feinde und Neider erlitten, Bernhardsburg verlassen mit dem festen Vorsatz nie wieder dahin zurückzukehren. Im tiefstem Herzen grollte er seinem fürstlichen Freunde, daß er ihn nicht besser geschützt, daß er ihn der Kabale preisgegeben.

Zunächst war er mit Sofie Mautner, seiner Lieblingsschülerin, nach Pest gefahren, und hatte dort in einem stillen Pfarrhaus ruhige Wochen verlebt, von allem abgeschieden, was ihn an die Welt, ihren Hader und ihre Mißgunst erinnern konnte.

Aus Rom kamen abwechselnd gute und auch wieder schlimme Nachrichten, die ihn stets verstimmten.

Er hoffte so sicher auf die baldige Rückkehr der Fürstin! Von Woche zu Woche dachte er sie endlich wieder zu haben, aber immer und immer wurde der Termin hinausgeschoben. Um sich das peinliche Warten zu verkürzen, revidierte er seine Manuskripte und bestellte sein Haus.

Er ahnte, daß ein neuer Lebensabschnitt ihm bevorstand, er hoffte aber immer noch, ihn an der Seite der langjährigen Freundin zu beginnen.

Sofie, seine treue Begleiterin, ließ es an Liebe und Sorgfalt für den verehrten Meister nicht fehlen. Sie war immer um ihn und stets bereit, sich ihm zu widmen; allein ihm fehlte die starke Geistesgenossin und das eigentliche Heim.

Doch auf die Dauer hielt es sein nie rastender Geist in dieser Einsamkeit nicht aus. Auch hier, wie überall hatten sich wieder Schüler und Schülerinnen um ihn gesammelt, und Littof sah sich veranlaßt, wieder mit seinen musikalischen Matineen, die in den Annalen des Budapester Künstlerlebens eine hervorragende Stelle einnehmen, zu beginnen.

In dem stillen aber großen Hause des Abtes, dessen Gastfreundschaft er mit Sofie genoß, hatte Littof eine sehr schöne Wohnung mit einem großen Salon, der zu musikalischem Zweck gut geeignet war, inne. Jeden Sonntag fand sich dort, so wie früher auf der Hochburg in Bernhardsburg, eine glänzende Gesellschaft ein.

Die ganze Aristokratie war natürlich dabei vertreten, herbeigelockt, nicht nur durch die Schüler des Meisters, sondern hauptsächlich in der Hoffnung, ihn selbst zu hören, da er zu jener Zeit noch gern die Gaben seines herrlichen Talentes mit königlicher Freigebigkeit ausstreute.

Gewöhnlich ließ er erst einiges von seinen Schülern vortragen, oder auch von fremden Künstlern, die sich zufällig auf der Durchreise in Pest aufhielten, und natürlich es niemals unterließen dem großen Künstler ihre Aufwartung zu machen, manchmal spielte er auch vierhändig, mit einem oder dem andern, selbst mit solchen, die wenig

musikalisch waren, und neben den andern nicht zu glänzen vermochten.

Waren Sänger oder Sängerinnen zugegen, so war es der Meister, der für gewöhnlich selbst das Akkompagnement übernahm, und zum Schlusse krönte er gewöhnlich das Fest mit seinem eigenen unvergleichlichem Spiel.

Littof, der sein ganzes langes Leben hindurch stets bereit war Mitmenschen zu helfen, ihre Leiden zu mildern, und für sie einzutreten, wo er nur konnte, gab natürlich auch jetzt wieder keine abschlägige Antwort, als er gebeten wurde, ein Wohltätigkeits-Konzert zu arrangieren und unter seinen Schutz zu nehmen.

Außer andern Schülern hatte der Meister auch eine russische Gräfin, die gerade nicht zu seinen begabtesten Schülerinnen gehörte, bestimmt, in diesem Konzert zu spielen.

Die Gräfin war beglückt darüber und hatte mit Freuden zugesagt, die G-moll Ballade von Chopin zu spielen, die sie an einem der letzten Sonntage mit vieler Bravour und großem Elan zur vollen Zufriedenheit des Meisters gespielt hatte.

Am Konzertabend fand sich ein glänzendes Publikum zum Konzert ein. Die Gräfin, in einer eleganten Toilette, erschien am Arme Littofs, welcher in dem für die Künstler reservierten Raum dem Publikum gegenüber Platz nahm.

Die Gräfin wurde bei ihrem Erscheinen auf dem Podium mit Applaus empfangen, und sie fing an die Ballade zu spielen — natürlich auswendig. Alles ging recht gut bis zu einer gewissen Stelle, da — zögerte sie und blieb stecken. Tiefaufatmend beginnt sie aufs neue,

das Publikum, das ihre Verlegenheit gewahrte, ermunterte sie durch wohlwollenden Beifall. Doch an der gleichen Stelle stockte sie zum zweiten Male — Totenbleich erhob sie sich vom Stuhle.

Der Meister, der äußerst gereizt diesen ganzen Vorfall verfolgt hatte, rief ihr in flammendem Zorn gebieterisch zu: „Sitzen bleiben!“

Sie setzte sich wieder, und inmitten einer schwülen schier unheimlichen Stille fängt sie das unselige Stück zum dritten Mal an. Und abermals verließ sie das Gedächtnis. Mit verzweifelter Anstrengung hascht sie nach dem Schluß und schließt das Stück mit einem Tongewirre der unerhörtesten Dissonanzen.

Der Meister war außer sich, und als er die Gräfin später zu ihrem Wagen führte, sagte er ihr unumwunden seine Meinung. Seine Geduld war durch vielfache Extravaganzen der Dame erschöpft. Und da er sich nun überzeugt hatte, daß der Gräfin das Zeug zur echten Künstlerin vollkommen abging, hatte er auch keine Veranlassung mehr, sich ihrer weiter anzunehmen.

Heimgekehrt verfiel die Gräfin abermals in eine Extravaganz, sie nahm eine große Dosis Laudanum, und verfiel darauf in einen langen und tiefen Schlaf. Man fürchtete für ihr Leben; einige behaupteten sogar, sie sei gestorben, doch erwachte sie wieder. — Der Meister, der ermüdet war durch ihr kindisches Benehmen, verlangte, daß sie Budapest sofort verlasse; allein der ganze Effekt, den dieser Befehl hervorrief, war der, daß sie mit einem Revolver in der Hand bei ihm eindrang, und erst ihn und dann sich erschießen wollte.

Die Kaltblütigkeit Littofs hat ihn und sie vor dieser

Tollheit geschützt. Sie beschwor noch eine theatralische Szene herauf, indem sie dann Littof zu Füßen stürzte, seine Verzeihung erflehte; allein der Meister hatte begründete Ursache, unerbittlich zu sein, sie mußte Pest verlassen.

Um sich an ihm zu rächen, schrieb sie zwei gegen ihn gerichtete Bücher unter falschem Namen, das eine Les memoires d'une Kosaque' und das andere ‚Réponse d'un pianiste', die aber nicht das geringste Aufsehen in der musikalischen Welt machten und das Schicksal ihrer Verfasserin teilten — — — vergessen und belächelt zu werden.

Die ganze Affäre hatte den Meister tief verstimmt und wäre es nicht Sofie gelungen, ihn durch ihr wunderbares Spiel und ihre aufrichtige herzliche Verehrung über das Peinliche hinwegzubringen, er hätte dann Pest ebenso plötzlich wie Bernhardsburg verlassen. So aber sonnte er sich an ihren Triumphen.

Littof sah in ihr stets die erste Pianistin ihrer Zeit und die Einzige, die es ganz verstanden, von ihm ‚dasjenige zu lernen, was sich nicht lehren läßt'. ‚Sie hat singende Hände', sagte er stets von ihr.

In der ungarischen Hauptstadt hatte er noch einen Schüler, den er gleich wie Hans von Berkow zärtlich liebte; es war dies ein junger ungarischer Graf Géza. Dieser junge Magnat hatte das Unglück, durch einen Unfall auf der Jagd seinen rechten Arm zu verlieren; darüber verzweifelt, wollte er mit dem Leben abschließen, allein ehe er zu diesem desparaten Schritt sich entschloß, nahm er sich vor, ein Jahr zu warten. Er wollte versuchen, binnen dieser Frist sich ein Dasein zu schaffen, das ihm sein

Unglück erträglich machen sollte, konnte er das nicht erreichen, so war es dann noch immer Zeit, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Ein begabter Dichter, mit schönem Talent und unbeugsamer Willenskraft, brachte es dieser junge Held dahin, ein Künstler zu werden und zwar ein Künstler von hohem Verdienst.

Durch einen gewissen elementaren Schwung wirkte Gézas Spiel mächtig auf die Zuhörer ein. Er bezauberte sie, riß sie hin, daß sie ihren Augen und Ohren nicht trauten.

Littof hielt große Stücke auf sein Talent, und äußerte sich mehr denn einmal über ihn, indem er sagte: „Keiner von uns kann ihm das nach tun.“ Seine linke Hand hat jede Schwierigkeit spielend überwunden.

Die beiden talentvollen Menschen wetteiferten zusammen, den Meister das Schwere der letzten Zeit vergessen zu lassen. Allein die Trennungsstunde rückte immer näher, und als der Meister eines Morgens aus der Messe heimkehrte, und mit Sofie am Frühstückstisch Platz genommen hatte, überraschte er die junge Künstlerin mit einem Vorschlag, der ihr viele Freude bereitete.

„Sofie, sehen Sie einmal, was ich hier habe, das geht auch Sie an. Der Fürst Hohenzollern schreibt mir und ladet uns beide ein, einige Wochen in Schlesien seine Gäste zu sein. Wollen Sie mich dahin begleiten?“

„Gewiß, lieber Meister, wenn Sie es wünschen,“ antwortete Sofie hocherfreut.

„Ja, mein Kind, ich wünsche es sehr, ich habe mich an Ihre treue hingebende Gesellschaft gewöhnt, daß es

mir schwer würde Sie jetzt entbehren zu müssen, Sie müssen bei mir ausharren bis die Fürstin, meine treue Freundin, Ihre Stelle wieder einnimmt. Ich brauche Liebe, Ihr alle habt mich zu sehr verwöhnt. Sie kommen also mit?"

„Ich bin glücklich, wenn Sie mich mitnehmen, in Ihrer Umgebung kann man stets lernen. Werden wir in Löwenberg viel musizieren?"

„Ich denke ja. Der Fürst liebt die Musik sehr, und interessiert sich für alles Neue, Große und Schöne."

„Wann wollen Sie abreisen, lieber Meister?"

„Ich denke, Ende der Woche. Ich will heute gleich an den Fürsten schreiben, und ihm unser Kommen anzeigen. Ich bin gern da, denn Löwenberg ist schon seit einer Reihe von Jahren ein musikalischer Mittelpunkt von hervorragender Bedeutung. Der Fürst ist ein geistreicher, lebhafter und edelgesinnter Herr, den auf der Welt nur zweierlei zu beseelen scheint. Der Wunsch, seine Untertanen so glücklich wie möglich zu machen — und die Liebe zur Musik. Er erblickt aber auch nur vergnügte Menschen um sich; seine Untertanen vergöttern ihn, und die Tonkunst, die er als Dichter und Musiker geistig durchdringt, hat ihn zu ihrem Liebling erkoren. Er ist selbst Komponist, und ich muß sagen, daß seine Lieder, die er mir mit seiner Komponistenstimme, aber mit hinreißendem Feuer vorgesungen hat, mich wahrhaft ergriffen haben. Doch Sie kennen ja den Fürsten, und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich mich noch immer dort wohlgefühlt habe. Sie waren wohl noch nie zu längerem Aufenthalt dort, — und hatten darum auch nicht die Gelegenheit den Fürsten näher kennen zu lernen?"

„Nein, ich kam am Konzertage selbst an, und mußte in der Nacht wieder abreisen; aber nachdem ich Ihr Es-dur Konzert gespielt hatte, wurde ich sofort zum Fürsten befohlen, der sich mit großem Verständnis über Ihre Komposition aussprach. Zum Abschied schenkte er mir den herrlichen Diamantstern, den ich mit Vorliebe trage."

„Jetzt sollen Sie den Fürsten näher kennen und schätzen lernen, und Sie werden sehen, daß ich Ihnen nicht zuviel von ihm gesagt habe."

Der Abschied von Pest und all den lieben Freunden wurde dem Meister so wie Sofie Mautner sehr schwer. In den letzten Tagen schlich sich ein Ton der Melancholie ein, der allen peinlich war. Littof war in sehr trüber Stimmung, der derzeitige plötzliche Abschied von Bernhardsburg, und die Aussicht, sobald nicht mehr dahin zurückzukehren, fiel ihm jetzt, da er abermals seine Wohnstätte verändern sollte, schwerer, als er es eingestehen wollte. Wie oft wiederholte er den Freunden, wenn er auf jenen unglückseligen Theaterabend zu sprechen kam: „Ich hatte es Peter voraus gesagt, wie es kommen wird, ja, wenn er entdeckt hätte, kahle Häupter wieder zu belauben, so hätte er gewiß mehr Erfolg gehabt, als indem er seine Melodien mit Littof'schen Übergängen spickte. Ich war nie zu etwas Besserem gut, als Andern den Weg zu bahnen, und selbst dies gelingt mir jetzt nicht mehr."

* * *

Ende August kamen Beide in Löwenberg an. Leider empfing sie gleich die betrübende Nachricht, daß der Fürst durch Krankheit ans Bett gefesselt sei, aber Hoffnung habe, dasselbe in den nächsten Tagen wieder verlassen

zu können. Littof, der trotz dieſes bedauerlichen Zwiſchenfalles ſofort in einer längeren Audienz auf die liebenswürdigſte Weiſe empfangen wurde, begann ſchon am andern Tag mit den Orcheſterproben, da er den Fürſten bei ſeiner Geneſung mit einem großen Konzert überraſchen wollte. Er kannte den Geſchmack des Fürſten genau, und wußte, daß dieſer ſich ganz ſpeziell für ſeine Kompoſitionen intereſſierte.

Als Littof bei der erſten Probe den Konzertſaal betrat, empfing ihn ein dreimaliger Tuſch der Hofkapelle, worauf deren Kapellmeiſter ihn mit herzlichen Worten im Namen aller Muſiker begrüßte.

Es tat dem gekränkten Meiſter wohl, bei ſeinem Erſcheinen am Dirigentenpulte mit ſoviel Liebe und Verehrung empfangen zu werden. Seine feinfühlige Seele empfand es ſehr wohl, daß man ihm die Erinnerung an den letzten Auftritt in Bernhardsburg verwiſchen wollte.

Die herrlichen friedlichen Tage, die er dort verlebte, wirkten auch wohltuend auf ſein Seelenleben; ſie hinterließen unauslöſchliche Eindrücke auch ſehr ernſter Art, ſein Geiſt ſchlug jetzt eine tiefere Richtung ein, die ihn ſpäter in die Einſamkeit des Monte-Mario, und dann in die Arme der Kirche führten.

Trotz alledem lebte er aber ein großartiges Leben im fürſtlichen Schloß, und auch hier fehlte es ihm nicht an talentierten Schülern. Das Konzert, das ſich der Fürſt gleich bei Littofs Eintreffen beſtellt hatte, mußte um ein paar Tage verſchoben werden, bis er wieder völlig hergeſtellt war, denn ein Konzert ohne des Fürſten Gegenwart war in Löwenberg eine Unmöglichkeit.

Ganz besonders anregend waren die Abende, die Littof meistens in des Fürsten Privatkabinet mit demselben allein verbrachte. Entweder saß der Künstler am Flügel oder er erzählte dem Freunde aus seiner reichen und interessanten Vergangenheit.

Sofie war sich dann meistens selbst überlassen und wie es in letzter Zeit Littof erscheinen wollte, war sie nicht ungehalten darüber. Seit ungefähr vierzehn Tage weilte auch der junge Cellist Pape als Gast des Fürsten in Löwenberg, und Littof fürchtete nicht mit Unrecht, daß Sofie durch die ungewohnte Einsamkeit und auch Langeweile zu einem Schritte verleitet werden könne, den sie später bitter bereuen würde. Er tat, was er konnte sie davor zu bewahren, allein kein Mensch hat die Macht, in das Schicksal des andern hemmend oder auch fördernd einzugreifen; und so nahm denn auch das Schicksal der Beiden seinen freien Lauf. Littof, mit seinem weiten Blick für die Zukunft, hatte vorausgesehen, daß diese Verbindung nicht zum Heil der jungen Menschen sein würde, und mit aufrichtiger Sorge sah er der Zukunft entgegen ohne tatkräftig einschreiten zu können.

Der Tag war sehr heiß gewesen, am Spätnachmittag hatte ein heftiges Gewitter die Luft herrlich abgekühlt und die ganze Natur erquickt. Der Sonnenuntergang war ganz besonders prächtig, sämtliche Schloßbewohner zog es ins Freie. Littof forderte Sofie zu einem längeren Spaziergang in den aromatisch duftenden Park auf.

Das junge Mädchen liebte diese Ausflüge mit dem Meister allein ganz besonders, denn da ließ sich der ge-

liebte Lehrer gehen und sprach mit ihr über Dinge, die er andern gegenüber unberührt ließ.

Heute hatte sie ihr Weg weiter denn gewöhnlich geführt. Die würzige Luft, der Duft der alten herrlichen Fichten hatten dem Meister besonders wohlgetan. Er war angeregter denn gewöhnlich, vielleicht trug auch ein Brief aus Rom Schuld an dieser gehobenen Stimmung. Er erzählte seiner mit großem Interesse lauschenden Begleiterin aus seinem reich bewegten Leben, von der Fürstin und andern Frauen, mit denen er in Berührung kam. Immer und immer kam er aber wieder auf die Jahre zurück, die er in Bernhardsburg auf der Hochburg mit seiner Freundin verlebt hatte; wie reich und voll an geistigem Austausch und künstlerischem Aufschwung sein Leben an ihrer Seite gewesen sei, da die einzige Frau dem hohen Ideenflug des Künstlers nicht nur folgen konnte, sondern ihn womöglich in noch höhere Weiten lockte.

Es waren nicht nur geistreiche blitzende Gespräche, die sie mit dem Künstler führte, sie drang viel tiefer, sie suchte die Resultate festzuhalten, und dieselben zu gemeinschaftlicher geistiger Arbeit zu verwerten, die dann herrliche Früchte trug.

„Ja, die Fürstin war eine einzige Frau," sagte der Meister, „sie steht mir sehr nahe, ich werde ihrer stets in Dankbarkeit gedenken. Eines meiner besten Werke steht unmittelbar unter ihrem Einfluß. Dantes ‚Göttliche Komödie' hatte ihr individuelles Wesen mächtig ergriffen, und ihre spezifische Kunstrichtung Jahrelang in Atem gehalten. Wenn Sie, liebe Sofie, meine Schaffensperioden verfolgen, können Sie selbst beurteilen, wie groß, wie mächtig ihr Einfluß darauf einwirkte."

„Meine Kompositionstätigkeit, ehe ich die Fürstin kannte," fuhr Littof fort, drängte in allen ihren Hauptzügen zur Programmmusik hin, wie es Ihnen die Klavierstücke meines ersten Bandes der ‚Années de Pélérinage', die Liederübertragungen und endlich die Fantasien über die Opernmelodien beweisen. Später im gemeinsamen Leben mit der Fürstin wurde meine Arbeit eine ernstere, und daß der Virtuose dem Komponisten das Feld räumen mußte, ist lediglich ihrem Einfluß zu danken."

„Die Frauen übten wohl überhaupt einen großen Einfluß aus in Ihrem Leben, lieber Meister?" warf Sofie ein.

„Gewiß, Sie haben recht, und leider war ihr Einfluß nicht immer ein günstiger. Ich hätte ohne sie noch mehr erreichen können. Das Weib ist ein Studium, und zwar ein solches, das man immer aufs neue beginnen muß, denn ein Fortschritt ist in diesem Studium nie zu verzeichnen, und alle Vorstudien, alle Erfahrungen dienen nur dazu, die Einbildungskraft irrezuführen und das Urteil zu fälschen. Und was endlich exzentrische Streiche betrifft, so sind die Frauen einzig auf diesem Terrain. Nie wird ein Mann, der doch zum Kampf mit dem Leben geboren ist, die kühle Verachtung jeder Gefahr so unverhohlen bekunden, wie ein verliebtes Weib, das noch in seiner ersten Jugend steht."

„Haben Sie auch darin große Erfahrungen gemacht? Ach, bitte, erzählen Sie mir."

„Sie wollen wohl auch solche Streiche ausführen? Sie scheinen mir eben in bester Verfassung hierfür" meinte der Meister lächelnd, „und wollen hierzu bei mir in die Schule gehen?"

„Das wissen Sie, lieber Meister, daß ich hierzu

keine Anlagen habe; meine Mutter hat mich viel zu nüchtern, zu ſtreng erzogen. Nein, bei mir hieß es von frühſter Jugend an immer arbeiten, ſtreng arbeiten, nicht rechts, nicht links ſchauen, immer geradeaus den Weg der Pflicht. Ich habe, weiß Gott, noch nicht viel erlebt, und bin darum um ſo begieriger, von andern zu hören."

„Ich habe Ihnen aber kaum etwas zu erzählen, die Welt hat ſich immer viel mit mir beſchäftigt, und mein Leben liegt ziemlich offen da. Daß vor der Fürſtin eine andere Frau mich beherrſchte, iſt Ihnen kein Geheimnis. Ich bin von den Frauen ſehr verwöhnt worden, und habe ja auch meiſtens keinen Widerſtand geleiſtet; ich habe mir darin nichts vorzuwerfen. Die ſchönſten Frauen habe ich gekannt; und da wir beide nun einmal allein ſind, ſo will ich Ihnen eine kleine Epiſode erzählen, die wie ich glaube, nicht viel bekannt iſt. Es war in Paris. Ich verkehrte viel in der Geſellſchaft, und beſuchte faſt alle Abende eines der vielen Theater, in denen man meiſtens viele Bekannte traf, beſonders wenn man einer Première beiwohnte. Einmal im Ambigu-Theater, man gab eben ein neues Stück, das viel von ſich reden machte, ſprach ich während eines Zwiſchenaktes mit einer damals berühmten Perſönlichkeit, als ein auffallend ſchönes Weib an mir vorüber ging, und mich mit ihren Blicken faſt verſchlang. Mein Begleiter blickte ihr nach, und ſagte mit feinem Lächeln zu mir: „Sie ſcheinen die Dame ſehr zu intereſſieren. Kennen Sie die Dame?" „Nein, wer iſt ſie?" gab ich ihm zur Antwort. „Es iſt Madame Dupleſſis, die Sie jedenfalls für ihren Salon gewinnen will." „Was denken Sie!" antwortete ich ihm mit einem gewiſſen Stolz, denn ich war in meinem Innern nicht wenig geſchmeichelt

durch diese Aufmerksamkeit. Was wollen Sie, ich war jung und die Frau sehr schön. Am folgenden Tage erhielt ich richtig den Besuch eines Freundes von Mad. Duplessis, der mich einlud, die gefeierte Schönheit zu besuchen. Damals war Marie Duplessis noch nicht die Kameliendame, die große verhängnisvolle Leidenschaft ihres Lebens hatte sie noch nicht ergriffen. Ich ging natürlich hin sie zu besuchen, und fand die beste Gesellschaft bei ihr. Von da ab war ich ein häufiger Gast in ihren Salons. Als ich Paris verlassen mußte, um wieder nach Bernhardsburg zurückzukehren, wollte sie mich dahin begleiten, allein ich hatte nicht den Mut, sie nach der kleinen Residenz, in die engen Verhältnisse mitzunehmen; denn ich malte mir aus, wie viele Schwierigkeiten ihre Anwesenheit mir dort bereiten dürfte; und so gab ich ihr zu verstehen, daß sie sich in der kleinen Stadt gewaltig langweilen würde. Sie behauptete zwar das Gegenteil, da sie ja eigentlich sehr wenig Zeit dazu hätte da sie erst um 2 Uhr aufstehe, dann spazieren fahre, und die Abende stets in irgend einem Theater verbringe! Endlich konnte ich sie aber doch von diesem Plan abbringen, wir verabredeten für's nächste Jahr ein Zusammentreffen in Pest, und von da eine gemeinschaftliche Fahrt nach Konstantinopel. Ich verließ Paris, und anderthalb Jahre später erfuhr ich ihren Tod. Sie war schon brustleidend, als ich sie in Paris kennen lernte. Sie hatte Herz und Gemüt, und einen gewissen idealen Schwung, den ich gern bei Frauen leiden mag. Dumas hat sie in seinem Roman vortrefflich gezeichnet, er hatte nicht nötig viel hinzuzudichten; sie war durchaus Weib. Diese Reise nach Konstantinopel, auf die sie sich so sehr freute, war eine

jener mit schweren Mühen vermiedenen Etappen, die ich stets bedauert habe. — Denken Sie, liebe Sofie, wie so ganz anders wäre alles gekommen, wenn mich Marie damals nach Bernhardsburg begleitet hätte! Wer weiß ob Dumas jemals seine Kameliendame geschrieben hätte! — Das wäre schade gewesen, ich sah letzten Winter die Barkany in der Rolle in Berlin und muß gestehen, daß mir das Schauspiel sehr gefallen hat."

Unter diesen Gesprächen waren sie nach dem Schlosse zurückgekehrt. Auf halbem Wege kam ihnen ein Diener entgegen, der für Littof einen Eilbrief hatte, der vor einer Stunde etwa eingetroffen war.

Es waren Nachrichten aus Rom. In aller Eile meldete ihm die Fürstin, daß ihre Aussichten vortrefflich seien. Der Papst hatte sie in einen Privat-Audienz empfangen und versprochen, ihre Ehe zu lösen und alle Hindernisse zu beseitigen, die sich jetzt noch ihrem Wunsch entgegenstellten.

„Ich bitte Dich, mein Freund, richte Deine Reise so ein, daß Du am 21. Oktober hier eintriffst, denn am 22., Deinem Geburtstage, soll endlich mein heißester Wunsch in Erfüllung gehen. Wie lange habe ich diesen Tag herbeigesehnt. Ich war nahe daran zu verzweifeln, aber Gottes Allmacht und Gnade hat mein Gebet erhört, ich habe die Gerechtigkeit, die ich gesucht, endlich gefunden. Meine Freunde haben Seiner Heiligkeit die Dinge auseinandergesetzt, und wie nicht anders zu erwarten war, mußte alles zu unserem Heil enden. Die russische Opposition hat mir viel Ungemach bereitet. Ich war aber kurz entschlossen, ohne daß man in der Gesellschaft eine Ahnung davon hatte, war ich beim Papst. „Heiliger

Vater" rief ich aus, indem ich mich auf die Knie warf — Heiliger Vater, hier vor dem Vertreter der Gerechtigkeit Gottes suche ich Schutz und Recht!". Ich stand nicht auf, trotzdem der heilige Vater mich aufforderte mich zu erheben; ich blieb auf den Knieen vor ihm liegen wie vor Gott und schilderte ihm, was ich von Rußland gelitten, wie es mich verfolgt, welch inneres Elend ich erduldet, welche Ungerechtigkeit, welche Schmach ich ertragen! — Es war eine lange Audienz. Endlich sagte der heilige Vater: „Gehen Sie, Fürstin, Ihr Recht soll Ihnen werden." — Mit seinem Segen verließ ich das Gemach. Am liebsten wäre ich nun sogleich zu dir nach Bernhardsburg geeilt, denn schon ein paar Tage später erhielt ich das Dekret mit des Papstes Unterschrift, allein ein alter weltkundiger Würdenträger der Kirche warnte mich, Rom zu verlassen, und darum bitte ich Dich, zu mir nach Rom zu kommen. Unsere Trauung wird dann an Deinem Geburtstage in Santo Carlo in aller Stille vollzogen werden". — So schrieb die Fürstin. —

Hocherfreut ob dieser Nachrichten rüstete der Meister schleunigst zur Abreise. Er verabschiedete sich auf das herzlichste vom Fürsten Löwenberg, dessen innigste Wünsche ihn begleiteten und reiste dann über Paris nach Rom.

So wie es die Fürstin gewünscht, so geschah es. Am Abend des 20. Oktober traf der Meister in der ewigen Stadt ein. Am gleichen Tag hatten aber Verwandte der Fürstin im Vatikan eine Privataudienz.

Am Vorabend seines fünfzigsten Geburtstages empfing Littof und die Fürstin die Kommunion in Santo Carlo, allwo schon der Altar zur Trauung festlich geschmückt war.

Die symphonische Dichtung ‚Festklänge', die der Meister für diese Feier komponiert hatte, war von der päpstlichen Kapelle einstudiert, sie sollte die Feier verherrlichen; die Kerzen schon vorbereitet, kurz, alles war für eine würdige Feier hergerichtet, die am folgenden Morgen um 6 Uhr stattfinden sollte.

Den Abend verbrachten die Beiden gemeinsam beim Pfarrer von Santo Carlo. Man war eben im Begriff sich zu trennen, als um 11 Uhr Abends ein Bote aus dem Vatikan eintraf, der den Befehl von Pius IX. überbrachte, in dem er die Trauung untersagte.

Dieser Erlaß war die Folge der Audienz der Verwandten der Fürstin. Die Gegner der Fürstin hatten gesiegt und ihre Verwandten hatten es erreicht, den Papst umzustimmen.

Dieser unerwartete Schlag warf die unglückliche Frau zu Boden. Ihr Geschick war für immer von dem des Meisters getrennt. Sie wollte sich nicht entschließen, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Sie blieb in der ewigen Stadt. Ihr Einfluß auf Littof war so groß, daß sie den Meister bestimmte, fortan auch seinen Wohnsitz in Rom zu nehmen, der Umgang mit dem Vatikan brachte ihn seiner Jugendschwärmerei wieder näher. Es lag weder Mönchtum noch Effektliebe bei Littof zu Grunde, als er sich entschloß, die niederen kirchlichen Weihen zu nehmen, sondern ein ganz anderes Motiv, ein Gedanke von gewaltiger Tragweite, der, hätte das Geschick ihm dessen Erfüllung gewährt, von größter Bedeutung hätte werden müssen. Pius IX. hatte eine ganz besondere Vorliebe für den Meister, er zeichnete ihn stets aus, und nachdem er ihm in Begleitung zweier Kardi-

näle die große Auszeichnung zu teil werden ließ, ihn in seiner Wohnung auf dem Monte Mario zu besuchen, ging in ganz Rom das Gerücht, daß Littofs Ernennung zum päpstlichen Kapellmeister zu erwarten sei. Daß diese Ernennung gleichbedeutend mit der Reform der Kirchenmusik gewesen wäre, dafür bürgte das Genie und der Charakter des Meisters. Allein die Aussicht auf eine päpstliche Berufung erwies sich als trügerisch, diese Enttäuschung hatte aber ebensowenig Einfluß auf seine jetzt eingeschlagene musikalische Richtung, als wie auf sein Privatleben. Mehrere Jahre blieb er in Rom ohne Deutschland wiederzusehen, trotzdem die Freunde alles versuchten, ihn wieder in ihre Mitte zu ziehen; nur auf den speziellen Wunsch seines fürstlichen Freundes, des Großherzogs, kam er für wenige Tage nach Bernhardsburg, und bewohnte ein letztes Mal die Hochburg.

„Laßt mich ruhen, laßt mich träumen, zwar nicht unter blühenden Mandelbäumen," wie Hoffmann singt, doch getrost und geborgen unter dem Schutze der Madonna del Rosario, die mir diese Zelle gewährt; schrieb er an einen seiner ergebensten Freunde. Die Wunde seines beleidigten Geistes war noch nicht geheilt, er konnte noch immer nicht überwinden, was man ihm in Bernhardsburg angetan. — —

Fünfzehntes Kapitel.

Der junge König hatte den ganzen Winter hindurch, zum Mißfallen der gesamten Hofgesellschaft, die Einsamkeit aufgesucht. Immer mehr zog er sich aus der Öffentlichkeit zurück, immer seltener wurde sein Erscheinen bei Festlichkeiten oder öffentlichen Veranstaltungen. Fest und fester schloß er sich an den Dichter-Komponisten an, dessen Gesellschaft ihm geradezu unentbehrlich geworden war.

Wiegand war wieder einmal zum König gerufen worden, der soeben nach achttägiger Abwesenheit in seine Residenz zurückgekehrt war. Dieser Ruf kam ihm ziemlich ungelegen, er wollte gerade heute den herrlichen Wintertag benutzen und mit Cari hinaus nach dem Waldhäuschen am See fahren, das er für solche Besuche im Winter mit allem erdenklichen Komfort hatte einrichten lassen.

Max, sein Kammerdiener, war schon in aller Frühe mit allerlei guten Dingen vorausgeeilt, um ein üppiges Frühstück herzurichten, das nach der langen Schlittenfahrt die Beiden erquicken sollte.

Hans, der unermüdliche, pflichtgetreue Künstler war gestern wieder auf zwei Tage verreist, und diese Ab-

weſenheit mußte man benutzen. So kam denn der Befehl des Königs Wiegand und noch mehr Cari ſehr ungelegen; allein was war zu tun, dem Rufe mußte unter allen Umſtänden Folge geleiſtet werden.

Wiegand ſuchte Cari in ihrem Boudoir auf, um ihr mitzuteilen, daß vorerſt aus der Fahrt nach dem See nichts werden könnte. Sie lag auf ihrer Chaiſelongue, die mit einem mächtigen Bärenfell bedeckt war. Ihr prachtvolles Haar hing loſe herab bis auf den Fußboden. Das kleine Gemach war mit unglaublichem Luxus möbliert. Die Wände waren mit dickem ſchwerem helllila Atlas bezogen, die Möbel zierlich und fein, alles mit dicken Teppichen, Portièren und molligen Kiſſen. Es war ſo recht ein Neſt zum träumen!

Neben der Chaiſelongue ſtand ein Tiſchchen, das mit Büchern und Broſchüren bedeckt war. Man ſah, daß Caris lebhafter Geiſt hier nicht nur träumte, ſondern ſich ſtets von dem Neueſten unterrichtete.

Der Schreibtiſch glich durchaus nicht einem unbenutzten Damenſchreibtiſch, er war ziemlich groß, faſt zu groß für den kleinen Schmollwinkel, und über und über mit Tagesblättern und Briefen bedeckt. Man konnte ſich davon überzeugen, daß ihre Korreſpondenz eine ſehr ausgedehnte war.

„Kommſt du ſchon, mich zur Fahrt nach dem See zu holen? Ich dächte es wäre noch etwas zu früh?“

„Leider nein. Ich muß dir zu meinem Bedauern mitteilen, daß aus unſerer Fahrt wohl nichts werden wird. Majeſtät iſt heute in aller Frühe zurückgekehrt und wünſcht mich in einer Stunde zu ſprechen. Ich

muß wohl oder übel dem Befehl Folge leisten, obwohl ich lieber mit dir nach dem See führe."

„Wirklich? Mir scheint, du ziehst es vor, Majestät deine Aufwartung zu machen, sonst würdest du nicht so leichten Herzens auf unsere Fahrt verzichten."

„Cari, sei nicht ungerecht, wer sagt denn, daß ich so leichten Herzens verzichte? Aber wenn mein gnädiger Herr ruft, muß ich wohl gehorchen."

„Seit wann bist du denn so loyal gesinnt? Das bist du doch nur, wenn es dir gerade paßt. Sage es nur offen heraus, du hast keine Lust mit mir hinaus nach dem See zu fahren, und da kam dir der königliche Befehl sehr gelegen."

„Wie kannst du nur so reden. Du weißt, so gut wie ich, daß ich schon seit Wochen darnach lechze dich endlich wieder einmal für mich allein ohne Zeugen zu haben, aber sage selbst, was soll ich tun? Ich kann doch dem König unmöglich sagen lassen, ich wolle die Abwesenheit von Herrn von Berkow benützen, um mit dessen Gattin einen Ausflug nach dem Waldhäuschen zu machen;" setzte Wiegand scherzend hinzu. — „Komm sei gut und laß uns die zwei kostbaren Tage nicht mit Zank und Streit verscherzen."

„Ach, du hast ja Recht, Geliebter; aber warum muß dich der König gerade heute zu sich rufen lassen. Ich gönne dich niemand, selbst nicht dem König, hörst du? Ich will dich für mich allein, für mich ganz allein."

Wiegand umarmte Cari herzlich; hob ihr schönes Haar in die Höhe und setzte sich zu ihr auf den Rand der Chaiselongue.

„Ich hoffe, daß wir nicht ganz auf unsere Ausfahrt

verzichten müssen, ich werde alles tun, so schnell als möglich loszukommen. Wir bleiben dann den Abend im Waldhäuschen und kehren erst in der Nacht zurück. Ich werde bei L. für uns beide absagen lassen; einen Grund brauche ich wohl kaum anzugeben?"

„Hans liegt sehr viel daran, daß ich hingehe; er wird zürnen wenn ich ihm sage, daß ich nicht dort war."

„Wann hat es dich je bekümmert, wenn Hans zürnte?"

„Du hast recht, es ist nicht zu ändern, tue was du für gut findest. Es bleibt also dabei, wir fahren später?"

„Sobald ich vom König komme. Ich hoffe, daß er mich nicht wieder ins Gebirg mitschleppen wird; solche Fahrten haben durchaus nicht meinen Beifall."

„Du mußt eben einfach nicht mitfahren. Das kann dir der König doch nicht zumuten, du bist doch nicht dazu da ihn zu unterhalten. Du bist der freie gottbegnadete Künstler, der dem König aus seinem reichen Geistesschatz spendet. Sage dir nur stets, daß du der Gebende — der König der Empfangende ist. Dann nur wirst du den dir gebührenden Standpunkt einnehmen." —

„Du hast recht, Cari — du bist die einzige, die mich ganz und gar versteht und würdigt, ich danke es dir aber auch von ganzem Herzen. Wir dürfen uns nichts vergeben, selbst nicht einer Majestät gegenüber. Und nun adieu, ich will heute pünktlich sein, denn je eher ich zum König komme, je früher kann ich zu dir zurückkehren."

„Lebe wohl Geliebter, vergiß auch nicht unsere Fahrt!" — —

„Wie sollte ich die vergessen, ich freue mich ja so grenzenlos, endlich wieder mit dir ungestört allein zu sein. Auf Wiedersehen!“ — —

Die Türe hatte sich hinter Wiegand geschlossen. Cari drehte sich unmutig gegen die Wand und nahm das während dem Gespräch mit Wiegand ihren Händen entsunkene Buch wieder auf, allein die Lust zur Lektüre war ihr vergangen.

Dieser ewige Herrendienst ist wirklich empörend. Keinen Tag, keine Stunde hat man für sich, immer muß man, Lakaien gleich, bereit sein Majestät zu amüsieren; es ist einfach unerträglich — und Wiegands nicht würdig. Das muß anders werden — so zürnte sie.

Eine wohldurchwärmte Luft durchströmte den kleinen Eksalon, es war sehr gemütlich hier, und Cari fragte sich vergebens, warum sie eigentlich die kalte Fahrt nach dem Waldhäuschen unternähmen, sie hätten doch ebensogut hier in dem kleinen Salon zusammen bleiben können. Allein die Leute! Die Dienerschaft! Was wurde nicht schon alles über ihren Verkehr mit Wiegand gesprochen! Es war eigentlich merkwürdig, daß Hans auch so gar nicht eifersüchtig war, daß er sie so ganz allein bei dem Freunde ließ. Er war eben eine stolze Natur, und ertrug lieber alles stillschweigend, als daß er sich von andern bemitleidet sah. Er mußte es doch längst bemerkt haben, daß ihm ihre Liebe nicht mehr gehörte, daß sie nur noch an Wiegand dachte und daß ihr ganzes Sein und Empfinden einzig und allein diesem gehörte.

Merkwürdig, wie leicht die Männer doch zu hintergehen sind. Sollte Hans wirklich nichts merken? Aber lange konnte dieses Leben zu dreien nicht mehr weiter gehen

„Es ist unerträglich, ich halte es nicht mehr aus," murmelte Cari, als sie sich von ihren Lager erhob, um ihrer Jungfer zu läuten, damit sie sich zur Fahrt rüstete.

„Gnädige Frau haben geklingelt?"

„Ja Marie, richten Sie mir meine dunkelblaue Toilette mit dem großen Pelzmantel, und packen Sie mir in meine Toilettentasche den neuen rosaatlas Schlafrock, der gestern aus Wien kam, ich will mit dem 12 Uhr Zug nach A. fahren, ich kehre in der Nacht zurück. Franz mag mich zur Bahn begleiten, er soll einen Wagen holen."

„Eben kommt Herr Wiegand vom Schlosse zurück, soll der Wagen so lange warten?" fragte die Zofe.

„Ja, wenn ihn der gnädige Herr nicht selbst gebraucht. Eilen Sie sich, damit wir wissen, woran wir sind."

Marie verließ das Gemach, das Wiegand durch eine Tapetentür betrat, die aus seinen Gemächern in den kleinen Eksalon führte.

„Das ging ja schnell, Geliebter, du siehst, ich bin noch nicht einmal bereit zur Abfahrt, aber du sollst nicht lange warten. In einer halben Stunde stehe ich zu Diensten. Ich habe mir deinen Wagen zurückbehalten um damit zur Bahn zu fahren. Gehst du zu Fuß, und wo treffen wir uns?"

„Wie gewöhnlich auf dem Bahnsteig. Nimm dir nur ein Perron-Billet, ich komme mit einem Wagen dich sofort abzuholen. Ich habe einen Schlitten bestellt, bei dem herrlichen Winterwetter und der vorzüglichen Schneebahn wollen wir doch die Gelegenheit ausnutzen und eine Schlittenfahrt machen."

„Ich fahre sofort nach dem Bahnhof und erwarte dich dort."

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später saßen Wiegand und Cari in einem eleganten Schlitten, warm in Pelze und Decken eingehüllt und fuhren nach ihrem Waldidyll.

Max hatte dort für ein gutes Diner gesorgt, ebenso waren die üppig eingerichteten Räume alle hell und glänzend erleuchtet und behaglich durchwärmt. Weiche warme Teppiche bedeckten den Fußboden. In dem kleinen Gemach neben dem schönen vornehmen Speisezimmer sah es urgemütlich aus. Alle Vasen waren mit frischen Blumen aus dem königlichen Treibhause gefüllt; es war ein Frühling mitten im Winter, draußen Schnee und Eis, hier Wärme und Blumenduft. Cari hatte es sich bequem gemacht. Sie hatte ihre elegante Straßentoilette mit dem rosaatlas Schlafrock vertauscht. Wiegand liebte es so sehr, wenn sie sich mit diesen phantastischen reichen Gewändern, die alle nach seiner Angabe und auf seine Bestellung für sie in Wien angefertigt wurden, kleidete.

„Nun erzähle mir, wie war es heute beim König?"

„Ich weiß nicht was ich dir sagen soll. Der König kam mir verstimmt vor; und als ich von meinem Projekt, dem Theaterbau, reden wollte, war er durchaus nicht zugänglich, so daß ich vorgezogen habe davon zu schweigen."

„Das war töricht, denn die Sache eilt, ich fürchte daß unsere Gegner an Terrain gewinnen, indem sie gegen dich arbeiten."

„Der König kam mir heute ganz ausnahmsweise schlechter Laune vor; ich dachte mir gleich daß Etwas ganz besonderes vorgefallen sein müßte; man munkelte in den

Hofkreisen allerlei. Ich hatte beim Verlassen des Schloßes Gelegenheit, mit Herren von Prin, dem persönlichen Adjutanten des Königs, zu sprechen, und der erzählte mir eine prachtvolle Geschichte, ich glaube nur nicht, daß sie wahr ist."

„Laß hören."

„Ich glaube zwar nicht, daß ich die Sache weiter erzählen darf, aber dir kann ich sie ja schon mitteilen. Es scheint, daß der König in seinem neuen Schloße Hoheneppan eine ganz verzwickte Idee zur Ausführung brachte. Er hat sich da in einem Teil des Schlosses ein großes Schwimmbassin einrichten lassen, das mit herrlichen Blumen und Sträuchern umgeben und mit allerlei Lichteffekten beleuchtet wird. Für sich selbst ließ er ein Schwanenritter-Kostüm anfertigen, das er anlegt und dann auf diesem improvisierten See herumgondelt. Er steigt in eine Muschel, die von einem Schwan gezogen wird, und fühlt sich dann ganz als „Gottgesandter".

„Das ist ja unglaublich, wer will denn diese Komödie gesehen haben?" rief Cari erstaunt.

„Ja, Augenzeugen kann ich dir nicht nennen; aber höre weiter. Vorgestern soll der König Frl. Schäffer, die neue Sängerin vom Hoftheater, hinaus befohlen haben, die, hinter einem blühenden Strauch versteckt, ihm ganze Szenen aus dem Schwanenritter vorsingen mußte, währenddem er auf dem See herumgondelte. Als er ans Land stieg, natürlich im Kostüm des Schwanenritters, soll sich ihm Frl. Schäffer zu Füßen gestürzt haben und ihm eine schwärmerische Liebesszene vorgespielt haben, die der König aber falsch auffaßte, nach seinem vertrauten Kammerdiener rief und Fräulein Schäffer vor die Türe setzen

ließ. Faktum ist, daß die Schäffer sich heute krank melden ließ und einen größeren Urlaub verlangte, der ihr auch sofort vom Intendanten bewilligt wurde!"

„Natürlich wieder, ohne dich zu fragen?"

„Was willst du, ich stehe dem Theater doch fern; und der Intendant ist ja schließlich nicht mein Untergebener."

„Insofern wohl doch, daß er ohne dein Wissen und Willen in der Oper nichts unternehmen darf. Dein Wille ist doch der allein maßgebende. Er hat sich doch deinen Anordnungen zu fügen."

„Darin, liebe Cari, gehen deine Ansichten doch ein bischen zu weit. Man muß sich nie unnötiger Weise in Dinge mischen, die man doch nicht zu ändern vermag. Bei dieser Angelegenheit hätte ich Himmel und Hölle in Bewegung setzen können, dieser Urlaub wäre der Schäffer dennoch bewilligt worden, denn der Befehl kam vom König."

„Es ist ja ziemlich gleichgültig. Ich finde die Frechheit von der Schöffer kolossal."

„Sie hat eben versucht sich eine Stellung zu machen, es ist ihr nur nicht geglückt."

„Sie wollte wohl das Regiment einer Pompadour gerne einführen. Du sagtest, wenn ich nicht irre, der König wäre verstimmt gewesen, und deinen Plänen nicht zugänglich."

„Ja es schien mir so. Ich weiß nicht, aber der König kommt mir oft so eigentümlich vor; er starrt vor sich hin und folgt manchmal kaum dem, was ich ihm vortrage. Ein andermal ist er dann wieder Feuer und Flamme für alles, und will mir dann kaum die Zeit lassen, die angefangene Arbeit zu vollenden, so sehr eilt

es ihm, sie kennen zu lernen. Es geht ein düsterer Schatten durch die Königsräume, ich kann mich oft einer geheimen Sorge nicht entschlagen, wenn ich an die Zukunft denke. Dieser edle für alles Schöne sich begeisternde Jüngling würde mir entsetzlich leid tun, sollte auch er dem Schicksal seines Hauses verfallen sein."

„Glaubst du das wirklich? Das wäre entsetzlich."

„Ich habe keine besonderen Anhaltspunkte, allein diese einsamen Fahrten im Hochgebirge, bei der Kälte und den großen Schneemassen, sind doch gelinde gesagt, eigentümlich. Dieses sich fortwährende Abschließen von Andern erscheint mir krankhaft."

„Er soll sich ja da oben im Hochgebirg in seinem Felsenschloß eine wahre Märchenwelt geschaffen haben, in der er lebt. Du hast den König ja neulich bei solch einer nächtlichen Fahrt begleitet, wie war er denn da?"

„Wir fuhren nach Hoheneppan," erzählte Wiegand, „ich im Wagen oder Schlitten des Königs. Mitternacht war längst vorüber, als wir das letzte Dorf erreichten. Dort erwarteten uns die Förster und Führer mit Pferden für das Hochgebirge. Alle schlossen sich uns an. Es war schauerlich schön, mir wurde ganz unheimlich zu Mute, als wir an den schroffen Bergwänden entlang in die Höhe stiegen. Der König ist Alpinist mit Leib und Seele. Während der ganzen Fahrt sprach er mit mir nur über die Schönheit der Alpenwelt, er hat eine Leidenschaft für die Eis- und Firnenwelt der Alpen."

Dabei will der König durchaus nicht mit seiner Kühnheit prahlen, auch unternimmt er solche Ausflüge nicht aus Eitelkeit — oder gar um Akrobatenkunststücke auszuführen, denn er bleibt stets in seinem Schlitten, und

geht nie auf pfadlosen Stellen; er liebt eben diese Alpenwelt, die in ihrer Schönheit wie in ihrem Schrecken gleich großartig ist.

„Es muß ja fast Morgen gewesen sein als Ihr im Schlosse ankamt?"

„Gewiß. Ich war totmüde, und habe mich sofort zu Bett gelegt. Der König blieb noch lange in seinem Arbeitszimmer, von wo aus er einen herrlichen Blick auf die Alpenwelt hat. Aber ich erzähle dir hier nur Unbedeutendes, währenddem ich das Wichtigste ganz und gar vergesse."

„Wie so, was gibt es Neues?"

„Unsere Gegner intriguieren wieder stark gegen uns und haben jetzt einen neuen Plan ersonnen, mich zu entfernen. In einigen Blättern, nicht in den radikalen sondern von der entgegengesetzten Partei, wurde das Gerücht von einer möglichen Abdankung des Königs, aus Gesundheitsrücksichten, verbreitet. Man will den Monarchen damit ängstigen, und man hofft jedenfalls, ihn dadurch eher bestimmen zu können, in meine Entfernung vom Hofe zu willigen."

„Werden denn diese Intriganten wohl ihren Wunsch durchsetzen können?" Und wird der König schwach genug sein, ihnen nachzugeben?"

„Das kann ich dir heute nicht sagen. Ich finde sein Benehmen mir gegenüber verändert."

„Inwiefern?"

„Er ist nicht mehr der enthusiastische Jüngling, der er war, als ich hierher kam. Er ist älter geworden, und, was ich mit Schmerz empfinde, er entwächst immer mehr und mehr meinem Einfluß. Wenn er früher nichts ohne meinen

Rat unternommen oder ausgeführt hat, so überrascht er mich jetzt öfters mit Tatsachen, von denen er sehr gut weiß, daß sie nicht meinen Beifall haben."

„Das ist stark; und wer glaubst du, ist es, der ihn dir entfremdet?"

„Ach, liebes Kind, ich habe da keinen bestimmten Verdacht, allein es sind ihrer so viele gegen mich, daß er den ganzen Tag nichts Anderes als Verleumdungen über mich zu hören bekommt. Doch lassen wir das nun ruhen und verderben wir uns nicht die paar Stunden des Alleinseins, sie sind uns wirklich karg genug zugemessen. Komm in meine Arme, und laß uns alles Andere vergessen, doch nur das eine nicht — daß wir uns lieben. — — —

Spät in der Nacht kehrten die Beiden von ihrem Ausfluge sehr befriedigt heim, und zwei Tage später kam auch Hans von Berkow wieder zurück. Das Leben schien seinen alten Gang weiter zu gehen — und doch war so vieles anders geworden.

* * *

Es war endlich wieder Frühling! Durch Sturm, Schnee und Eis, durch Kälte und Nebel hatte er sich durchgekämpft, und die Erde zu neuem frohen Leben erweckt. Das fühlten die drei Menschenkinder auch, die einen langen, öden Winter hinter sich hatten; und wie alles neues Leben vom holden Frühling erwartete und erhoffte, so meinten auch sie, daß die goldene Frühlingssonne, die überall mit ihrem goldenen Glanz hereinströmte, auch in ihre Herzen neuen, frischen Lebensmut bringen möchte, denn es sah oft trüb und traurig genug

aus hinter jenen mit kostbaren Spitzen und schwerem Atlas verhängten Fenstern.

Der Winter hatte manche Enttäuschung gebracht; man konnte es sich gegenseitig wegstreiten so viel man wollte, es war anders geworden; der König war nicht mehr der Gleiche; er war nicht mehr der willenlose Jüngling, der alles gut hieß, was Wiegand ihm vorschlug. Zu seinem größten Schmerz mußte der Meister erkennen, daß sein heißester Wunsch, ein Theater nach seinen Ideen und Angaben zu erbauen, als gescheitert zu betrachten war.

Wiegand hatte heute eine Audienz bei dem König, Berkow und Cari erwarteten den Freund mit Ungeduld, denn heute sollte dieses Projekt entgültig entschieden werden. Berkow war im Boudoir seiner Gattin. Er durchmaß das kleine elegante Gemach in aufgeregter Eile.

„Wo nur Wiegand so lange bleiben mag? Ich halte es für kein gutes Zeichen, daß er noch nicht zurück ist."

„Was für ein schlechtes Zeichen willst du darin sehen? ich begreife dich nicht, du solltest doch wissen, daß, wenn Wiegand etwas durchsetzen will, oder sagen wir besser, etwas für seine Kunst unbedingt nötig erachtet, er es auch zu erreichen versteht. Bei Wiegand gibt es nur ein Entweder — oder! —"

Berkow blieb betroffen stehen und fixierte seine Frau auffallend scharf, was auf Cari indessen nicht den geringsten Eindruck zu machen schien.

„So — meinst du? Ich weiß nicht, Cari, du kommst mir in der letzten Zeit so vollkommen verändert vor. Die Kinder und auch ich haben für dich jede Bedeutung verloren, dein ganzes Sein und Denken konzentriert

sich nur noch auf Wiegand. Du darfst mir wirklich nicht gram sein, wenn ich dich bitte, gelegentlich zu bedenken, daß du in erster Linie meine Frau und die Mutter meiner Kinder bist."

Bei diesen Worten kehrte sich Cari gegen ihren Gatten, sie war über und über rot geworden und erwiderte ihm heftig:

„Ich glaube gar, mein Herr Gemahl ist albern genug, mir eine recht spießbürgerliche Eifersuchtsszene vorzuspielen?"

„Nein Cari, eifersüchtig bin ich nicht, denn ich habe Vertrauen zu dir und dem Freunde. Ich sage mit König Philipp: Wenn ich einmal zu fürchten angefangen — hab ich zu fürchten aufgehört."

„Ich möchte dich aber dennoch herzlich bitten, liebste Cari," setzte er weich hinzu, indem er ihre Hand in die seine nahm, „sei der Welt gegenüber etwas vorsichtiger, um meinetwillen und der Kinder wegen. Siehe, erspare es mir, solche Briefe erhalten zu müssen, wie sie jetzt fast jeden Tag auf meinem Schreibtisch liegen."

„Was für Briefe? Was wagt man, dir über mich zu schreiben?" fuhr Cari auf, „das ist gemein, und dir, Hans hätte ich es nie zugetraut, daß du dich mit solchen Gemeinheiten befassest, daß du solche Briefe überhaupt nur annimmst."

„Aber Liebste, das tue ich auch nicht. Sobald ich sehe, daß es Schmähbriefe sind, deren giftiger Pfeil gegen dich, gegen unser Glück gerichtet ist, so wandern sie ins Feuer, ohne daß ich sie zu Ende gelesen."

„Das ist auch das einzig richtige. Du weißt ja, wie Freund und Feind uns den Umgang mit diesem

Großen mißgönnen. Man will Eifersucht in deine Seele streuen, um dieses edle Band der Freundschaft, das so ehrend und beglückend für dich ist, zu lockern, wo möglich zu zerstören."

„Cari, sei aufrichtig, glaubst du, daß ich mich in diesem Zusammenleben zu dreien wirklich so unendlich glücklich fühle? Glaube mir, ich habe für mich schon oft die erste Zeit unserer Ehe, wo du einzig und allein mein guter Kamerad warst, zurückgesehnt. Cari, es war eine unendlich glückliche Zeit, in der du mir allein angehörtest. Sage Geliebte, sehnst du dich nicht auch manchmal darnach zurück?"

Cari wurde der ihr jedenfalls peinlichen Antwort durch Wiegand's Eintritt in den kleinen Salon enthoben.

„Na, da bist du ja, das hat lange gedauert," redete Hans Wiegand an, indem er ihm die Rechte entgegen hielt, die der Meister jedoch nur flüchtig berührte.

„Ja, lange, und doch nicht erfreulich. Mein Plan mit dem Festtheater ist endgültig abgelehnt. Der hohe Rat der Minister hat seine Zustimmung verweigert, man fürchtet die zu großen Kosten, und der König hat nicht den Mut, etwas gegen den Willen seiner Minister durchzusetzen. Ich bin verstimmt, im höchsten Grade verstimmt. Ich habe den ganzen Krempel herzlich satt und räume meinen Gegnern lieber heute wie morgen das Feld."

„Das darfst du nicht. Du wirst doch nicht die Flinte in's Korn werfen und aprés moi le dèluge! sagen! — Nein Richard, du mußt deine Mission ganz bis zu Ende erfüllen," suchte Berkow den Freund zu überzeugen.

„Ach was, Mission, ich habe es satt, mir von diesen Bierverzapfern vorrechnen zu lassen, was ich dem Lande koste."

„Der Meister hat ganz recht," warf Cari ein, „und ich verstehe dich nicht, Hans, daß du ihm nicht beistimmst. Ihren Gehalt," — so wandte sie sich an Wiegand — „den der König Ihnen ausgesetzt, kann man Ihnen wohl nicht entziehen, auch dann nicht, wenn Sie ihn fern der Residenz verzehren wollen?"

„Nein, das kann man nicht. Ich bin ganz frei und kann leben wo ich will, ich habe ja keinerlei Verpflichtungen übernommen als nur die eine, meine Werke so zu vollenden, wie ich sie im Traume erschaut habe, wie ich allein sie empfinde und verstehe; und dieser Verpflichtung kann ich überall nachkommen. Ich habe wirklich daran gedacht, die Residenz für einige Zeit zu verlassen und den Sommer in der Schweiz, vielleicht am Vierwaldstädtersee, zu verbringen. Cari, würden Sie mich dahin begleiten?"

„Gewiß, teurer Meister; Sie wissen, daß ich stets bereit bin, Ihnen überall hin zu folgen und Ihnen treu zur Seite zu stehen, soweit es meine schwachen Kräfte gestatten." —

„Und ich, Cari, hast du mich ganz vergessen?" rief Berkow. „Ich, dein Gatte, bin ich dir gar nichts mehr?"

„Aber Hans, sei nicht kindisch, du wirst uns eben folgen, du weißt, daß du dem Meister stets willkommen bist. Du hast heute entschieden nicht deinen jour favorable. Wollen Sie es glauben, lieber Meister, daß Hans eben dabei war, mir eine Eifersuchtsszene zu machen, als Sie glücklicher Weise dazu kamen!" — —

„Cari, ich bitte dich, nicht weiter! Ich meine, daß das, was ich dir unter vier Augen sagte, auch nur für dich allein bestimmt war," setzte Hans bitter hinzu, indem er,

um allen weiteren Auseinandersetzungen zu entgehen, schnell das Zimmer verließ.

„Was war das, Cari, seit wann ist Hans eifersüchtig?“

„Was weiß ich! Er hatte wieder einmal einen sentimentalen Tag; Gott sei Dank, daß die nur selten sind.“

„Es tut mir leid, hätte ich das nur ahnen können, so hätte ich dich sicher nicht in seiner Gegenwart aufgefordert, mich zu begleiten.“

„Ach das tut nichts. Einmal hätte er es dennoch erfahren müssen, daß ich mit dir gehe; das weißt du und jetzt wohl auch er, daß mein Bleiben nur an deiner Seite ist. So lange sich Hans darein fügt, daß wir à trois leben, gut, so kann er dabei sein, allein wenn ihm dies nicht mehr passen sollte, so muß er eben erfahren, daß es eine Trennung zwischen dir und mir nicht mehr gibt; und darein muß er sich eben fügen.“

„Bist du dessen so gewiß, daß er sich gutwillig darein fügt?“

„Ob gutwillig oder nicht, das ist dann seine Sache.“

„Cari, spanne den Bogen nicht zu straff, er könnte reißen, und ich möchte dir alles Leid, alle Vorwürfe fern halten.“

„Lieber Freund, damit kommst du jetzt etwas spät. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen, und ich meine, wir sind schon bald beim Z angekommen. Für mich gibt es kein Zurück mehr, nur noch ein Vorwärts, und ich will nicht hoffen, daß ich mich in dir getäuscht habe!“

„Gewiß nicht, liebes Kind, aber vergiß nicht, daß weder du noch ich frei sind. Wenn auch meine Frau

keinerlei Ansprüche mehr an mich erhebt, so existiert sie immerhin noch und ich bin ebenso gut wie du verheiratet."

„Deine Ehe wäre doch wohl so gut wie die meine zu lösen? Oder glaubst du, daß Anna ihre Zustimmung verweigern würde?"

„Darüber habe ich wirklich noch nicht nachgedacht, denn ich hoffe, daß es nicht so weit kommen wird. Ich möchte Hans den Schmerz nicht antun, denn er liebt dich wahr und innig."

„Bis jetzt war dir das Wohl oder Wehe von Hans ziemlich gleichgültig; wie kommt es, daß du heute so empfindsam für den Freund bist?"

„Laß uns davon schweigen; wollte ich dir sagen, wie schwer ich oft darunter schon gelitten habe, du würdest mich doch nicht verstehen. Dieses Empfinden liegt deinem Charakter viel zu fern."

„Du magst recht haben. Hätte ich ein Unrecht in meiner Liebe zu dir gesehen, wer weiß, was ich dann getan hätte. Ich hatte aber keine Zeit, zu überlegen und nachzudenken, diese Liebe kam über mich, wie eine zwingende Gewalt. Es ist meine heilige Überzeugung, daß, wenn das Schicksal im Leben uns wirklich trennen sollte, was ich aber für unmöglich halte, die Todespforte uns Vereinigung bringen müßte. Ewige Vereinigung im ungemessenen Raume, ohne Schranken, ohne Banden, unzertrennbar, das ist mein fester Glaube, meine heißeste Sehnsucht. Sage selbst, kann ich bei solchem Empfinden noch an Hans und sein Ergehen denken?" — —

Wortlos schloß Wiegand Cari in die Arme. Er fühlte es, diese Frau gehörte zu ihm, eine Trennung war undenkbar.

* * *

Der Sommer hatte seinen Einzug gehalten. Im Leben der drei hatte sich nur wenig geändert. Wiegand war mit Cari und den Kindern wieder hinaus nach der Villa am See gezogen, Hans wie immer tätig in der Stadt zurückgeblieben. Er konnte seinen Posten nicht verlassen, trotzdem der König im Gebirge war, denn die Launen des jungen Monarchen waren unberechenbar, stündlich war eine Nachricht zu erwarten, daß der König zurückkommen, und dann sofort irgend eines seiner Lieblingswerke zu hören verlangen könnte! Bei solchen Wünschen kam nichts in betracht, weder Zeit noch Publikum, nur sein königlicher Wille; alles mußte bereit sein und seines Befehls harren. Wiegand meinte seinen Freunden gegenüber, solche Launen hätten ihren Ursprung und Berechtigung in dem Mythos. Was der musikalische Pöbel dazu sagte, kam nicht in betracht. Trotzdem Berkow sehr unter diesen Zuständen litt, zeigte er den Freunden stets eine heitere Laune. Er sah jünger aus, war frisch, heiter, voll Witz und Humor, und dabei sehr gnädig gegen alle, die mit ihm in Berührung kamen, er wollte offenbar von Niemand bemitleidet werden, dies lag seiner Natur zu fern, darunter hätte er noch weit mehr gelitten.

Je mehr Berkow bemüht war, das Verhältnis, das zwischen Cari und Wiegand bestand, zu beschönigen, ja selbst zu rechtfertigen, je strenger wurde es von den Einwohnern der Residenz verurteilt. Zuerst kamen anonyme Briefe in Menge, und als die Schreiber damit nichts erreichten, zerrte man es in die Öffentlichkeit. Die Lokalblätter sowohl wie auswärtige Zeitungen befaßten sich damit, ja man ging sogar soweit, sich direkt an den König zu wenden, um ihn zu ersuchen, dem öffentlicher

Skandal ein Ende zu machen und Wiegand zu entlassen, ihn wenigstens aus der Residenz zu entfernen.

Zuerst prallten alle diese Versuche an der Unnahbarkeit des jungen Königs ab, als aber auch seine nächste Umgebung es sich zur Aufgabe machte, dem Monarchen täglich Vortrag darüber zu halten, daß ein solcher Zustand nicht ohne Gefahr weiter bestehen könne, daß der Pöbel im Falle ihm sein Verlangen, die Entfernung Wiegands aus der königlichen Nähe, unerfüllt bleibe, sich jedenfalls nicht scheuen würde, eigene Maßregeln zu ergreifen — ja selbst vor einer Revolution nicht zurückschrecke — so gab der König mit schwerem Herzen nach und sprach seinem Liebling den Wunsch aus, er möge für einige Zeit seine Residenz, ja sein Land meiden, und sich einen anderen Aufenthalt wählen.

„Meine königliche Huld und Gnade wird Ihnen, verehrter Meister, überall hin folgen; auch bitte ich Sie, den Ehrensold, den ich Ihnen aus meiner Privatschatulle ausgesetzt habe, nach wie vor zu beziehen. Ich hoffe und wünsche, daß Sie durch die Umstände meiner Residenz nicht auf zu lange fern gehalten werden."

„Ich folge dem Willen meines königlichen Beschützers," erwiderte Wiegand, „und bin stets und zu jeder Zeit seines Rufes gewärtig."

„Wo wollen Sie sich zunächst niederlassen?" fragte der König.

„Majestät, die Schweiz hat mir schon einmal Gastfreundschaft gewährt, als ich in die Verbannung mußte; ich denke auch dieses Mal dort eine Zufluchtsstätte zu finden."

„Aber teurer Meister," wandte der König ein, „Sie

ziehen doch nicht in die Verbannung, unser ganzes schönes Deutschland steht Ihnen offen, jeder Fürstenhof wird sich Ihres Besuches freuen!"

„Ich werde zunächst nach Luzern übersiedeln, und dort in aller Ruhe mein großes Drama vollenden."

„Daß Ihre Werke nach wie vor hier eine Heimstätte haben, und daß sie nur Ihrem Sinne entsprechend aufgeführt werden, dafür bürgt Ihnen die Anwesenheit von Hans von Berkow und dessen Gattin."

„Frau von Berkow wird mich die erste Zeit begleiten," berichtigte Wiegand diese Annahme des Königs.

„Wirklich?"

Das Sonnenlicht, das plötzlich grell durch eine unverhüllte Spalte des Fensters drang, riß den König aus seinen Betrachtungen, denen er sich bei Wiegands letzter Antwort hingegeben hatte, und dieses „Wirklich" kam so fragend heraus, daß der Meister fühlte, hier sei eine Erklärung nötig, und daß mit einem stummen Totschweigen nichts erreicht würde.

„Erlauben Ew. Majestät, daß ich wie früher zu dem teilnehmenden Beschützer spreche, und dieses schneidende „Wirklich" so gut ich es vermag beantworte?"

„Sprechen Sie."

„Majestät, ich weiß, daß man mich in Ihren Augen zu verläumden sucht; daß man mein Verhältnis zu Frau von Berkow in den Schmutz zieht; daß man mir und auch ihr das denkbar Schlechteste nachsagt. Majestät, ich will mich durchaus nicht in Ihren Augen weiß waschen, und mich Ihnen gegenüber mit einer schnöden Lüge rechtfertigen. Ja, meine Empfindungen für diese einzige Frau sind anders als wie Hinz oder Kunz für recht und ehrbar

halten. Aber was können wir dafür, daß diese unselige Liebe eine uns von Natur aus innewohnende Kraft ist, die durch keine Einwirkung zu unterdrücken ist, die uns ganz und gar gefangen nimmt? Leicht wird weder der armen Frau noch mir diese Last, die wir mit uns herumtragen, sie ist wie ein Stein in meiner Brust, der drückt und beschwert, und das freie Atmen beengt, ich möchte oft aufschreien nach Luft und Licht. — Alles umsonst! Wir sind eben zwei jener Gottesgeschöpfe, denen es vom Uranfang an auf die Stirne geschrieben ward: Ihr müßt Euch lieben von ganzer Seele — in alle Ewigkeit."

„Ich kann Sie verstehen — und auch entschuldigen, allein die Welt wird Sie verurteilen, denn sie hat kein Verständnis für das innere Wesen einer solchen Liebe, es ist ihr unfaßbar. Was in keiner Weise einen praktischen Sinn und Zweck hat, ist eben Torheit, und soll als solche nicht in Frage kommen. Oder es ist noch schlimmeres — — — — Ich werde Sie nie nach Einzelnem fragen, ich erkenne das Naturgesetz an und die Gewalt einer tiefen Leidenschaft, welche verzweifelt an unübersteigbaren Schranken — und ich bedaure Sie und den armen Herrn von Berkow. Aber das, teurer Meister, erlauben Sie mir noch hinzuzufügen: das Glücklichsein ist nicht das einzige Ziel — und es ist nur Wenigen bestimmt, aber das Erfüllen des Lebens, das Erleben des Größten und Höchsten — wer das erkannt, in sich erlebt hat, ist reich, wenn er auch sonst alles verloren was außer ihm liegt, denn diesen inneren Schatz vermag ihm kein Schicksal, kein Unglück, keine Macht je zu rauben. Und nun leben Sie wohl, teurer Freund, hoffentlich sind

unsere Wege nicht für lange getrennt, möge uns ein baldiges Wiedersehen beschieden sein."

Der König hatte Wiegand verlassen, dieser blieb allein mit sehr geteilten Gefühlen zurück. War er denn in Ungnade gefallen? Es sah gewaltig danach aus. Hatte der König sein Verhalten Cari gegenüber verurteilt? Darüber konnte er mit sich nicht ins Klare kommen. So viel war sicher, hier war seines Bleibens nicht mehr.

Als er heimgekehrt, suchte er sofort Cari auf. Hans war noch in der Probe, er wurde auch sobald nicht zurück erwartet, da der König für heute Abend die Zauberflöte befohlen hatte, eine Oper, die längere Zeit nicht auf dem Repertoir war.

„Cari, es ist entschieden, ich muß fort, ich bin sozusagen in Ungnade gefallen."

„Ist es möglich? Was sagte der König?"

„Er gab mir einfach zu verstehen, daß ein Fernbleiben meinerseits von seiner Residenz ihm wünschenswert erscheine."

„Das wagte er, dir so gerade heraus zu sagen; das ist stark."

„Nun so gerade heraus hat er es nicht gesagt, aber er gab es mir sehr deutlich zu verstehen, und Königen gegenüber muß man leicht von Begriffen sein, wenn man nicht die ungeschminkte Wahrheit hören will."

„Und wo gedenkst du hinzugehen?"

„Ich will nach der Schweiz. In der Nähe von Luzern, dicht am See, liegt ein herrlicher Gutshof, der zu vermieten ist; ich habe schon vor ein paar Wochen dorthin geschrieben und die Antwort erhalten, daß nichts meinem Einzug entgegenstehe. Heute gleich werde ich die

Sache perfekt machen, und dann Cari, wenn du Wort hältst und mit mir kommst, können wir am Ende der Woche schon in Treibisch sein."

„Es wird mit Hans noch einen schweren Kampf geben. Seine Zustimmung, dich zu begleiten, ist schwerer zu erlangen als ich gedacht habe. Aber du weißt, daß, wenn ich etwas durchsetzen will, ich es noch immer erreicht habe. Der Mann, der liebt, unterliegt stets dem Willen der Frau, die ihm gleichgültig gegenüber steht Sobald Hans heimkehrt, will ich diese Angelegenheit zur Sprache bringen."

„Tue das. Ich will dich allein lassen, ich glaube, Ihr macht dies besser unter Euch allein ab. Ich habe nie so recht den Mut Hans gegenüber zu treten. Es ist schwerer, wie man denkt, den Freund zu hintergehen. Warum mußt du aber auch gerade seine Frau sein?"

„Geliebter, das ist Schicksal; unter dem müssen wir alle drei leiden."

Als Hans totmüde aus der Probe heimkam, erwartete ihn Cari. Sie hatte schon vor zwei Stunden mit Wiegand zu Mittag gespeist und leistete jetzt Hans, bei seinem in der Schnelligkeit aufgewärmten Mittagbrot Gesellschaft.

„Wie kommt es, Cari, daß du dich herbeiläßest, mir heute einmal Gesellschaft zu leisten, wo ist Wiegand?"

„Ich habe mit dir zu reden."

„Also los. Um was handelt es sich?"

„Wiegand ist endgültig in Ungnade gefallen. Er war heute beim König. Der Monarch hat ihm direkt den Wunsch ausgesprochen, daß er die Residenz für einige Zeit meiden möchte."

„Das habe ich erwartet. Die Schmähbriefe und vor allem die Angriffe in den Zeitungen waren in den letzten Tagen so über alle Maßen frech, daß es dem König nicht möglich war anders zu handeln. Er wird also gehen und wohin will er gehen?“

„Das heißt, wir werden gehen.“

„Wieso wir? Du weißt, daß ich nicht so ohne Weiteres meine Stellung hier aufgeben kann. Ich habe Pflichten und denen muß ich nachkommen.“

„Auch dann, wenn man Wiegand frech beleidigt und ihm sozusagen den Stuhl vor die Türe setzt?“

„Auch dann. Ich bin Wiegand zu Dank verpflichtet das ist wohl wahr; allein ich bin ein selbständiger Mann, habe die Stellung hier übernommen und kann jetzt nicht einfach ohne Grund davonlaufen.“

„Ohne Grund? lächerlich.“

„Cari, das weißt du sehr gut; und Wiegand ist wohl an meiner Begleitung nicht soviel gelegen. Ich glaube schon, daß er sich mit leichtem Herzen in eine Trennung von mir findet. Ihm ist es mehr um deine Begleitung zu tun. Es tut mir leid, aber dieses Mal kann ich nicht nur der Mann meiner Frau sein; dieses Mal muß ich auf meiner Ansicht bestehen.“

„Gut, wenn es dir Freude macht, dich vom Pöbel mit Schmutz bewerfen zu lassen, ich verzichte darauf. Ich bleibe nicht hier, ich werde Wiegand begleiten.“

„Cari, das willst du mir antun? Kannst du das über dich bringen, mich in dieser elenden Situation zu verlassen, und mich dadurch noch mehr dem Gerede der Welt preisgeben?“

„Das ist deine Sache, Hans. Der Meister bietet

uns beiden Gastfreundschaft in der liebenswürdigsten Weise, willst du sie für dich nicht annehmen, so ist dies einzig deine Angelegenheit. Ich bin der ewigen Rederei müde und freue mich, dieser entsetzlichen Stadt endlich den Rücken zu wenden. Hättest du nur einen Funken Liebe für mich, so würdest du dich in meine Lage versetzen und dich freuen, daß ich durch die Großmut des Meisters all den Unannehmlichkeiten enthoben werde. Du bist aber durch und durch Egoist und denkst nur an dich und dein Wohlbehagen."

„Das ist stark." Berkow war tief empört über die Rede seiner Gattin. Hastig stand er auf, und gab dem Stuhl einen Stoß, daß er zur Erde fiel.

„Ich bin also Egoist? Das habe ich bis jetzt noch nicht gewußt. Es ist gut, Cari, daß du es mir sagst. Du, für die ich mein Herzblut tropfenweis geben würde, du, der ich nie wagte einen Wunsch abzuschlagen; du, die ich mehr liebe als mein Leben! Cari, das habe ich nicht um dich verdient. Aber gut, gehe du; gehe mit Wiegand, vielleicht kommt doch einmal die Zeit, wo du zu mir zurückkehrst. Gezwungen will ich dich nicht neben mir haben, das wäre kein Leben, weder für dich, noch für mich, und darum gehe. Ich vertraue deiner und des Freundes Ehre. Wo wollt ihr hin?"

„Wiegand hat in der Nähe von Luzern ein großes Hofgut dicht am See gemietet, es wird ein herrlicher Aufenthalt für die Kinder werden, denen eine Luftveränderung ebenso wie mir zu gönnen ist. Wenn du jetzt nicht mit uns kommst, so wirst du dich aber hoffentlich so einrichten, daß du im Januar einige Wochen in

Treibisch verbringst, ich wünsche, daß du zugegen bist, wenn unser viertes Kindchen geboren wird."

„Selbst in dieser Zeit wirst du deiner Häuslichkeit fern bleiben? Oh Cari, das ist nicht recht. Ich hoffe bestimmt, daß du zu einer bessern Einsicht kommst, für jetzt, sehe ich, ist mit dir nicht zu reden; darum werde ich, der Egoist — mich fügen. Wann wollt Ihr abreisen?"

„Ende der Woche."

Berkow verließ tiefverstimmt das Zimmer. So war es denn entschieden — Cari wollte ihn um Wiegands willen verlassen. Noch glaubte er an die Reinheit ihrer Liebe. Wie konnte sie ihm aber das antun? Sie trug ein Kindlein unter dem Herzen, war es da nicht ihre Pflicht, bei dessen Vater auszuharren? Gewiß, es war wohl jetzt nur eine momentane Erregung, die in ihrem Zustande verzeihlich war; ihre bessere Natur würde sicher zum Durchbruch kommen, und sie würde dann zu ihm zurückkehren. Er hatte sie durch seinen Widerstand nur gereizt. Es war aber auch unbegreiflich von ihm, daß er sie nicht gleich verstanden und ihr nicht nachgegeben hatte! Sie hatte eigentlich ganz recht, daß sie darauf bestand, Wiegand zu begleiten, so entging sie am besten dem frechen Gerede, und er, Berkow, bewies klar und deutlich den Herren Brief- und Zeitungsschmierern was er von ihren Angriffen hielt. Wie konnte er nur so dumm sein und sich der öffentlichen Meinung fügen wollen! Cari mit ihrem klaren Verstand hatte sofort das richtige getroffen. Einfach dem Pöbel den Fehdehandschuh in das Gesicht geworfen, das war die einzig richtige Antwort auf all die unverschämten Angriffe.

Ehe er ins Theater fuhr, ging er noch zu Wiegand, um ihm zu sagen, daß er vollkommen damit einverstanden, daß Cari und die Kinder ihn für die erste Zeit begleiten sollten. Wie es dann später würde, darüber könne man sich ja noch einigen. — „Jedenfalls bin ich dir dankbar," sagte er, „wenn du meine Frau und meine Kinder mit dir nimmst, und so Cari aus diesem elenden Neste entfernst, wodurch ihr manche Aufregung erspart wird, die ihr gerade jetzt so schädlich sein würde!"

So hatte sich denn Hans eine Meinung oktroieren lassen und sich in eine Stimmung hineingeredet, die nicht seinen Anschauungen entsprach. Er hatte sich, nur um die allgemeine Ansicht zu widerlegen, die schmerzliche Trennung von Frau und Kindern auferlegt und sich zur Einsamkeit verurteilt, die ihm manch trübe Stunde bringen sollte.

Er hatte aber entschieden und somit war es gut. —

Sechszehntes Kapitel.

Alles war zur Abreise bereit; die Koffer gepackt. Hans war nach dem Bahnhof gegangen, um für seine Familie und den Freund ein Koupe zu mieten, das sie übermorgen an die Ufer des herrlichen Vierwaldstätterſees bringen sollte.

Cari traf noch die letzten Reisevorbereitungen. Sie ordnete ihre Korrespondenz, verbrannte das, was nicht für fremde Augen bestimmt, versiegelte, was sie aufbewahren wollte; der kleine elegante Eksalon hatte schon gründlich seine Gemütlichkeit eingebüßt, man merkte, daß die Herrin die Absicht hatte ihn für längere Zeit nicht mehr zu bewohnen.

Heute sah Cari entschieden nicht so vorteilhaft aus wie sonst; sie hatte keines jener eleganten Hauskostüme angelegt, die aus Atlas und Spitzen ihrer schlanken Figur Reize zu verleihen versuchten, welche ihr im einfachen Gewand vollkommen fehlten. Sie hatte entschieden nicht darauf gerechnet, daß Wiegand zu dieser Stunde bei ihr eintreten würde.

„Wie, mein Freund, du zu Hause? Ich dachte du wärest mit Hans nach der Bahn gegangen, aber was bringst du mir, du scheinst mir erregt?“

„Cari, ich muß sofort, womöglich schon in einer Stunde, abreisen.“

„Gut, ich werde bereit sein, aber warum so plötzlich, was ist geschehen? Weiß es Hans?“

„Ich werde allein fahren, du kannst mich nicht begleiten, ich muß nach Waldau. Ich erhalte soeben die Nachricht, daß Anna schwer erkrankt ist, daß man das Schlimmste fürchtet, und daß sie mich noch einmal zu sehen wünscht.“

„Und wegen dieser Laune der guten Anna willst du unsere Reise verschieben?“ sagte Cari kalt, „willst mich dazu verurteilen, noch länger hier auszuhalten, ja, mich gar allein hier lassen im tête à tête mit Hans? Richard, das hast du dir wohl kaum überlegt, du wirst selbst einsehen, daß das nicht geht.“

„Doch, Cari, es muß gehen. So leid es mir ist, dich noch einige Tage hier allein zurückzulassen, es ist nicht zu ändern. Du bist unter dem Schutz deines Gatten, wo könntest du besser sein?“

„Und wenn Hans dann plötzlich seine Ansicht ändert und mich nicht mehr mit dir fort läßt, was dann?“

„Das wird Hans nicht tun. Was er einmal bestimmt und als Recht erkannt hat, dabei bleibt er, das weißt du so gut wie ich. Hans ist ein ehrenwerter Charakter, auf sein Wort kann man Häuser bauen.“

„Das ist ja reizend, wie begeistert du von ihm bist und mir fort und fort seine herrlichen Eigenschaften vorzählst; da ist es ja schließlich recht albern von mir, daß ich ihn um deinetwillen verlasse.“

„Wer weiß ob du nicht klüger tun würdest, bei ihm zu bleiben? Doch davon wollte ich jetzt nicht mit dir

reden, sondern dir nur die Notwendigkeit begreiflich machen, daß ich heute Abend um 6 Uhr nach Waldau fahre."

„Du bleibst also dabei?"

„Ja. Ich bin das der guten Anna schuldig. Sie hat des Lebens Last und Mühe treulich mit mir getragen und war in den schweren Jahren der Verbannung stets mein guter Kamerad."

„Warum hast du sie dann nicht bei dir behalten wenn du so glücklich mit ihr warst?"

„Cari, sei nicht kindisch. Du weißt sehr gut wie die Verhältnisse liegen. Du weißt, daß trotz aller Vorzüge, die Anna besitzen mochte, wir nie zusammengepaßt haben. Sie konnte meinen hohen Idealen nicht folgen und ich brauchte jemand, der mich verstand, mit dem ich mich aussprechen konnte, der so wie du auf alle meine Ideen einging, mit einem Wort — ich brauchte dich und brauche dich noch immer."

„Und trotzdem willst du mich jetzt aufgeben?"

„Kind, wer spricht davon? Ich will einer armen Kranken, vielleicht Sterbenden, ihren letzten Wunsch erfüllen. Wäre mir Waldau noch immer verschlossen, lebte ich noch in der Verbannung, dann könnte ich es nicht so aber ist es meine Pflicht und die werde ich erfüllen."

„So tue, was du nicht lassen kannst."

„Bist du mir böse darüber?"

„Nicht böse, nur gekränkt bin ich, daß ich einsehen muß, wie wenig ich dir im Grunde gelte. Sobald die legitime Frau ruft, bist du bereit ihrem Rufe zu folgen."

„Wer spricht da von legitim oder nicht. Die Frau, die Not, Entbehrung, ja selbst die Verbannung mit mir

geteilt, der ich weiß Gott wenig glückliche Stunden in ihrem Leben bereitet habe, die liegt im Sterben und ruft mich. Ich habe die Mittel, die Zeit, kurz alles um ihr diesen letzten Wunsch zu erfüllen; ich wäre ein Schuft, würde ich es nicht tun. Das mußt du doch einsehen?"

„Ich sehe nur ein, daß ich wieder einmal nachgeben muß. Wie lange wirst du in Waldau bleiben?"

„Das kann ich dir jetzt noch nicht so genau sagen; das hängt davon ab, wie ich Anna finden werde. Entweder bis es ihr besser geht, oder bis alles überstanden ist."

„Vielleicht nimmst du sie dann auch mit nach Treibisch, wenn sie sich soweit erholt hat, damit wir doch nicht aus der Gewohnheit kommen unser Leben zu dreien weiter zu führen?" sagte Cari ironisch.

„Cari, wie kannst du nur so herzlos sein! Ich habe dich für größer, für gutmütiger gehalten."

„Nein, gutmütig bin ich nicht. Auch nicht nachsichtig. Ich will und kann nicht teilen; wer sich mir nicht unterwirft, mir nicht die Bahn zu deinem Herzen frei gibt, den zertrete ich. Du bist mir vom Schicksal bestimmt, nie, nie im Leben werde ich dich lassen, ja selbst der Tod hat keine Macht über uns, denn unsere Seelen sind unlösbar verbunden. Meine Liebe zu dir ist mein unausweisliches Schicksal, das mich mit zwingender Gewalt bindet und vernichtet. Diese höchste Macht, diese Urgewalt beugt sich selbst nicht dem Tode, denn der wird uns dann erst recht vereinen, untrennbar — ewig. —"

„Kind, Kind, du erregst dich ganz unnötiger Weise. Glaube mir, eine Trennung von dir ertrüge auch ich

nicht. Auch meine Seele verlangt nach Glück und das finde ich einzig bei dir, in deinen Armen, an deinem Herzen."

„So gehe denn und kehre bald wieder, jeder Atemzug, jeder Gedanke von mir wird dich begleiten und heiß und sehnsüchtig deine Rückkehr verlangen."

Wiegand war am Abend nach Waldau abgereist. Am nächsten Tage schon kam ein Telegramm von ihm, das den Tod der armen Anna meldete. Cari atmete erleichtert auf. Nun war Richard frei, ganz frei, und daß sie es auch würde, dafür wollte sie schon sorgen. Sie hatte bei Wiegand bis jetzt alles durchgesetzt, so würde sie auch das erreichen, was ihr höchster Wunsch, ihr höchstes Ziel war — die Trennung von Hans und ihre entgültige Vereinigung mit dem Geliebten.

Wiegand wurde länger in Waldau zurückgehalten, als er zuerst vermutete. Es war so manches im Nachlaß der armen Anna zu ordnen, das seine Gegenwart heischte; und dann einmal wieder in Waldau, wollten ihn die alten Freunde nicht so schnell wieder missen und so verzögerte sich seine Abreise von Tag zu Tag.

Cari war bei ihrem Gatten zurückgeblieben. Hans tat, was er konnte, ihr die Trennung vom Freunde so viel wie möglich zu erleichtern, allein der Ärmste konnte den Weg zu ihrem Herzen nicht mehr finden; sie hatte sich gänzlich von ihm losgesagt und erwartete mit Ungeduld den Ruf des Geliebten. Diese unerquicklichen Tage wurden für das Ehepaar noch wesentlich verbittert durch die Angriffe in den öffentlichen Blättern, die noch heftiger wurden; und so war es denn für beide eine Erlösung, als endlich ein Brief von Wiegand aus Treibisch eintraf,

der seine Ankunft dort meldete und Cari aufforderte, ihm mit den Kindern dahin zu folgen.

Hans von Berkow brachte seine Frau zur Bahn und kehrte dann in die großen unbewohnten und durchaus ungemütlichen Räume zurück. Es war für ihn längst beschlossene Sache, daß seines Bleibens auch nicht mehr lange hier sein dürfte, und daß es nur noch eine Frage der Zeit, bis auch er seine Zelte abbrechen mußte. Wohin er sich dann wohl wenden würde, das war vorläufig zunächst ins Auge zu fassen, denn solch ein Leben wie bisher zu dreien das war ihm unmöglich. Er wollte und konnte nicht mehr so weiter leben, es mußte ein Ende gemacht werden, würde das Ende für ihn auch noch so schmerzlich sein, und deshalb war es eine Unmöglichkeit Wiegands Gastfreundschaft für sich in Anspruch zu nehmen.

* * *

Zur Ruhe konnte er sich noch nicht begeben, so suchte er denn sein Arbeitszimmer auf, der einzige Raum, der unverändert geblieben war. Dort streckte er sich auf den Divan, zündete die unvermeidliche Zigarette an und ließ noch einmal die letzten Monate mit all den Qualen, die sie in sich schlossen, an sich vorüberziehen. Doch er konnte nicht ruhig liegen, die Gedanken waren zu mächtig in ihm. Er erhob sich, trat an das Fenster und ließ seine Blicke über den großen Platz dahinschweifen, auf dem Hunderte von Lichtern den Nebel durchleuchteten, sodaß dieser wie eine große lichte Wolke über demselben schwebte, aus dem ein dumpfer unbestimmter Lärm, wie das Brausen einer fernen Brandung an sein Ohr schlug. — Stiller und stiller wurde es um ihn, — schwächer und schwächer erglänzte der Lichtschein — er sah nur

noch einzelne Lichter, es war ganz finster geworden — es war tiefe Nacht. Er hatte sich wieder hingelegt, allein vergeblich versuchte er zu schlafen. Die widerspenstigsten Gedanken durchkreuzten sich in seiner Seele und ließen ihn keine Ruhe finden. Ihn peinigte vor allem die Frage, was ihm wohl die Zukunft bringen würde; wie sich das Verhältnis zum König jetzt nach Wiegands und Caris Abreise wohl gestalten würde? — Er fand keine Antwort darauf. Seiner erregten Phantasie wollte sich kein Anhaltspunkt bieten — deshalb schweiften seine Gedanken immer wieder in die Vergangenheit zurück. Je näher sie der Gegenwart lagen, desto friedloser, ja peinlicher waren sie für ihn.

Von diesen unerquicklichen Bildern hinweg, immer weiter zurück in seine Jugendzeit, schwebten nun die Gedanken. Er sah sich wieder als junger Student, wie er die Seele voll Enthusiasmus zum ersten Mal zu Littof kam, wie er diesen großen Geist, diesen edlen Menschen von ganzer Seele lieben mußte. Wehmütig lächelnd hielt Hans diese liebe Gestalt im Geiste fest, war er doch der einzige, der ihm bis heute die gleiche Liebe erhalten hatte — er war ihm gegenüber stets der gleiche gütige Lehrer und Freund geblieben. — Wie trat er damals bei der Mutter für ihn ein, als es galt, ihm ihre Zustimmung für seinen neuen Beruf abzuringen! Ach wie glücklich war Hans damals, wie sehr fühlte er sich in seinem Element, als er endlich erreicht hatte, was ihm ohne Littofs Hilfe doch schwerlich geglückt wäre. Der Druck mit dem sein früherer, für ihn so freudloser Beruf auf ihm gelastet hatte, war von ihm genommen; sein Eifer für den neuen ermattete nie und wurde nur noch mehr angespannt

durch den Gedanken, wie vieles er versäumt und nachzuholen hatte. Er wollte Littof und später auch Wiegand beweisen, daß er ihrer Teilnahme, ihres Vertrauens wert war. Und das ist ihm im vollsten Maße geglückt. Nein, er hatte sich in dieser Beziehung keine Vorwürfe zu machen. — — —

Und dann, als er die einzige Frau kennen und lieben lernte! Wie war da sein Leben ein so ganz anderes! Wie hätte er nicht alles für die Frau getan? Als er sie damals auf der Hochburg bei ihrem Vater zuerst sah, hatte sie ihn gleich sehr interessiert, und eigentlich schon gefesselt, ehe er sich dessen recht klar wurde.

Caris Scharfblick hatte den Eindruck, den sie auf den jungen Künstler ausübte, bald erkannt. Sie kam ihm entgegen, denn auch sie war nicht unempfindlich gegen seine Vorzüge. Nur zu bald entdeckte er, daß er Cari aufrichtig liebe. Nun gab es aber auch für ihn kein Zurück mehr, und da Cari ihm gestand, daß sie seine Gefühle teile, und Littof gegen diesen Bund nichts einzuwenden hatte, wurde sie gar bald die Seine. — — —

Welch glückliche Jahre folgten nun! Als ihnen ihr erstes Kindchen geboren wurde, mochte es wohl eine kleine Enttäuschung für den jungen Vater gewesen sein, der so gern einen Sohn gehabt hätte, allein die Liebe von Cari war ihm das Höchste — und die besaß er ja ungeteilt.

Ja, die besaß er — bis zu jenen unseligen Tagen, die er mit ihr bei dem Freunde im Bieberneste verbrachte!

War er denn blind gewesen, daß er nicht damals schon die Veränderung bemerkt hatte, die mit ihr vorgegangen? Oh, warum war er dann dem Rufe nach M. gefolgt, der ihn, und leider auch sie in die unmittelbare

Nähe des Meisters gebracht? Allerdings war diese Stellung, die er jetzt einnahm, so ganz nach seinem Herzen — aber wie lange würde er sich noch halten können? Er war rücksichtslos — oft bis zum Äußersten, das war richtig — aber durfte man in jenen Momenten der Erregung so streng mit ihm ins Gericht gehen?

Jetzt, da Cari ihn verlassen, konnte es ihm ja eigentlich gleichgültig sein, wohin sein Lebensschifflein ihn trug — vor allem hieß es einmal abwarten; untergehen wurde er schon nicht; und dann war Cari ja immer noch seine Frau, über eine eventuelle Scheidung war noch kein Wort gefallen. Heute sah er die Sache entschieden in einem zu schwarzen Lichte, morgen am Tag, wenn die Sonne wieder schien, würde sich alles anders ausnehmen, dann würden alle die schweren Gedanken verfliegen, er wird wieder Freude an seinem Beruf empfinden — und fest an Cari und ihre Unschuld glauben — — — — —

Unter diesen Gedanken war Hans endlich friedlich eingeschlummert, währenddem Cari in einem Coupé erster Klasse von dem Geliebten träumte, mit dem sie schon morgen wieder vereint sein würde.

Die Kinder mit der Erzieherin und ihrer Jungfer hatte sie in einer andern Abteilung untergebracht, sie wollte allein sein, allein mit ihren Gedanken, die sie zu erdrücken drohten.

Was waren das doch auch für sie für schreckliche Wochen gewesen, die sie noch an Hansens Seite hatte aushalten müssen! Nein, das konnte auch sie nicht mehr, das mußte anders werden. Hans durfte auch nicht ein Hoffnungsschimmer gelassen werden, daß sie jemals wieder zu ihm zurückkehren könnte. Der Bruch, der heute erfolgt, müßte ein dauerhafter sein — für immer.

Sie mußte jetzt bei Wiegand es versuchen durchzusetzen, daß er sie heiratete; nur dann konnte sie für immer bei ihm bleiben. Sie verhehlte sich nicht wie viele schwere Kämpfe ihr noch bevorständen bis sie dieses Ziel endlich erreicht.

Was würde ihr Vater sagen? Ihr Vater, der einst in Rom auch seinem liebsten Wunsche hatte entsagen müssen, und der sich nun trostbedürftig wie er war, in die Arme der „allein seligmachenden" Kirche geworfen hatte! Wie schwer würde er dazu zu bewegen sein, ihre Scheidung von Hans durchzusetzen! Nein, an dem würde sie keine Stütze haben, der wird immer und stets auf der Seite von Hans stehen! Diese Angelegenheit mußte sie ganz allein betreiben, denn Hilfe hatte sie von keiner Seite zu erwarten.

Und wenn sie die Scheidung wirklich erreichte, dann mußte sie vor allem ihre Religion wechseln, sie mußte sich von Rom lossagen, von dem Rom das jetzt die Heimat des Vaters geworden war. Ach, aber so weit war sie noch lange, lange nicht, das waren ja Hindernisse, die sie spielend zu überwinden hoffte. Zuerst galt es, Wiegand zur Heirat zu bestimmen — und dann Hans dahin zu bringen, daß er in die Scheidung mit ihr willigte. Auch das würde sie erreichen — alles, alles wollte sie durchsetzen von dem Moment an wo sie Wiegands sicher ist. —

Wesentlich erleichtert würde ihr Vorhaben, wenn das Kind, das sie jetzt unter dem Herzen trug, ein Sohn würde! Wiegands größter Wunsch war, einen Sohn zu haben, und das wußte sie, daß er den sofort für sich behalten wollte, daß der nur *seinen* Namen tragen dürfte. Oh, warum lag es nicht in ihrer Macht, diese Gunst des Schicksals zu erflehen? — — — —

Sie konnte nichts tun, wie geduldig abwarten — abwarten, und immer harren und warten. — — —

Lindau, alles steigt aus! Dieser Ruf weckte Cari aus ihren Träumen. Erschreckt fuhr sie empor — sie wußte im ersten Moment nicht wo sie war. Die frische Morgenluft, die durch die geöffnete Türe in das Koupé eindrang, brachte sie schnell zur Besinnung. Sie griff mechanisch nach ihrer englischen Reisetasche, raffte die Bücher und Zeitungen, die ihr Hans noch im letzten Moment als Reiselektüre in ihr Koupé gereicht hatte, zusammen und stieg hastig aus, um nach den Kindern und deren Begleitung zu sehen. Sie fand die kleine Gesellschaft bereits auf dem Bahnsteig, und wollte eben mit ihnen den Bahnhof verlassen, als der Portier vom ‚Bayrischen Hof' höflich auf sie zutrat, sie zu fragen ob sie Frau von Berkow sei?

„Gestern Abend noch spät wurden von M. aus telegraphisch für Sie und Ihre Begleitung Zimmer bestellt." —

„Das ist gut, nehmen Sie sich unseres Gepäcks an, und bringen Sie uns so schnell als möglich ins Hotel. Sind Briefe oder Telegramme für mich da?"

„Ich glaube, gnädige Frau, ein Telegramm; es wird auf ihrem Zimmer liegen."

Jetzt besann sich Cari, daß Hans ihr noch im letzten Augenblick gesagt, daß er ihr in Lindau im ‚Bayrischen Hof' Zimmer bestellen wolle, damit sie mit den Kindern nach ein paar Stunden ruhen könne, ehe sie die Fahrt über den See antreten würde. Das hatte der gute Hans recht gemacht. Es war doch sehr angenehm, so in aller Frühe warme Zimmer vorzufinden.

Auch das von Wiegand schmerzlich erwartete Telegramm war da! Er wollte sie in Romanshorn i-

Empfang nehmen, und gab ihr das Schiff an, mit dem sie von Lindau aufbrechen sollte. Das war ein gutes Zeichen, — also auch er hatte sich nach ihr gesehnt, und freute sich auf ihr Kommen!

Gewiß, es mußte alles, alles gut werden, die Zukunft mußte sich ihrem Wunsche fügen. — — —

* * *

Die Oktobersonne vergoldete die schneeigen Spitzen des Sceſaplana und des Säntis, als Cari aus dem imposanten Hafen von Lindau hinaus fuhr. Der See war spiegelglatt, kein Lüftchen regte sich, sie stand oben auf Deck und sah befriedigt nach den Ufern, die immer weiter und weiter zurückwichen. Die Heimat mit all den bösen Erinnerungen versank hinter ihr, froh mit heiterem Blick sah sie in die Zukunft. Sie hatte mit allem gebrochen, was sie dort zurückhielt, zu einer Rückkehr, wähnte sie, wäre es jetzt zu spät.

Sie wollte ein neues Leben beginnen, das reich an Triumphen jeder Art sein sollte. Wiegand war unstreitig der bedeutendste Mann, er konnte ihr eine glänzende Zukunft bieten. Er war der Mann, der einmal gefaßte Pläne sicher zur Ausführung bringen würde, und welch reiches Feld der Tätigkeit lag vor ihr, wenn sie erst als rechtmäßige Gattin neben ihm stand, ihn beeinflußte, ja ihn für sich ganz allein besitzen würde!

Sie war in Träume versunken, und achtete kaum auf das was um sie vorging. Immer näher rückten die Schweizer Ufer, ihre neue Heimat grüßte sie im herrlichsten Sonnenschein.

„Onkel Wiegand, Onkel Wiegand", jubelten die Kinder, als sie den von Cari so heiß ersehnten Geliebten von

weitem sahen. Mama, Onkel ist da, uns abzuholen, ob er wohl Leo und Hero auch mitgebracht hat?"

„Die werdet Ihr in Treibisch finden, ich glaube nicht, daß Onkel sie mit sich hat. Seid nur artig, und nicht gar so ungestüm", setzte sie etwas ärgerlich hinzu, als sie sah, wie ihre zwei ältesten Töchterchen heftig mit den Tüchern dem Langersehnten entgegenjubelten.

Endlich legte das Schiff an; für Cari's Ungeduld ging alles viel zu langsam. Wiegand hatte seinen Diener Max mitgebracht, der gleich auf das Schiff eilte, der gnädigen Frau beim Verlassen desselben behülflich zu sein. Wiegand selbst erwartete sie am Landungsplatz; aber Cari mußte sich noch gedulden, denn erst verlangten die Kinder ihr Recht, den Onkel zu begrüßen. Jedes wollte von ihm geführt werden, von ihm hören, wie es in Treibisch aussähe, wie es den Hunden erginge, kurz tausenderlei Fragen, die ein Kinderherz bewegen.

Endlich waren die Plappermäulchen verstummt, der Onkel hatte ihre Wißbegierde befriedigt und sie wurden der Fürsorge von Miß Atkinson, ihrer englischen Gouvernante, übergeben, und nun konnte ihn auch Cari begrüßen.

„Wie lange, Geliebter, dauerten die Wochen! — Was habe ich erduldet, dich so lange zu entbehren. Was hat dich so lange in Waldau zurückgehalten?"

„Cari, das werde ich dir alles erzählen, wenn wir erst in unserem neuen Heime sind," erwiderte Wiegand. „Nun komm, sei glücklich, daß wir uns wieder haben und freue dich mit den Kindern auf die neue schöne Heimat."

Nachdem man vorzüglich gespeist hatte, war es Zeit sich an die Bahn zu begeben.

Der frühe Herbstabend war schon hereingebroche

als Wiegand mit seinen Gästen in Luzern ankam. Die im voraus bestellten Wagen waren zur Stelle und so ging es ohne Aufenthalt weiter nach dem reizenden Landsitz Treibisch, der festlich beleuchtet auf die Ankömmlinge einen vorzüglichen Eindruck machte.

Frau Rosa aus Wien, die alte treue Haushälterin von Wiegand, war auch da; sie hatte zur Ankunft der Gäste eine frische Haube aufgesetzt, eine große weiße Schürze umgebunden und hieß die gnädige Frau und die lieben Kinder als Gäste ihres Herrn herzlich willkommen.

Das große Entree war angenehm durchwärmt und mit frischen Blumen geschmückt.

„Liebe Rosa, übernehmen Sie einmal die kleine Gesellschaft und führen Sie sie in ihre Zimmer, ich werde die gnädige Frau geleiten," sagte Wiegand.

Das alte Hofgut lag dicht am See, von Ulmen umschattet. Die Mondsichel, deren farbenloses Weiß sich langsam in leuchtendes Gold umgewandelt hatte, wiegte sich auf dem dunklen Wasser und lockte Cari mit magischer Gewalt ins Freie. Sie wollte vor allem den Garten und die nächste Umgebung des Hauses in Augenschein nehmen; sie fürchtete, es würde sonst zu spät werden und bis morgen war ihre Ungeduld nicht zu zügeln.

Eine breite Lindenallee, die den See entlang nach dem großen Obstgarten führte, hatte fast schon ihren ganzen Blätterschmuck verloren, der welk und naß am Boden lag. Es war kein angenehmes Gehen durch das feuchte, nasse Laub, allein Cari war unersättlich, immer weiter lief sie in die Nacht hinaus, sie wollte genau wissen wie die Umgebung ihrer neuen Heimat aussah, ehe sie sich das Haus besah.

Vielleicht war es auch etwas anderes was sie in die Herbstnacht hinauszog? Es drängte sie, mit dem Geliebten nach so langen Wochen der Trennung endlich ein halbes Stündchen allein zu sein, und daß ihr dieses Alleinsein im Hause nicht so schnell zu teil werden könnte, davor bangte ihr.

„Sei nicht böse, Richard, daß ich dich in Nacht und Feuchtigkeit herausschleppe, allein ehe ich dein Haus betrete, muß ich von dir hören, daß du mich unwandelbar liebst und daß diese Wochen der Trennung auf deine Gefühle keinen Einfluß hatten; du mußt mir sagen, daß auch du glücklich bist, mich wieder zu haben; und gelt, das versprichst du mir, von nun an gibt es für uns keine Trennung mehr. Ohne dieses Versprechen will und kann ich dein Haus nicht betreten."

„Geliebtes Kind, das weißt du doch, daß dies nicht von mir abhängt. Das kommt doch lediglich auf Hans an. Du weißt, daß du mir stets ein willkommener Gast bist und daß du in meinem Heim immer einen Platz findest."

„Ja Geliebter, daß weiß ich, ich möchte dir aber noch mehr sein. Ich möchte nicht nur als Gast in deiner Häuslichkeit leben, sondern dir weit näher stehen als dein geliebtes — —"

„Halt Cari, nicht weiter. Du bist mein guter Kamerad, meine süße einzige Geliebte, die meinem Herzen am allernächsten steht, aber damit laß dir genügen. Bitte, sprich jetzt nicht weiter, bedenke, du bist die Gattin des Freundes, den ich liebe, und mache dir klar, wie schmerzlich es für mich ist, sein ehrliches Vertrauen, das er dir und mir beweist, so zu täuschen. So wie bisher kann

auch ich nicht mehr weiter leben, es muß ein Ausweg gefunden werden, aber bitte nur heute rede mir nicht davon. — — Wenn ich bis jetzt gefehlt, wenn ich sein Vertrauen oft gemißbraucht habe, so hilf du mir jetzt, daß ich es nicht mehr tue."

„Das soll wohl mit dürren Worten heißen, daß du meiner überdrüssig bist?"

„Wie kannst du eine Sache nur so entstellen; siehst du denn nicht in welchem Seelenkampf ich mich befinde, wie schwer es mir fällt zwischen dem Freund und der Geliebten zu wählen? Ach Cari, verbittere mir jetzt nicht gleich die erste Stunde des Wiedersehens damit, ergründen zu wollen, was uns die Zukunft bringen wird. Kommt Zeit — kommt Rat, mein Kind, und jetzt eile, sonst holen wir uns beide noch einen tüchtigen Schnupfen in diesem kalten, feuchten Garten."

Er nahm Cari bei der Hand und führte sie dem Hause zu.

„Komm, laß mich dir nun zeigen, wie ich alles eingerichtet und sage mir, ob es deinen Beifall hat, oder ob du Änderungen wünschest. Du sollst es bequem und angenehm bei mir haben, du sollst dich vollkommen daheim fühlen."

Ein schwerer Seufzer entrang sich Caris Brust. „Ach daheim! Wenn ich das wirklich wäre," setzte sie leise hinzu. — —

Unten zu ebener Erde waren sämtliche Wirtschaftsräume und ein großes Speisezimmer, das ganz in dunklem Holz getäfelt war. Das Buffet war mit herrlichem altem Silber garniert; in der Mitte stand ein großer runder Tisch, auf dem ein appetitliches kaltes Abendbrot hergerichtet

war. Eine silberne Teemaschine summte behaglich; der ganze Raum atmete Gemütlichkeit. —

„Komm, Cari, laß uns gleich hier bleiben und meiner alten Rosa zeigen, daß wir ihrer Fürsorge Ehre antun. Ich habe Hunger. Ich will ihr klingeln, damit sie Miß Atkinson ruft; bitte, sage ihr dann einige freundliche Worte. Die alte Frau hat sich redlich Mühe gegeben alles hübsch herzurichten."

„Gern, sage mir nur, was ich ihr sagen soll, damit ich es auch deinem Wunsche gemäß tue."

„Cari, das weißt du doch am besten selbst."

„Mir scheint, du hältst sehr viel von dieser Rosa und da möchte ich doch ihre Gunst erlangen, damit du mit mir zufrieden bist," sagte Cari verstimmt.

„Du bist in keiner glücklichen Laune, ich hatte mich so auf den heutigen Abend gefreut und nun verspricht er so ganz anders zu werden, als wie ich ihn mir in meinen Gedanken ausgemalt."

„Ich kann nichts dafür — auch ich hatte ihn mir so ganz anders gedacht! Klingle deiner geliebten Rosa, ich will mir Mühe geben ihr zu gefallen, aber bitte, laß Miß Atkinson auf ihrem Zimmer. Ich mag ihr langweiliges Gouvernantengesicht nicht gleich wieder vor mir haben."

„Das geht nicht. Es ist bereits für sie an unserem Tische gedeckt und die Kinder sind zur Ruhe gebracht, das wäre mehr als eigentümlich, wollten wir sie nicht zum gemeinsamen Abendbrot bitten."

Wiegand berührte den elektrischen Knopf der Klingel, der an der Lampe über dem Eßtisch angebracht war und sofort trat Rosa herein, die bescheiden an der Türe stehen blieb.

„Frau von Berkow möchte Ihnen, liebe Rosa, danken, daß sie alles so schön hergerichtet haben."

„Ach gnädige Frau, das beste hat unser Herr selbst getan, wir haben nur seine Befehle ausgeführt."

„Ich danke Ihnen aber dennoch, sagte Cari, und bitte Sie sehr, uns auch fernerhin unter Ihre Obhut zu nehmen. Der Meister sagte mir, daß Sie sein Haus vortrefflich verwalten."

„Gnädige Frau, man tut was man kann; hoffentlich fühlen Sie und die Kinder sich recht wohl bei uns. Der Herr Gemahl wird wohl auch bald kommen?"

„Gewiß, liebe Rosa, erwiederte Wiegand an Stelle Caris. Bitte rufen Sie jetzt Miß Atkinson und dann wollen wir sehen, was Sie uns gutes vorgesetzt haben. Ich habe Frau von Berkow viel von Ihren Kochkünsten erzählt."

Frau Rosa hatte das Zimmer verlassen, die beiden waren allein.

„Was geht es denn die alberne Person an, ob und wann mein Gatte kommt? Ich finde deine Rosa etwas sehr zudringlich mit ihrer Neugier."

„Das mußt du nicht so streng nehmen, sie wollte dir sicher etwas Angenehmes sagen. Bedenke, sie ist eine einfache Frau aus dem Volke, der solche Verhältnisse wie das unsere, undenkbar sind."

„Ja, du hast recht, unser Verhältnis ist undenk- und unhaltbar."

Eben trat Miß Atkinson ein, darum konnte Wiegand Cari nicht mehr antworten. Das Abendbrot verlief ziemlich eintönig, man war abgespannt von der Reise und suchte daher früher wie gewöhnlich die Schlafzimmer auf.

Cari war verstimmt. Sie hatte sich den ersten Abend mit Wiegand vereint so ganz anders vorgestellt. Ebenso enttäuscht war sie über die kühle Aufnahme, die sie mit ihrem Projekt einer Heirat bei ihm fand. Es hielt schwerer ihn dazu zu bewegen als wie sie es sich gedacht hatte. Allein was tat es, sie wollte und mußte es durchsetzen. Mit diesem Vorsatz entschlummerte sie fest und traumlos.

* * *

Hans von Berkow hatte sich nicht getäuscht, es war seines Bleibens nicht mehr in M. Jetzt, seitdem Wiegand fort war, da man eingesehen hatte, daß beim König wirklich etwas zu erreichen war, jetzt scheute man keine Mittel, dem armen Hans den Aufenthalt in der Residenz so viel wie möglich zu entleiden. Ein frecher Angriff folgte dem andern in den öffentlichen Blättern; frecher denn je waren die Anschuldigungen, und da man sogar anfing, den Künstler herabzusetzen, verlor er endlich die Geduld.

Rasch entschlossen bat er um ein Privataudienz beim jungen König, die ihm auch sofort bewilligt wurde.

„Majestät, ich komme um meine Entlassung gehorsamst nachzusuchen."

„Aber Herr von Berkow, daß kann nicht Ihr Ernst sein? Sie wissen, wie hoch ich Sie schätze, und wie schmerzlich es mir sein würde, Sie zu verlieren."

„Ich danke Majestät untertänigst für diese Worte, allein Majestät werden selbst zu der Überzeugung gelangen, daß ich nicht mehr auf dem mir anvertrauten Posten bleiben kann. So lange man die Angriffe nur gegen den Menschen, den Privatmann richtete, so lange

nahm ich es ruhig hin; der Künstler aber darf sich das nicht bieten lassen, und darum bitte ich Majestät dringend, mir meine Entlassung in Gnaden zu gewähren."

„Ihre Entlassung — nein; aber einen Urlaub will ich Ihnen zugestehen, den Sie nach Belieben ausdehnen können. Ganz — für immer, kann und will ich Sie nicht entbehren, Sie sind mir sehr teuer."

„Majestät sind zu gnädig, ich werde mich stets Ihrem Befehle fügen."

Vier Tage später verließ auch Hans von Berkow die Residenz. Er hatte sich von Niemand verabschiedet, und niemand begleitete ihn zum Bahnhof. Seine Bekannten sollten nicht erfahren wohin er reisen würde. Man vermutete, daß er seiner Gattin gefolgt und abermals als Gast Wiegands bei diesem lebte.

Siebzehntes Kapitel.

Der Kurierzug brauſte in die ſtille Nacht hinaus. In die Wagenecke gelehnt überdachte Hans ſeine nächſte Zukunft. In ſeiner großen Not und Bedrängnis, in der er ſich noch vor ein paar Tagen befand, hatte er ein Schreiben ſeines alten, langjährigen Gönners, des Fürſten Hochberg, erhalten, der ihn aufforderte, zu ihm auf ſein Schloß nach Böhmen zu kommen, und ſolange ſein Gaſt zu ſein, als es ihm in Böhmen gefalle.

Raſch entſchloſſen ſagte Hans zu. Dann war er zum König geeilt und hatte um ſeine Entlaſſung gebeten, die unter der Form eines ihm unbeſtimmten Urlaubes in Gnaden gewährt wurde — und jetzt war er bereits unterwegs nach dem ſchönen Böhmerland. — —

„Station Labawitz — nach Neudorf ausſteigen!“ Dieſer Ruf weckte Hans aus ſeinen Träumen. Erſchreckt fuhr er empor — er wußte nicht, wo er war; er beſann ſich kaum, was er hier wollte. Doch kam er ſchnell zur Beſinnung. Er griff nach ſeinem Handgepäck, ſtieg aus dem Wagen und ſtand nun, ein Verlaſſener um den ſich niemand kümmerte, auf dem öden Bahnhof. Als er hilfeſuchend in der Dämmerung um ſich ſchaute, gewahrte er einen Diener, der zögernd auf ihn zuging, den Hut

höflich lüftete und bescheiden fragte: „Habe ich die Ehre den Herrn Baron von Berkow zu sprechen?“

Hans war sehr froh in dieser Einöde eine Ansprache zu finden, und bejahte freundlich.

„Darf ich um Ihren Gepäckschein bitten? Durchlaucht hat mich mit dem Wagen geschickt, den Herrn Baron abzuholen; doch war Durchlaucht nicht sicher, ob der Herr Baron schon so früh eintreffen könnte, sonst wäre er sicher selbst mitgekommen.“

Jetzt erst besann sich Hans, daß er dem Fürsten nicht seine genaue Ankunft angezeigt hatte, er war daher erstaunt, daß dennoch ein Wagen für ihn zur Stelle war.

Der Kutscher, der weniger sicher auf seine Ankunft zu so früher Stunde gerechnet hatte, war gegangen sich mit etwas Trinkbarem zu wärmen, denn es war schon recht frisch. Bis der Rosselenker endlich zur Stelle war, benutzte Hans die Zeit sich im Wartesaal zu wärmen. Dann bestieg er den eleganten Wagen, wickelte sich fröstelnd in seine Decke, und fuhr in die frische Morgenluft hinaus.

Es lag schon starker Reif auf den Wiesen; die gebirgige Ferne wurde noch durch Nebel verhüllt. Die Bäume waren schon fast ganz entlaubt, von den dunklen Äckern flogen Raben auf, sonst war es totenstill um ihn her. Der scheidende Herbst verbreitete eine ernste, fast schmerzliche Stimmung rings in der Natur, doch verhieß die klar aufgehende Sonne immerhin einen heitern Novembertag.

Der Weg führte eine zeitlang an der Elbe hin, dann bog der Wagen in die fruchtbare Ebene ein, und

fuhr durch ein Fabrikdorf, in dem schon rüstig gearbeitet wurde, wie die rauchenden Kamine zeigten.

Dann ging es wieder sanft ansteigend durch stille Felder und Wiesen den waldigen Bergrücken zu, die sich immer höher emporzustrecken schienen, jemehr die Nebel von ihnen wichen. Es war das böhmische Mittelgebirge, das sich vor Hansens Blick ausbreitete. Endlich tauchte aus dem Nebel ein stattliches Schloß auf, das von einem mäßigen Hügel stolz in die Ferne schaute.

„Ist das das Schloß des Fürsten?“ fragte Hans den Diener, der neben dem Kutscher Platz genommen hatte.

„Gewiß, Herr Baron.“

Das Schloß bildete ein langgestrecktes Viereck, das von einem ansehnlichen Turme gekrönt war. Ein bequemer Weg führte an großen Teichen vorbei, den Hügel hinauf; hinter dem Schloß schien sich ein Waldpark hinzuziehen; rechts und links senkte sich der Hügel zu dem Dorf hinab, das ausgebreitet zu den Füßen des Schlosses lag, dessen Fenster jetzt in der Morgensonne funkelten.

Die Pferde zogen rüstig den Hügel hinan. Der Weg war für sie ein altgewohnter, sie eilten munter dem Stalle entgegen. Jetzt endlich rollte der Wagen durch das hohe Schloßtor; ein großer Bernhardinerhund, der in der Sonne lag, schlug laut an, der Wagen war vor dem großen Schloßportal angekommen.

Ein behäbig aussehender älterer Mann kam sofort an den Wagenschlag, um dem Gaste beim Aussteigen behülflich zu sein. Der Diener nahm das Handgepäck und geleitete Hans in die erste Etage nach dem rechten Flügel, wo sich die Fremdenzimmer befanden.

Der Fürst kam Hans bis an die Treppe entgegen.

„Seien Sie beſtens willkommen, lieber Freund! Daß Sie Wort gehalten haben, freut mich außerordentlich. Werden Sie ſich nicht zu einſam hier fühlen? Sie finden mich ganz allein. Meine Freunde ſind abgereiſt, ſobald ſie das letzte Revier abgejagt hatten. Ich glaube es iſt Ihnen ſo lieber?“

„Ganz gewiß, Durchlaucht; ich danke Ihnen für dieſe Aufmerkſamkeit.“

„Aber laſſen Sie ſich jetzt erſt auf Ihre Zimmer geleiten, Sie werden ſich nach der langen Nachtfahrt ſicher etwas ausruhen wollen. Dann dinieren wir zuſammen.“

Das fürſtliche Schloß war nicht ſo groß als wie man von außen vermutete, es diente dem Fürſten hauptſächlich als Abſteigequartier während der Jagdzeit, die er jedes Jahr hier verbrachte.

Für Hans von Berkow waren zwei Zimmer mit einem Vor- und Dienerzimmer behaglich eingerichtet. In ſeinem Salon, von dem aus eine bequeme Treppe direkt in den Garten führte, ſtand ein herrlicher Blüthner-Flügel, den der Fürſt ſpeziell für ſeinen Gaſt aus Leipzig hatte kommen laſſen. Das war eine Aufmerkſamkeit, wie ſie nur Fürſt Hochberg erzeigen konnte.

Die Türen waren mit Portieren gut verhüllt, aber unter dem Flügel war jeder Teppich entfernt. Das ganze Schloß war durch Luftheizung angenehm durchwärmt, im Kamin brannte ein helles Feuer, was die Behaglichkeit nur erhöhte.

Beim Diner war die Unterhaltung eine ſehr lebhafte und allgemeine. Der Kaffee wurde in dem Arbeitszimmer des Fürſten ſerviert, und hier erſt erkundigte

sich dieser teilnehmend, wie denn alles gekommen, und wie sich Hans seine nächste Zukunft zu gestalten gedächte.

„Wie schade, daß ich keinen Hofstaat habe," sagte der Fürst lächelnd, „ich würde Sie gleich zu meinem Hofpianisten ernennen. Aber ob mit oder ohne Hofstaat, Sie wissen, daß Sie mir stets willkommen sind, und bei mir bleiben können, solange Sie Lust haben, meine Gesellschaft zu teilen."

„Ich danke, Durchlaucht, innigst für diese Kundgebung Ihres Vertrauens, die ich um so höher schätze, als jetzt wenig Menschen mir freundlich gesinnt sind."

„Ist nicht nötig, lieber Freund, daß ich bei Ihnen erst noch Charakterstudien mache; Sie wissen, daß jeder Künstler in seinem Spiele sogleich verrät, was er ist."

„Sie meinen, Durchlaucht, was er als Künstler ist?"

„Nein, auch als Mensch, als Charakter. Der eine spielt flüchtig, der andere pedantisch; der eine natürlich der andere affektiert; ein Anschlag ist weich, ein anderer hart, einer ist im Vortrag klar, energievoll, ein anderer verschwommen, gedankenlos. Das sind immer Reflexe des Innern, woraus man auf den ganzen Charakter schließen kann — wenn er uns überhaupt interessiert."

„Durchlaucht sind nicht nur ein Musiker, sondern auch Menschenkenner. Ich möchte Durchlaucht bitten mir zu sagen was Sie aus meinem Spiel herausgehört haben?"

„Ich verlange keine Konfessionen von Ihnen, ich will Ihnen nur ungefähr sagen, was mir Ihr Spiel verrät. Ihr Spiel zeigt Energie, klaren Kopf und warmes Herz. Das ist das Beste. Aber ich glaube, mit der Energie im Leben ist es bei Ihnen nicht weit her. Ich wollte beinahe irre an Ihnen werden."

„Durchlaucht, darf ich offen zu Ihnen reden, so wie es mir ums Herz ist? Ich habe bis jetzt niemand gefunden, der mir genügend Teilnahme bezeugt hätte, um ihm mein Herz auszuschütten; und doch, wie sehne ich mich gerade darnach."

„Wenn es Ihnen Bedürfnis ist, so tuen Sie es, lieber Freund, nur sollen Sie nicht denken, daß ich mich in Ihr Vertrauen eindrängen möchte. Sie sollen vor allem bei mir Ruhe und Frieden vor den Menschen finden; das war der Zweck meiner Einladung." —

„Ich war sehr unglücklich die letzten Monate in M.; vielleicht noch unglücklicher darum, weil ich zu keinem Entschluß gelangen konnte."

„Das ist man an Ihnen sonst nicht gewöhnt, verehrter Freund. Sie wissen doch stets ganz klar, was Sie wollen."

„Gewiß, auch jetzt; aber es steht meinen innersten Gefühlen, meinem Herzen so entgegen, daß ich lange Zeit brauche mich in das Unabänderliche zu fügen. Durchlaucht, Sie glauben nicht, wie schwer es ist, sein liebstes von sich zu lassen. Ich habe meine Frau geliebt, geliebt mit meiner ganzer Seele, mit meinem ganzen großen Herzen. Sie war das Glück meines Lebens. Wir haben uns aus innigster Liebe geheiratet. Wenn Sie mir auch keine solch überschwenglichen Gefühle entgegenbrachte, so weiß ich doch, daß ich ihr Herz besaß. Ich weiß auch, daß es mir heute noch gehört, verstehen Sie mich recht Durchlaucht, nicht mehr wie früher, nein, allein sie kann mich nicht aus ihrem Leben gestrichen haben. Die ganze unselige Leidenschaft, die in ihr geschlummert, hat sie jetzt auf Wiegand konzentriert. Ich kann das verstehen, be-

greifen, er ist ein seltener Mensch — ein Mensch, den man vergöttern muß; es ist nur schmerzhaft für mich, daß es gerade meine Frau ist, die von seinem Wesen, seinem Genie so bezaubert, so gefangen wurde! Ich kann ihr nicht einmal böse sein, denn ich verstehe sie so gut — ach so gut!"

„Aber lieber Freund, ist denn ein guter Mensch nicht so viel wert wie ein Genie?"

„Ach Durchlaucht, darüber läßt sich nichts sagen. Mit süßen Harfentönen wurde ihre Seele angezogen, unter denen die meine blutig zusammenzuckte. In meiner Seele brennt ein Weh, so qualvoll verzehrend — wenn ich es bis jetzt noch nicht gewußt hätte, so weiß ich es nun, daß ich es nie lernen werde, die Einzige zu vergessen. Ihr Leben ist untrennbar dem meinen verknüpft. Sie ist eins mit mir, in mir, unlösbar, untrennbar, und so soll es bleiben. So ist es mein Glück und mein Leid. Und was sie mir war, das soll in mir fortleben, wie es kann und mag. Dagegen kämpfen werde ich nicht. Und wenn sie mir nie mehr ein Glück geben kann, dann kann ich doch das Leid ganz auskosten. — — Das habe ich in den letzten Monaten lernen können.

„Sie empfinden groß und edel" erwiederte der Fürst, „Was wird wohl der Lohn für so viele Liebe und Treue sein?"

„Nach dem Lohn fragt kein liebendes Herz erwiderte Berkow. Cari ist durch die Musik an Wiegand gefesselt, und wenn ich sie nur an die Musik abtreten müßte, das könnte ich verschmerzen; aber sie will jetzt in der Musik Nahrung für die Glut, die in ihr lodert, und dann wird sie sie in dem Menschen suchen der ihr diese Musik vermittelt. In

dieſem Zuſtand der Extaſe, in dem ſie jetzt iſt — finde ich kein Gehör, wenn ich auch mit „Menſchen- und mit Engelszungen“ verſuchen wollte, nochmals zu ihrem Herzen zu reden. Es iſt ein völliger Rauſch in ihr. Auch in der Muſik war ſie früher ſo klaſſiſch — und jetzt will ſie nur Leidenſchaft. Als ich ihr kurz vor ihrer Abreiſe die Sonate pathètique vorſpielte, ſagte ſie mir, und das iſt charakteriſtiſch für ihren Seelenzuſtand: „Du ſpielſt ſie vollendet, ſo wie ſie vielleicht die Engel im Jenſeits einſt ſpielen werden — aber ich werde nicht mehr warm dabei, ich will hingeriſſen, fortgenommen ſein, und ſei es durch Qual und Leid! Mir iſt nicht wohler, als wenn ich etwas recht Exzentriſches tue, und mag auch die ganze Stadt darüber den Kopf ſchütteln, ich frage gar nichts danach. Mir iſt nichts verhaßter als das Alltägliche!“ — Und weil ich ſie ſo gut verſtehe, weil ich klarer als ſie ſelbſt in ihrer Seele leſe, darum weiß ich, daß ſie für mich verloren iſt.“

„Sie trifft gewiß kein Vorwurf; Sie haben ſich nicht geändert. Die Pflicht war ſtets der Leitſtern, dem Sie folgten. Das hat ihre Gattin gewußt, und Sie einſt gerade deshalb geliebt. Ich glaube, der Kunſt-Enthuſiasmus verzweigt ſich bei ihr; aber Ihre Frau hat einen Vorzug, der mir noch höher ſteht, in dem ſie Unglaubliches leiſtet: ſie iſt ein Genie der Gewiſſenhaftigkeit.“

„Durchlaucht, haben Sie dank für dieſes Wort. Auch Sie glauben noch an ihre Reinheit, trotz all dem Schmählichen, was man ihr und Wiegand vorwirft, ich habe nie einen Moment an ihre Schuld geglaubt, und dieſer Gedanke allein hat mich das Fürchterliche ertragen laſſen.“

„Halten Sie fest an diesem Glauben — dann werden Sie nie ganz unglücklich werden," sagte der Fürst ernst.

* * *

Wochen waren vergangen seitdem Hans von Berkow als Gast auf dem Schloß des Fürsten weilte. So oft er auch mit dem Fürsten allein zusammen war, sie kamen nie mehr auf jenes Gespräch zurück. Der Fürst musizierte viel mit Hans, und suchte ihn so viel wie möglich der Einsamkeit zu entreißen, allein seine Vorschläge wurden von Hans meistens abgelehnt.

Ungefähr vierzehn Tage vor Weihnacht machte der Fürst Hans den Vorschlag, mit ihm für ein paar Tage nach Prag zu kommen. Er habe dort allerlei persönlich zu besorgen, und für Hans wäre es doch auch eine kleine Abwechselung.

„Auch soll die Oper gar nicht schlecht sein, sagte er, wir werden uns einen Abend ganz gut unterhalten. Natürlich dürfen Sie nicht Ihren Maßstab anlegen."

„Durchlaucht, ich bin nicht so anspruchsvoll, wie Sie annehmen; übrigens ist mir Ihre Gesellschaft Garantie genug, daß wir nur Gutes zu hören bekommen, denn ich glaube kaum, daß das Mittelmäßige Sie anziehen würde."

Zwei Tage später reiste Hans von Berkow in Begleitung des Fürsten nach Prag.

Der Fürst nahm wie immer Wohnung im „Schwarzen Roß". Die telegraphisch bestellten Zimmer waren geheizt, und im Salon des Fürsten war bereits ein feines Frühstück serviert.

Für den Nachmittag wurde ein Wagen bestellt, denn trotzdem Hans schon öfters in Prag konzertiert hatte, war ihm die Stadt bis jetzt fremd geblieben. Der Fürst

freute sich, ihm das hunderttürmige Prag zu zeigen; vor allem natürlich den Hradschin mit der alten Königsburg, der Domkirche, dem National-Museum; dann den Wallenstein'schen Palast, den Franzen's Quai mit den Kaiserdenkmälern, und was man sonst noch bei der Umfahrt bequem erreichen konnte. Über die große Moldaubrücke, die jedem Fremden imponiert, wanderten sie zu Fuß.

Am Abend ging man ins Theater. Leider wurde „Lucia" gegeben. Der Fürst hatte eine Loge im ersten Rang genommen, und Hans mußte ihn höflichkeitshalber begleiten. Er hätte sich diese Vorstellung sicher gern geschenkt. Gelangweilt saß er an des Fürsten Seite, als das Harfensolo das Erscheinen der Sängerin ankündigte, die bei ihrem Auftreten mit großem Applaus empfangen wurde. Die hübsche Person, mit einer sehr guten tüchtigen Stimme, die entschieden gute Studien gemacht hatte, erregte die Aufmerksamkeit von Hans. Ihre Erscheinung war ihm nicht unbekannt. Immer und immer wieder mußte er nach der Sängerin schauen, er wußte offenbar nicht, wo er sie einst gesehen hatte. Auch der Sänger des Edgardo kam ihm merkwürdig bekannt vor. Diese süßliche Stimme mit dem affektierten Gaumenton hatte er sicher schon gehört. Beim Duett ließ Edgardo seine Blicke über die Logen schweifen, und entdeckte Hans, fixierte ihn, und flüsterte Lucia einige Worte zu, die nun ebenfalls nach der Loge blickte, und Hans sofort zu erkennen schien. Jetzt wußte auch Hans, wo er die Beiden schon gesehen hatte. Hinter dem theatralischen Namen der Signorina Adolfi, verbarg sich die kleine Soubrette Adolf, die einst unter seiner Direktion ihre Theaterkarriere begonnen hat. Er konnte sie damals recht gut leiden,

und sie war ihm noch weniger abgeneigt. Ja, ja, sie hatten ein ganz gehöriges Liebesverhältnis miteinander. Er hatte ihr damals in Zürich immer ihre Partien einstudiert. Die kleine Person hatte mit ungeheuer praktischem Blick sofort erkannt, daß Hans der rechte Mann für sie war. Sie hatte schon damals nicht die Absicht, Primadonna auf einer Bühne dritten Rangs zu bleiben — sie wollte höher hinaus. Sie wußte genau, was ihr fehlte; sie brauchte einen tüchtigen Lehrer, welcher in ihren Gesang Methode brachte, ihr aus dem Naturalismus heraus half, und sie zur Künstlerin machte. Das alles tat Hans; die kleine Adolf hatte mit weiblichem Scharfblick sofort den Eindruck erkannt, den sie auf Hans ausübte, und von nun an keine Mühe gescheut, ihn in ihre Netze zu ziehen. Daß es ihr nicht vollkommen gelungen, daran war nur der Zufall schuld. Hans mußte schneller, als wie beide es voraus sahen, die Truppe verlassen, und so ihr Verhältnis, das ein sehr intimes geworden war, abbrechen; und nun nach so langen Jahren, in denen er die kleine Geliebte ganz aus den Augen verloren hatte, sollte er sie hier wiederfinden.

Als er mit dem Fürsten die Loge verließ, gab ihm der Logendiener ein kleines Billetchen.

„Haben Sie hier Bekannte?“ fragte verwundert der Fürst.

„Nicht daß ich wüßte, Durchlaucht, wir wollen einmal sehen wer da schreibt.“ — Schnell öffnete er das Briefchen.

„Ei, ei, die kleine Adolfi hat mich so gut erkannt wie ich sie, und nun fordert sie mich auf, sie morgen zu besuchen. Ich bin neugierig, was sie von mir will.“

„Sie haben mir nicht gesagt, daß Sie die Dame kennen.“

„Ja, Durchlaucht, die Signorina Adolfi war mir eine Fremde, allein daß ich unter diesem Theaternamen die kleine Adolf wieder finden würde, konnte ich nicht annehmen."

„Wenn Sie morgen zu ihr gehen, so halten Sie nur Ihr Herz fest und seien Sie vorsichtig, man sagt, sie soll viele Verehrer haben."

„Durchlaucht, mir wird sie nicht gefährlich."

Am andern Mittag suchte Hans seine kleine Freundin von früher auf. Sie wohnte sehr elegant am Roßmarkt. Eine Kammerjungfer öffnete ihm und führte ihn in einen geräumigen Salon, in dem ein Flügel stand."

Wenige Minuten später trat Fifi ein.

„Na, grüß Gott, da bist du ja. Siehst du aber elend aus! Na nach all dem was du durchgemacht hast, ist es kein Wunder."

„Fifi, wenn wir Freunde bleiben wollen, so rühre nicht daran, das geht dich nichts an und das verstehst du auch nicht," erwiederte Berkow.

„Hoho, mein Lieber, das verstehe ich wohl. Du meinst, weil ich nicht verheiratet bin, würde ich es mit der ehelichen Treue nicht so genau nehmen; darin irrst du, siehst du, i ch bin meinem Franzel treu und brauche keinen Wiegand, der mich anbetet! Wie gesagt, mir genügt mein Franzel."

„Ich sage dir, schweige oder ich bereue, daß ich gekommen bin und verlasse dich sofort."

„Nun gut, wenn du es nicht hören willst, so bin ich still und schweige. Wie kommst du hierher nach Prag? Doch nicht um mich zu hören oder gar zu sehen?"

„Nein, gewiß nicht, denn ich hatte keine Ahnung,

daß du hier bist. Ich bin in Begleitung des Fürsten Hochberg hier, dessen Gast ich schon längere Zeit bin."

„Ich verstehe; du wolltest dem Skandal in M. ausweichen und hast dich zum Fürsten gerettet."

„Fifi"! — Hans stand auf und griff nach seinem Hut.

„Bleibe nur sitzen, ich bin ja schon still. Weißt du, du könntest mich deinem Fürsten einmal vorstellen, er soll schmählich viel Geld haben."

„Ach, so ist es gemeint, — wo bleibt denn deine viel gerühmte Treue? Von mir will ich ja gar nicht reden, ich denke lediglich nur an den beneidenswerten Franzel."

„Weißt du, du brauchst nicht gleich frech zu werden, dazu hast du nun gar keinen Grund und schlimm über mich denken noch weniger, es ist immer gut, wenn eine Künstlerin fürstliche Protektionen hat."

„Ah, so war es gemeint! Nun mein Kind, ich werde sehen, was sich tun läßt. Mein Fürst ist nur sehr schwer zugänglich und besonders gegen so leichte Ware, wie du nun einmal zu sein scheinst."

„Na, liebenswürdiger bist du in deiner Ehe nicht geworden. Wenn du deiner „Verflossenen" ähnliche Dinge gesagt hast, kann ich es verstehen, daß sie sich anderweitig versorgt hat. Der Wiegand soll ja jetzt unglaubliche Summen für seine Opern einnehmen, ohne die vielen Millionen, die ihm der König geschenkt hat."

„Jedenfalls hast weder du, noch habe ich sie gezählt, und dabei beruhige dich. Wie mir scheint, geht es dir hier recht gut. Du bist famos eingerichtet und scheinst auch sehr zu gefallen; übrigens mache ich dir mein Kompliment für deine gestrige Leistung, du hast tüchtige Fortschritte gemacht."

„Findeſt du? Das freut mich.“

„Du könnteſt bei jedem erſten Hoftheater ankommen und wenn ich dir darin behilflich ſein kann, ſtehe ich gern zu Dienſten.“

„Ich danke dir; jedoch ich will aber vorläufig noch hier in Prag bleiben. Vielleicht ſpäter.“

„Aha, ich verſtehe. Du haſt wohl ſehr reiche Protektoren hier? Deinen Toiletten und deiner ganzen Einrichtung nach zu ſchließen.“

„Ja, es geht mir beſſer wie damals in Zürich; dort war oft Schmalhans Küchenmeiſter. Weißt du, Hans, es war aber doch einzig ſchön, wenn wir in meinem kleinen Dachſtübchen zuſammenſaßen, wir haben da zwar manchmal erbärmlich gefroren, aber in unſeren Herzen war warmer Sonnenſchein. Du haſt mir damals gerade die Partie der Pamina einſtudiert. Es war dies meine erſte größere Partie. In Erinnerung an dich zählt ſie heute noch zu meinen Lieblingspartien.“

„Das iſt ja ſehr nett von dir, daß du mir ein ſo treues Andenken bewahrt haſt; hoffentlich hat es dich aber nicht gehindert, auch ſonſt etwas fürs Herz zu finden?“

„Nein, gewiß nicht, aber du weißt: „on revient toujours à ses premières amours.“

„Sehr ſchmeichelhaft; war ich denn deine premier amour?“

„Und das frägſt du noch? Du undankbarer Menſch,“ erwiderte Fifi ſchelmiſch, indem ſie ſich erhob, auf Hans zuging und ſich ihm auf die Knie ſetzte. In dem Moment trat die Zofe ein, die bei dieſem Anblick auch nicht im geringſten überraſcht ſchien, ſie mußte an derlei gewöhnt ſein.

„Was gibt es, Julie? Ich hatte Ihnen doch ausdrücklich gesagt, daß, so lange der Herr Baron hier ist, ich für Niemand zu sprechen bin."

„Man gab diese Blumen für Madame ab, ich habe den Herrn Grafen in das Boudoir geführt."

„Gut, er kann warten. Legen Sie die Blumen zu den andern, ihr Geruch ist betäubend."

„Aber bitte, laß wegen mir deinen Grafen nicht warten, ich will nicht stören, ich gehe sofort."

„Du störst durchaus nicht, wem so viel daran gelegen ist, mich zu sprechen, der ist schon daran gewöhnt, daß er warten muß."

„Ich muß aber doch aufbrechen."

„Wie lange bleibst du noch hier? Ich rechne sicher darauf, dich nochmals zu sehen und zwar mit deinem Fürsten."

„Ich will sehen, ob sich das machen läßt."

„Vielleicht gleich heute Abend, da bin ich frei, da könnten wir zusammen soupieren."

„Das kann ich nicht versprechen, ich kann nicht über den Fürsten verfügen. Jedenfalls hörst du von mir. Lebe wohl für heute."

„Auf Wiedersehen."

Als Hans ins Hotel kam, war der Fürst schon zu Hause, er erwartete ihn zum Frühstück.

„Nun, haben Sie Ihre kleine Freundin angetroffen?"

„Gewiß, Durchlaucht, sie ist noch ganz die Frühere, nur vielleicht noch eine Schattierung leichtsinniger — so, wie eben das Theatervolk alle ist."

„Darf ich Ihnen einen Rat geben, lieber Freund, den Sie mir nicht falsch auslegen werden?"

„Aber Durchlaucht, gehöre ich zu den Menschen, die die Wahrheit nicht hören können? Ich bitte darum."

„Nun, so suchen Sie Signorina Adolfi nicht mehr auf."

„Fürchten Durchlaucht für meine Moral?"

„Nein, das nicht, aber ich möchte denen in Treibisch auch nicht die kleinste Handhabe geben gegen Sie, und wer weiß, wie man diesen Verkehr dort auslegen würde? Sie wissen, „gute Freunde" hat man überall."

„Ich danke, Durchlaucht, für diesen wohlgemeinten Wink und werde ihn befolgen."

Am andern Tage schrieb Hans an seine kleine Freundin, daß sich die Angelegenheit mit dem Fürsten nicht nach ihrem Wunsch erledigen lasse und er annähme, daß ihr an seinem alleinigen Besuch nicht so viel läge, um durch ihn in ihren andern Beziehungen gestört zu werden, daher sage er ihr auf schriftlichem Wege Lebewohl.

Zwei Tage später kehrte er mit dem Fürsten nach Schloß Neudorf zurück.

* * *

Weihnacht war vorüber, Neujahr stand vor der Türe. Hans war noch immer der Gast des Fürsten.

„Ich muß für ein paar Tage nach Wien, hoffe aber, sehr bald wieder zurück zu sein und Sie dann noch hier zu finden," sagte der Fürst eines Morgens zu Hans. „Ein Teil meiner Dienerschaft bleibt hier, und ich hoffe, daß es Ihnen an nichts fehlen wird. In den ersten Januartagen bin ich wieder zurück."

Er verabschiedete sich von Hans und fuhr nach Wien.

Jetzt war Hans ganz allein in dem alten Fürsten-

ſchloß. Er fühlte ſich grenzenlos einſam und entbehrte vor allem den geiſtigen Verkehr. Bücher konnten ihn wohl einige Zeit darüber hinwegbringen, je mehr aber die Abweſenheit des Fürſten ſich in die Länge zog, je ſchwerer litt Hans darunter. Doch Entbehrungen, die man ſich freiwillig auferlegt, Zuſtände, von denen man ein Ende vorausſieht, ſind immer zu ertragen. Nur das Aufgezwungene, das Unabänderliche und Unabſehbare wird unerträglich; und darum fand ſich auch Hans in die ſelbſtgewählte Einſamkeit. Doch auch die ſollte bald ihr Ende erreichen.

Es war gegen Mitte Januar, als eines Morgens in aller Frühe ein Eilbrief für Herrn von Berkow abgegeben wurde.

Hans lag noch im tiefſten Schlaf, als der Diener ihn weckte, und nur ſchwer konnte er ſich ermannen, den Poſtſchein zu unterſchreiben. Als er aber einen Blick auf die Adreſſe geworfen hatte, war er ſogleich munter.

Von Cari, was mag ſie wohl wollen? Schnell läutete er dem Diener, ließ ſich die Vorhänge aufziehen, und las das ſo ſehnlichſt erwartete Schreiben. Ach ſo, das hatte er ja ganz und gar vergeſſen! Er hatte ihr damals im Oktober beim Abſchied verſprochen, Ende Januar, zu ihrer Entbindung nach Treibiſch zu kommen, er hatte in der letzten Zeit, als faſt alle Nachrichten ausblieben, nicht mehr gedacht, daß es ihr mit dieſem Wunſche damals Ernſt ſei. Sollte er ſich doch am Ende in ihr getäuſcht haben? Vielleicht war es doch noch nicht ganz vorbei mit der Liebe und dem Glück? Jetzt mußte er ſein Verſprechen halten, wollte er nicht wortbrüchig erſcheinen!

Nach dem Frühſtück ließ er ſich von dem Diener

einen kleinen Koffer packen und schrieb an den Fürsten. Er teilte ihm den Grund seiner so schnellen Abreise mit, und bat um die Erlaubnis wiederzukommen, im Falle sich die Verhältnisse nicht gänzlich ändern sollten. Am Abend verließ er das Schloß und fuhr mit dem Nachtschnellzug über Nürnberg nach Luzern. Er hatte von Lindau seine Ankunft telegraphisch gemeldet.

Max, der Kammerdiener von Wiegand, war am Bahnhof, ihn abzuholen.

„Alles wohlauf, Max?"

„Gewiß, Herr Baron. Der Meister ist für ein paar Tage verreist, aber die Frau Baronin und die Kinder erwarten den Herrn Baron."

„Das ist schön."

So herrlich wie der Weg am See entlang auch im Sommer sein mochte so unangenehm war er zur jetzigen Jahreszeit. Es hatte stark getaut, die Wege waren bodenlos, und mehr als einmal blieb der Wagen im tiefen Schmutz stecken Nur mühsam kamen die Pferde vorwärts. Es war schon ganz dunkel, als man das Hofgut erreicht hatte.

Frau Rosa stand in der Hausflur, den Gast zu empfangen und ihn zu seiner Frau zu führen, die heute den ganzen Tag ihr Zimmer nicht verlassen hatte.

„Nun, da bist du ja, es freut mich, daß du Wort gehalten hast!" rief Cari dem Kommenden entgegen.

„Cari, grüß dich Gott, wie freue ich mich dich wiederzusehen! Aber sage mir Liebste, du empfängst mich gleich mit einem Vorwurf, wann habe ich je mein Wort dir gegenüber nicht eingelöst? Du weißt doch wie sehr ich dich liebe und wie gerne ich diesem meinem Versprechen nachgekommen bin."

„Ja, Hans, es ist gut, daß du da bist. Mache es dir bequem, deine Zimmer sind eingerichtet, du bist drüben in dem andern Flügel einquartiert."

„Und die Kinder, wo sind die Kinder? Die will ich doch zuerst begrüßen."

„Sie sind bei Miß Atkinson, sie haben ihre englischen Arbeiten wahrscheinlich noch nicht beendet."

„Nun, unsere kleine Baldi treibt wohl noch kein Englisch; warum wird mir das Kind nicht zum Willkommen gebracht?"

„Ich wußte nicht, daß dir soviel daran liegt die Kleine zu sehen, sie wird sogleich hier sein." Cari drückte auf den elektrischen Knopf der Klingel und befahl der eintretenden Zofe, die kleine Baldi mit ihrer Wärterin hierherzubringen.

Als die Wärterin mit der Kleinen kam und der Vater ihr entgegeneilte, sie zu herzen und zu küssen, verbarg sie ihr rundes Kindergesichtchen hinter der großen Haube ihrer Wärterin.

„Aber mein Herzenskind, kennst du deinen Papa nicht mehr? Komm zu mir, habe doch den Papa ein bischen lieb."

Klein Baldi wollte offenbar nicht auf diese Zärtlichkeiten eingehen, sie fing energisch an zu schreien, und war erst dann zu beruhigen, als sie mit ihrer Wärterin das Zimmer verlassen durfte. Drei Monate hatten vollkommen genügt, das Andenken des Vaters zu verwischen.

„Das war kein herzlicher Empfang," sagte der auf das schmerzlichste enttäuschte Vater. — „Die Kleine kennt mich nicht mehr."

„Wie kannst du das aber auch von einem Kinde

das noch nicht zwei Jahre alt ist, anders erwarten? Du mußt Geduld mit ihr haben."

„Das werde ich, aber weh tut es trotzdem. Bitte rufe jetzt meine beiden Ältesten, es verlangt mich darnach, ein herzliches Grüß Gott in ihren lieben Augen zu lesen, die werden sich ja wohl meiner noch erinnern."

„Es ist ganz gegen meine Ansicht, den Unterricht zu unterbrechen, wenn du aber darauf bestehst, so mag es für dieses Mal geschehen." — Cari erhob sich und ging nach der Türe, um dem im Vorzimmer beschäftigten Max den Auftrag zu geben, die Kinder zu rufen.

Nach ein paar Minuten traten sie bei der Mutter ein.

Der Vater stand in Gedanken versunken am Fenster und schaute in die dunkle Nacht hinaus. — In die Seele des einsamen Mannes fiel kein Lichtblick. Bitteres Leid nagte ihm am Herzen, das Glück, vermißt und dann mit Freuden empfangen zu werden, sollte er nicht empfinden. Sein innerstes Leben war erkrankt — ihm war nicht mehr zu helfen. — Hatte er es bis jetzt auch noch nicht begriffen — so begriff er es heute. Er mußte von nun an auf Glück und Liebe verzichten — nur der Liebe verzehrender Schmerz sollte ihm bleiben; und wenn er mit jedem Atemzug, mit jedem Gedanken, mit jeder Willensregung auch nach dem Tode verlangte, heiß und sehnsüchtig, wie nur ein anderes Herz nach Glück, was nützte ihm das? .... Ach Glück, nur das Glück, nach dem sein Herz allein sich sehnte! — —

„Mama, du hast uns rufen lassen, was gibt es, ist Onkel Wiegand wieder hier?"

„Nein, Onkel ist nicht gekommen, aber der Papa ist da und will Euch sehen."

„Ach, nur der Papa und nicht der Onkel," kam es aus Beider Mund; und der arme gefolterte Mann mußte auch aus diesen Kinderstimmen die große Enttäuschung heraushören.

„Hans, die Kinder sind da, willst du sie nicht begrüßen?" hörte er Caris scharfe Stimme rufen. Mühsam, eine Träne im Auge zerdrückend, drehte er sich um, ging auf seine Kinder zu und wollte sie in seine Arme schließen, allein die beiden Mädchen reichten ihm die Hand, machten den ihnen eingedrillten Knix und standen so steif und kalt vor ihm, daß er sofort wußte, daß er auch die Herzen seiner zwei Ältesten verloren hatte. Es war eine förmliche, kühle Begrüßung, die nur wenige Minuten währte, und nach der die Kinder mit Freuden das Zimmer der Mutter verließen, um in ihre Räume zurückzukehren.

„Die haben mich ebenso wenig vermißt wie du," stieß Hans bitter heraus.

„Warum sollten sie dich auch vermissen, sie haben alles, was sie verlangen können, Wiegand sorgt in wahrhaft väterlicher Weise für sie." —

„Und daß der eigene Vater nicht für sie sorgen kann und darf, sie nicht hegen und pflegen kann, wie er es gern möchte, das wissen sie nicht und daß das nicht seine Schuld — wenn er so wenig um sie ist, auch das wissen sie nicht. Gott mein Gott, wie soll ich das ferner ertragen?" —

Cari zuckte die Achseln und sah gelangweilt nach ihrem tieferregten Gatten. — „Hans, ich habe garnicht gewußt, daß du solche Anlagen zur Sentimentalität hast. Sage, willst du es dir jetzt nicht endlich bequem machen,

und dann mit mir zu Abend speisen? Frau Rosa ist sehr pünktlich und ich glaube, es ist Zeit." —

Vier Tage weilte Hans schon in Treibisch, als er Morgens ganz früh ein ruheloses Treppauf, Treppab vernahm. Auf sein Klingeln erschien Max, der ihm berichtete, die Frau Baronin sei leidend, man habe schon in der Nacht nach dem Arzt geschickt. Hans war in zwei Minuten aus dem Bett und in den Kleidern; er eilte nach dem Zimmer seiner Frau, aus dem ihm eben der Arzt entgegen trat.

„Alles vorüber, Herr Baron, ich gratuliere zur kleinen Tochter. Frau Baronin ruht etwas, es ging alles vortrefflich. Ja, ja bei Nummer vier geht es leichter wie beim Ersten."

„Warum hat man mich nicht gleich gerufen?"

„Frau Baronin wollte es nicht; sie wollte wahrscheinlich den Herrn Baron überraschen."

„Kann ich jetzt meine Frau sehen?"

„Ich denke ja, Frau Baronin ist nur sehr ermüdet und wird sicher ruhen wollen."

„Nun, zuvor werde ich wohl sie und das Kind umarmen dürfen?"

„Gewiß, wollen Sie bitte, eintreten."

Hans ging zum Bett seiner Gattin, die erschöpft und wie es schien sehr verstimmt in den Kissen lag.

„Cari, Herzensfrau, wie fühlst du dich? Warum hast du mich nicht rufen lassen, ich hätte so gern diese schweren Stunden mit dir verbracht. Was bin ich glücklich, daß es überstanden."

„Ach, Hans, laß das, ich bin trostlos — wieder ein Mädchen!"

„Aber Cari, das ist doch ganz gleichgültig! Die Hauptsache ist: daß es dir gut geht, und daß du wohl bist. Nun drehe dich nach der Wand und versuche zu schlafen, ich will dich nicht mehr stören. Ich verspreche dir, ich werde unser kleines Töchterchen genau so lieb haben, als wenn es ein Sohn wäre. Wie willst du die Kleine nennen?"

„Natürlich Eva!"

„Warum natürlich?"

„Du weißt doch, daß es Wiegands Wunsch ist."

„Ach so, und nach meinem Wunsch, nach dem Wunsch des Vaters, wird natürlich nicht gefragt?"

„Ich wußte nicht, daß du dich für einen andern Namen entschieden hattest."

„Das nun nicht; es ist mir auch ziemlich gleichgültig — so mag es denn eine Eva sein."

„Bitte, vergiß nicht Wiegand sofort zu benachrichtigen. Ach wie gern hätte ich ihm die Geburt eines Jungen gemeldet!"

„Aber Cari, das wird Wiegand doch völlig gleichgiltig sein, ob wir einen Sohn oder eine Tochter haben?"

„Meinst du?"

Hans blickte seine Frau überrascht an und beugte sich zu ihr herab, ihr einen Kuß auf die Stirne zu drücken.

„Schlaf wohl, ruhe dich aus, wenn du dann Lust zum Plaudern hast, so laß mich rufen, ich werde selbstredend das Haus nicht verlassen."

* * *

Vierzehn Tage waren schon vorüber, seitdem Klein-Eva geboren. Wiegand war noch immer abwesend und

hatte auch bis jetzt noch nicht den Tag seiner Ankunft festgesetzt; Hans dagegen weilte immer noch in Treibisch. Er hatte sich vorgenommen, Frau und Kinder nicht eher wieder zu verlassen, als bis er mit Cari über die Zukunft einig. Nach M. wollte er unter keinen Umständen mehr zurückkehren. Cari mochte den künftigen Aufenthaltsort wählen! Wo sie sich wohl fühlen würde, wo sie leben wollte, würde auch er glücklich sein. Er würde ja voraussichtlich nur stets vorübergehend zu Hause sein, da jetzt seine Haupttätigkeit dem Virtuosen gelten sollte. Er mußte Geld verdienen, recht viel Geld, um Frau und Kindern das Leben so angenehm wie nur möglich zu gestalten. Zu ihm zurückgekehrt, sollten sie keine jener Annehmlichkeiten vermissen, die ihnen Wiegand in so reichem Maße bieten konnte. Liebte Cari das Landleben, so war auch er damit einverstanden, sich auf das Land zurückzuziehen, zu jedem Opfer war er bereit, wenn er nur erst wieder mit Frau und Kindern vereint war.

Ein herrlicher Februartag hatte Cari heute zum ersten Mal aus ihrem Zimmer in den kleinen Wintergarten gelockt, der an das Speisezimmer anstieß. Hans war diesen Morgen nach Basel gefahren, er hatte dort allerlei Konzertangelegenheiten zu ordnen; — sie war also allein, ganz allein, denn die Kinder durften ja nie ohne ihre spezielle Erlaubnis ihre Zimmer betreten. Sie hatte sich eine Chaiselongue unter die herrliche Palme stellen lassen und wollte lesen. Um sie herum dufteten Maiblumen, Narzissen und Hyazinthen, nur zu bald aber entsank das Buch ihren Händen, es ging nicht so recht mit dem Lesen, die Gedanken stürmten zu mächtig auf sie ein und immer und immer fragte sie sich wieder, was

nun werden sollte. So wie bisher, konnte es nicht weiter gehen — so nicht. Dieses Leben war für sie nicht mehr zu ertragen.

Warum konnte dieses unglückselige kleine Geschöpf, dem sie jetzt das Leben geschenkt, nicht ein Junge sein! — Ein Junge, der so heißersehnte Junge, der blieb aus! — — Wie viel leichter hätte sich dann alles für sie gestaltet! Das wußte sie, seinen Jungen hätte Wiegand keinem andern überlassen — aber ein Mädchen — — nur ein Mädchen. — —

Cari stand von ihrem Lager auf, ging nach dem Speisezimmer und überzeugte sich, daß kein Lauscher in der Nähe. Max ging eben am Wintergarten vorüber, als sie dahin zurückkehrte.

„Max!"

„Frau Baronin?"

„Ist mein Mann noch nicht aus Basel zurück?"

„Nein. Der Herr Baron haben den Wagen erst für den 5 Uhr-Zug bestellt und jetzt ist es kaum 2 Uhr."

„Es ist gut, melden Sie mir, wenn der Kutscher zur Bahn fährt; sonst bin ich für niemand zu sprechen, ich will allein sein."

„Zu Befehl, Frau Baronin."

Max hatte sich wieder entfernt und Cari war allein. Sie zog einen Brief aus ihrer Tasche, den sie vor ein paar Tage erhalten hatte und begann zu lesen. Es war ein inhaltsschwerer Brief — kurz und bestimmt. Daß sie auf so viel Widerspruch bei Wiegand stoßen würde, das hatte sie nicht erwartet. Einerlei — mochte geschehen was da wolle, mit Hans ging sie nie und nimmer. Sie mußte alles daransetzen, Hans dazu zu bringen, selbst au'

Scheidung zu klagen; und selbst wenn sie ihm ihr Geheimnis preisgeben mußte. Das wäre allerdings für ihn, den stolzen Mann, ein Dolchstoß mitten ins Herz; allein, blieb ihr denn eine Wahl? — Tatsachen gegenüber würde dann Wiegand schon mit sich reden lassen. Er schrieb: „Ich bitte Dich, vermeide alles, was Hans kränken könnte, ich bleibe meinem Heim so lange fern, als wie er bei dir ist. Wir beide unter einem Dach — mit dir — das geht nicht; das ertrage ich nicht. Ich würde toll, müßte ich das aushalten. Cari, liebste Cari, ich bitte, ich beschwöre dich, treibe es nicht zum Bruch. Es werden sich schon Mittel und Wege finden, alles auf gütlichem Wege zu ebnen — nur keine Unvorsichtigkeit, keine Gewalt.“ —

Entmutigt ließ sie den Brief aus der Hand fallen. Nein, das, was Wiegand von ihr verlangte, nie und nimmer würde sie es tun; es mußte zum Bruch kommen zwischen ihr und dem Hans und je früher — je besser. Jetzt, da Wiegand nicht hier, jetzt gerade war der Moment, und so wie Hans wieder auf die verrückte Idee zurückkommen sollte, sie und die Kinder mit sich zu nehmen, so würden sie ihm einfach erklären, daß sie nicht mitgehen würde, daß ihr Leben mit dem Wiegands für immer verknüpft sei, daß sie nicht mehr von ihm lassen könne.

Immer tiefer versank sie in ihre Gedanken, immer stiller wurde es um sie. Die Sonne war längst untergegangen und noch immer saß Cari im Wintergarten. Jetzt kam Max, ihr zu melden, daß es Zeit sei, daß der Wagen zur Bahn führe, um den Herrn Baron zu holen. Frau Rosa ordnete den Teetisch, entzündete die Lampe und verließ geräuschlos den Raum.

Cari erhob sich; es fröstelte sie, sie ging hinauf in

ihr Zimmer. Hans mochte sie dort aufsuchen und dann mit den Kindern und der Miß allein Abendbrot essen, ihr war die Lust dazu vergangen.

Wie doch die Zeit ihr so endlos lang wurde, seitdem Wiegand fort war! Wieviel hätte sie doch mit ihm zu bereden gehabt! — Alles andere interessierte sie doch so wenig; sie lebte doch nur noch mit ihm — für ihn. Auch würde sie ihm sicher fehlen, wenn sie von ihm ginge, jetzt empfand er das noch nicht, wenn er aber dann in sein ödes Heim zurückkehrte, wenn sie mit den Kindern, die er so herzlich lieb hatte, es verlassen hätte, dann würde er wohl erst begreifen, was er mit ihr verloren.

Aber wie lange würde er einsam sein? — Wie schnell würde sich eine andere Frau finden, die bereit sein würde, ihn zu trösten? — — — Nein, nur das nicht, das ertrüge sie nicht. Ruhelos durchschritt sie ihr Zimmer. Warum blieb er jetzt so lange fern? Er gehörte doch zu ihr, gerade jetzt hätte er an ihrer Seite sein müssen — und er ging, dem andern das Feld zu räumen — dem andern — ihrem Gatten — wenigstens war er es noch vor der Welt. Ach, wie so sehr lästig war doch diese Komödie. Niemand wußte es besser wie Wiegand und sie, daß der arme Hans auch nicht die geringste Berechtigung dazu hatte, gerade jetzt in diesen Wochen um sie her zu sein! — Lächerlich — sie, die so frei sich wähnte, sie, die das Gerede der Welt für so gar nichts erachtete — sie, die anerkannt geistreiche Frau, hatte nicht den Mut, sich über derlei hinwegzusetzen. Gut — sie wollte der Welt und auch Wiegand beweisen, daß sie den Mut dazu hatte — Gleich heute Abend wollte sie den Kampf um ihr Glück auskämpfen, um ein für allemal ein Ende damit zu machen

Wiegand sollte zurückkehren und dann wollte sie frei sein, frei von jeglichen Fesseln der Moral.

Eben fuhr der Wagen vor, der Hans von der Bahn abgeholt hatte. Sie preßte ihre Hände auf das wildpochende Herz, noch ein paar Minuten, und dann wird er in ihr Zimmer treten, wird von ihr wieder alles Mögliche und Unmögliche wissen wollen — nein sie hatte keine Lust mehr zu dieser Komödie — heute noch mußte sie ein Ende nehmen.

„Guten Abend, Cari. Wie geht es dir? Wie hast du den Tag verbracht, hast du dich ein wenig nach mir gesehnt? — Ich mußte heute früh fortfahren ehe du erwacht warst; ich konnte dir nicht einmal einen guten Tag wünschen."

„Du stellst so viele Fragen auf einmal an mich, daß ich nicht weiß, welche ich zuerst beantworten soll."

„Natürlich die, wie es dir ergangen?"

„Danke, so ziemlich."

„Nicht gut? Du scheinst mir verstimmt?"

„Durchaus nicht."

„Das ist mir lieb, denn ich habe mit dir zu reden, ernsthaft mit dir zu reden, Cari, und ich hoffe, daß du mich geduldig anhörst, und mit gutem lieben Herzen, denn es handelt sich um unser ferneres Leben."

„Laß hören."

„Wie du das so kalt, so gleichgültig sagst! Sage, liegt dir denn so garnichts an unserer Zukunft?"

„Allerdings, mir liegt sehr viel an meiner Zukunft und ich habe in den letzten Wochen und Monaten vielleicht mehr darüber nachgedacht wie du."

„Das sollte mich freuen. Nun laß dir bitte er-

zählen, wie es mir heute ergangen, und was ich ausgerichtet habe."

„Bitte erzähle."

„Ich habe heute in Basel einen Antrag für Amerika erhalten. Ich soll nächsten oder, wenn du lieber willst, erst übernächsten Winter hinüber. Ich hätte etwa 25 Konzerte im Monat, und drei Monate ungefähr würde die Tournee dauern, eine furchtbare Schinderei — aber man bietet mir dafür ein Vermögen von 50 000 Doll. das ich für dich gern erarbeiten möchte. Es hängt nur von dir ab, zu bestimmen, wann ich die Fahrt antreten soll."

„Das ist allerdings ein glänzendes Anerbieten." —

„Laß mich weiter reden. Du würdest natürlich mit den Kindern in Europa bleiben, und ich würde es dir überlassen, den Ort zu wählen, wo du künftig leben möchtest. Mir ist jeder Ort recht, wo ich mit dir und den Kindern — ohne dritten — verstehe mich recht — so schwer es mir auch wird, ich muß es aussprechen — ohne Wiegand — leben kann."

„Was sagst du, so verrätst du den treusten Freund? Ist das deine vielgerühmte Dankbarkeit? Hans, besinne dich auf das, was du soeben gesagt!"

„Bleibe ruhig sitzen, liebe Cari, und ereifere dich nicht, das hat gar keinen Zweck. Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt und dabei bleibt es; ich kann fernerhin nicht mehr mit dir und Wiegand zusammenleben; und wenn ich mich nicht gewaltig täusche ergeht es ihm auch so. Warum bleibt er denn fern solange ich hier bin?"

„Zufall, nichts wie Zufall."

„Nun, so mag es denn ein Zufall sein, mir jede-

falls ein sehr willkommener Zufall! Ich wiederhole dir, ein Weiterleben zu dreien ist vollkommen ausgeschlossen. Du wirst mir, sobald du dich vollkommen erholt hast, was in acht bis zehn Tagen der Fall sein dürfte, folgen. Unsern künftigen Wohnort auszuwählen, überlasse ich dir."

„Sehr gütig, ich denke aber keinen Gebrauch davon zu machen."

„Wieso?"

„Weil ich dir nicht folgen werde."

„Was sagst du, Cari, höre ich recht?"

„Allerdings. Es fällt mir nicht ein, mich von Wiegand zu trennen, den ich liebe, den ich anbete, ohne den ich einfach nicht mehr leben kann."

Hans war empört aufgesprungen, er war in grenzenloser Aufregung.

„Cari, Cari, das wagst du mir, deinem Gatten, zu sagen?"

„Endlich mußtest du es doch erfahren. Wärest du nicht so bodenlos eingebildet gewesen, wie du es eben bist, du hättest es längst merken müssen, wie gleichgültig du mir geworden! Und wenn die Welt darüber aus den Fugen ginge, ich könnte jetzt nicht mehr schweigen, ich muß es hinausrufen in alle Winde, ich liebe Wiegand, Wiegand ganz allein! Ich bin jetzt so unendlich glücklich, wie ich es mein ganzes Leben noch nicht gewesen bin. Ist es die langentbehrte Freiheit oder kommt noch einmal die Jugend über mich, endlich, endlich werde ich ihm, dem einzig Geliebten, allein leben dürfen!"

„Cari, besinne dich, du rasest! Was fällt dir ein, mir, deinem Gatten, solche Dinge zu sagen?"

„Ich sage dir nur die Wahrheit."

„Ich will das aber nicht hören, ich habe es satt, mich von dir in dieser Art behandeln zu lassen, heute ist Samstag, Dienstag wirst du dafür sorgen, daß deine Koffer gepackt werden, Mittwoch reisen wir."

„Wir? Darin täuschtest du dich, mein Lieber, du kannst reisen wann du willst, es steht dir nichts im Wege; aber ohne mich; ich werde hier bleiben, hörst du, ich werde hier bleiben."

„Nein, Cari, das wirst du nicht. Du wirst deinem Gatten folgen, der das Recht hat, dies von dir zu verlangen! Du mußt diese wahnsinnige Idee aufgeben."

„Das nennst du eine wahnsinnige Idee, wenn ich dir sage, daß ich mich nie mehr im Leben von Wiegand trennen werde! Unser Schicksal ist unlösbar verbunden, unsere Liebe ist stärker denn jede irdische Macht."

„Cari, hast du vergessen, daß uns noch ganz andere Bande verbinden, hast du die Kinder ganz und gar vergessen?"

Cari war aufgesprungen und stand jetzt dicht vor Hans. — „Ja, die Kinder, die brauchen die Mutter nicht mehr, die kannst du mit dir nehmen, ich trete sie dir ab."

„Cari lästere nicht, wenn dich auch die beiden Ältesten schon eher entbehren können, aber unsere beiden Kleinen, unsere Baldi, und das ganz Kleine, das du mir erst jetzt geschenkt."

„Ha! ha! unsere Kinder — bist du toll?"

„Cari" — Es war ein furchtbarer Schrei, der sich der Brust des gefolterten Mannes entrang, er wankte auf seine Frau zu, ergriff sie am Arm und schüttelte sie.

„Unglückliche, sag, habe ich dich eben recht verstanden?"

„Ja!“

„Du wagst es, so aller Ehre bar, mir Dinge zu sagen, die zu gräßlich sind, als daß sie wahr sein könnten?“

„Du hast mich dazu gezwungen, es dir zu sagen.“

Hans war in einen Lehnstuhl gesunken, er konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten. Cari wollte, ohne ein Wort weiter zu verlieren, das Zimmer verlassen, allein Hans hielt sie zurück. Er hatte seine Ruhe insoweit wieder gewonnen, daß er nicht ganz die Beherrschung über sich verlor.

„Es ist selbstredend, daß ich fernerhin auf die Ehre eines Zusammenlebens mit dir verzichte. Eine Frau, die das getan — — — die — erspare mir alles Weitere. Ich werde heute Nacht noch abreisen, wohin kann dir gleichgiltig sein, du wirst durch meinen Rechtsanwalt von mir hören. Und ohne Cari noch eines Blickes zu würdigen verließ er das Zimmer.“

— — — — — — — — — — — —

Gott sei Dank, nun war der Bruch endgültig erfolgt. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Jetzt hielt es nicht mehr schwer, loszukommen, und war sie erst gesetzlich geschieden, so würde sie auch die Heirat mit Wiegand schon durchsetzen.

Wie sollte sie es ihm nur beibringen? Am besten sie schriebe sofort einen ausführlichen Brief. Lange saß Cari an ihrem Schreibtisch, um Wiegand die Wendung der Dinge zu berichten, allein sie fand die rechten Worte nicht. Da entschloß sie sich, sobald Hans abgereist, ein Telegramm an Wiegand zu senden, das ihm nur diese Tatsache melden sollte, und ihn zur Heimkehr aufforderte. Das Wie würde sie ihm dann schon erklären. Über-

haupt — das Schlimmſte lag jetzt hinter ihr, nun mußte das Glück kommen.

Kurz nach Mitternacht hörte ſie den Wagen vorfahren, der Hans zur Bahn bringen ſollte. Erleichtert atmete ſie auf — Gott ſei Dank, Hans war fort — fort für immer — ohne Wiederkehr.

Jetzt legte ſie ſich zu Bett; ſie war totmüde. Sie ſchlief auch ſofort ein, und träumte von einer glücklichen Zukunft, währenddem ihr armer, tief gekränkter Gatte, an Leib und Seele gebrochen, in die ſtille Nacht hinausfuhr.

Nur keine Menſchen ſehen, — das war ſein einziger Gedanke, denn die Schmach, die ihm angetan, die brannte tief in ſeiner Seele. So fuhr er denn wieder den gleichen Weg zurück, den er vor kaum einem Monat ſo hoffnungsfreudig gekommen war. Dort im Schloß des Fürſten war er vor aller Neugier geborgen, von dort aus wollte er ſeine Scheidung betreiben, und dann, wenn die erledigt, für einige Jahre ganz aus Deutſchland verſchwinden.

Nur nichts mehr von all' dem hören müſſen — nur von Niemand bedauert werden! Das konnte ſeine ſtolze Seele nicht ertragen.

Achtzehntes Kapitel.

Wohlgemut und heiter erwachte Cari am andern Morgen. Sie hatte lange geſchlafen, und die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch. Niemand hatte es gewagt, ſie zu wecken. Der Tag war herrlich, und da ſie ſich vollkommen wohl fühlte, beſchloß ſie, ſelbſt nach Luzern zu fahren, um das Telgramm für Wiegand dort aufzugeben.

Nachdem ſie gefrühſtückt hatte, begab ſie ſich zu den Kindern, um ihnen die Mitteilung zu machen, daß der Papa heute Nacht ganz plötzlich hatte abreiſen müſſen, und daß Onkel Wiegand wahrſcheinlich morgen zurückkehren werde. Die erſte Nachricht ließ die Kinder vollkommen gleichgültig, die zweite hingegen erweckte lauten Jubel.

„Mama, werden wir den Onkel in Luzern abholen? Was wird er uns wohl mitbringen?“

„Wenn Ihr nicht ſehr artig ſeid, wird er ſich nicht über Euch freuen.“

„Oh doch Mama, ſagte die kleine Deda, „über mich wird ſich der Onkel ſehr freuen, ich habe die Freiſchütz-Ouverture mit Miß Atkinſon ſehr gut gelernt. Onkel wird ſich ſicher freuen, ſie ſo gut zu hören.“

„Nun, das iſt gut, mein Kind; gewiß wird ſich der Onkel freuen, wenn du fleißig warſt. Jetzt ſeid artig und

folgsam, ich muß nach Luzern fahren, bin bald wieder zurück."

Cari fuhr nach der Stadt, gab dort ihr Telegramm auf, machte einige nötige Besorgungen, und als sie am Abend nach Hause zurückkam, war schon die Antwort von Wiegand da; er meldete seine Ankunft für den morgenden Abend an. Cari war hocherfreut, ihr ganzes Empfinden flog dem Heimkehrenden entgegen, alles war vergessen, Hans ward für alle Zeiten endgültig abgetan. Es war ein Glück, daß sie endlich den Mut hatte mit der Wahrheit hervorzutreten, und dadurch jede Gemeinschaft mit Hans für alle Zeiten abzubrechen. — —

Am folgenden Morgen war es Cari's erste Beschäftigung, die Zimmer Wiegands lüften zu lassen, sein Arbeits- und sein Musikzimmer mit frischen Blumen zu schmücken, und alles seinem Wunsche gemäß herzurichten. Am Abend fuhr sie allein mit Max nach der Bahn, den so lang Entbehrten zu begrüßen. Der Empfang war sehr herzlich, Wiegand freute sich offenbar, Cari wieder in seine Arme schließen zu können.

„Sage mir, Cari, wie kam es nur, daß Hans so plötzlich abgereist? Wahrscheinlich Konzertangelegenheiten?"

„Ja wohl, Konzertangelegenheiten; ich werde dir das heute Abend genau erzählen. Jetzt wollen wir uns freuen, daß wir uns wieder haben, daß Hans endlich das Feld geräumt hat."

„Ich wundere mich nur, daß Hans sich so schnell zur Abreise entschloß, ich war schon darauf gefaßt, noch länger fernbleiben zu müssen, und war darum gestern hocherfreut als dein Telegramm kam, das mich so unerwartet heim rief."

„Also bist du gern wiedergekommen? Hast du dich auch ein bischen nach mir gesehnt? Wenn ja auch lange nicht so, wie ich mich nach dir.“

„Gewiß, Cari, ich freue mich, dich wieder zu haben. Was machen die Kinder?“

„Denen geht es sehr gut; sie freuen sich sehr auf dich, sie haben den Vater ohne jeden Schmerz scheiden sehen. Es ist merkwürdig, wie wenig Liebe ihm seine zwei Töchter entgegenbringen, und ich glaube, er hat die Kinder lieb, obwohl ich diese Liebe mit seinem sonstigen Naturell gar nicht vereinigen kann. Er war tief gekränkt, als die beiden ältesten über sein Kommen so gar kein Vergnügen äußerten.“

„Armer Hans.“

„Was willst du, die Kinder fühlen sich eben auch mehr zu dir hingezogen; ich kann es verstehen und es ihnen nicht verdenken.“

„Cari, jetzt bist du ungerecht. Hans war stets ein guter Vater und — — —“

„Bitte, nur jetzt keine Lobeshymne über Hans, ich könnte das jetzt nicht ertragen.“

„Warum? Was hast du mit Hans?“

„Nichts. Du sollst heute Abend noch alles erfahren; bitte, reden wir jetzt nicht davon, Max und der Kutscher können jedes Wort verstehen.“ — — — — — — —

Der Empfang seitens der Kinder war ein stürmischer; selbst Klein-Baldi beteiligte sich daran. Diesesmal versteckte sie ihr Köpfchen nicht hinter der Haube der Wärterin sondern sie krähte aus vollem Hälschen, als Wiegand sie auf den Arm nahm. Es war aber auch kein Wunder, denn Wiegand verstand es vortrefflich, mit der kleinen

Gesellschaft sich abzugeben, es mußte ihm jedes Kinderherz entgegenjubeln.

Nach dem Abendbrot, dem die beiden größeren Kinder, zur Feier der Ankunft des Onkels, heute ausnahmsweise beiwohnen durften, begleitete Cari Wiegand in sein Arbeitszimmer.

Sie hatte ein kostbares weißes Hauskleid angelegt und trug ihr herrliches Haar lose aufgesteckt. Er zog sie an sich, küßte sie innig und bat um einen ausführlichen Bericht, wie sich die Abreise ihres Gatten so schnell gemacht habe.

„Du mußt es ja schließlich doch erfahren und darum ohne alle Umschweife die kurze Tatsache — Hans weiß alles, ich selbst habe es ihm gesagt."

„Cari, bist du wahnsinnig? Das wagtest du deinem Gatten zu sagen?"

„Gewiß. Höre mich an, Richard, und urteile erst dann, wenn du mich gehört hast."

„Cari, ich hatte dir doch ausdrücklich gesagt, daß ich durchaus nicht wollte, daß Hans in der Art gekränkt würde, wir haben ihm viel abzubitten und du, anstatt dies einzusehen und ihn zu schonen, hast ihn nur noch tiefer verletzt, hast ihm Dinge gesagt, die kein Mann anhören kann."

„Also deiner Ansicht nach wäre es ehrlicher gewesen, Hans noch weiter zu betrügen?"

„Sprich nicht solche Dinge."

„Nun, so sage du mir endlich einmal, wie du dir die Auseinandersetzung mit Hans gedacht hast? Ich sage dir, mit Zuwarten und Abwarten war da nicht mehr durchzukommen. Hans verlangte ganz energisch, daß ich dich

aufgebe und zu ihm zurückkehre. Ja, er weigerte sich sogar, so wie bisher, zu dreien weiterzuleben."

„Das kann ich ihm nicht verdenken, darauf wäre ich an seiner Stelle auch nicht mehr eingegangen."

„Deiner Ansicht nach hätte ich als folgsame Frau sofort meine Koffer packen müssen und ihm folgen? Nein, mein Lieber, das wollte ich eben nicht tun, und um diesem entsetzlichen Leben ein für allemal ein Ende zu machen, habe ich ihm gesagt, daß ich dich liebe und daß ich von dir in alle Ewigkeit nicht lassen würde. Als er aber dann trotzdem darauf bestand, mich von dir zu trennen, schon um unserer Kinder willen — wie er sagte —, da habe ich ihm denn gesagt: daß die Ansprüche darin ganz gleich und daß — — —"

„Cari, halte ein, wiederhole nur nicht das schreckliche; ich sehe nur soviel, daß du vollkommen herzlos gehandelt hast. Ihr Frauen seid grausam, wenn es gilt, eine Meinung durchzusetzen."

„Richard, du hast kein Recht, mir böse zu sein, was ich getan habe, habe ich zur Sicherung unseres Glücks getan; und wenn du das nicht einsiehst und mir gar darüber böse bist — so liebst du mich nicht mehr, und so ist dir unsere Zukunft, unser Glück gleichgültig."

„Cari, es ist ein trauriges Glück, das auf den Trümmern eines Dritten aufgebaut wird."

„Jetzt ist nichts mehr zu ändern und wir müssen die Dinge nehmen, wie sie sind."

„Was wird Hans wohl tun? Er wird mir wahrscheinlich eine Forderung schicken und ich werde wohl oder übel mich mit ihm schlagen müssen. Lächerlich, ich, der ich nie eine Pistole oder einen Degen in Händen hatte!

Dies hätteſt du mir erſparen können. Ich werde mich lächerlich machen und meine Feinde werden verſuchen, dieſe elende Situation, in der ich mich jetzt befinde, auszunützen."

„Ich glaube nicht, daß Hans irgend etwas gegen dich unternimmt. Er ſagte mir, ich würde durch ſeinen Rechtsanwalt von ihm hören." —

„Warten wir es ab. Was ſoll nun aber werden? Wenn Hans wirklich die Scheidung einleitet, wo willſt du dann die Zeit über hin? Willſt du hier bei mir in Treibiſch bleiben? Wie haſt du dir das gedacht?"

„Ganz einfach, ich bleibe hier bei dir und den Kindern bis die Scheidung vollzogen und dann, wenn die Verhältniſſe geordnet und ich frei, auch gerichtlich frei bin, dann werden wir uns trauen laſſen, um der böſen Welt den Mund zu ſtopfen. Mir wäre es ja ganz gleichgültig, ich brauche keine Trauung, ich bin deiner ſicher, wir ſind auch ohne Prieſterhand für's Leben verbunden; aber der Welt gegenüber, muß es ſein."

„Du denkſt dir das alles ſo ungeheuer leicht; du ahnſt die Stürme nicht, die uns noch bevorſtehen."

„Laß es ſtürmen, ſo viel es will, wenn es nur in unſern Herzen Frühling iſt und die Liebe dort feſt eingegraben! Mir ſcheint, wenn du mich in deinen Armen hältſt, ſo kann mir kein Menſch ſchaden; Himmel und Erde mag untergehen, wenn ich nur bei dir bin"!

Leidenſchaftlich ſtürzte ſie in ſeine Arme.

Für dieſes Mal hatte ſie den Sieg errungen. Wiegand ſprach nicht mehr von ihrer Abreiſe und davon, daß ſie die Scheidung fern von ihm abwarten müſſe. Das war das einzige, was ſie fürchtete; ſo lange ſie bei ihm, um

ihn war, so lange fühlte sie sich stark, so lange reichte ihre Macht über ihn — aber entfernt von ihm — wer weiß, welch anderer Einfluß sich da geltend machte? Nein, allein lassen durfte sie ihn nicht!

* * *

Eine Nacht und ein Tag war vergangen, seitdem Hans das Furchtbare wußte. Er hatte schwer gekämpft und gelitten; entsagen würde er, das stand fest — aber überwinden nie. Natürlich war alles vorbei — mußte vorbei sein. Jetzt war auch diese wahnsinnig verzehrende Leidenschaft von ihm gewichen; denn da, wo er einst liebte — da mußte er jetzt verachten. Es heißt zwar; solange der Mensch lebt, solange hofft er noch; und so lange er noch hofft, kann er nicht entsagen; er hatte aber entsagt — entsagt für immer, und wie leicht wurde ihm jetzt diese Entsagung!

Er kam vollkommen gebrochen auf Schloß Neudorf an; zu seiner großen Erleichterung erfuhr er, daß der Fürst noch nicht zurück, und daß er auch in der nächsten Zeit noch nicht zurück erwartet werde. Nachdem er sich ausgeruht, schrieb er sofort an den Fürsten, und teilte ihm offen mit was vorgefallen; nur über das Schreckliche schwieg er — das sollte von ihm Niemand erfahren. Wenige Tage später erhielt er ein herzliches Schreiben des Fürsten, in dem dieser ihm anbot, so lange er wollte auf Schloß Neudorf zu bleiben, und wenn es ihm dort zu einsam würde, zu ihm nach Wien zu kommen.

Zu einsam wurde es ihm nun freilich nicht auf dem alten Fürstenschloß im Böhmerwald und nach Wien zog es ihn auch nicht. Nur zu gern blieb er in dieser

Weltabgeschiedenheit, und erwartete da den Ausgang seiner Angelegenheiten.

Sein Rechtsanwalt war schon verschiedene Male bei ihm gewesen, und so sehr auch das Entgegenkommen von beiden Seiten war, so langsam war dennoch der Gang der Scheidung, sie beanspruchte viele Wochen und Monate.

Trotzdem die neue Heimat von Hans so einsam wie nur möglich war, so wollte er sich dennoch nicht von ihr trennen, denn jede Berührung mit der Welt war ihm schmerzlich. Der Frühling war ins Land gezogen, der Sommer gekommen und noch immer weilte er allein im Schloß. Seine einzige Zerstreuung waren die langen Spaziergänge, die er in der herrlichen Umgebung des Schlosses unternahm. Im Garten grünte und blühte alles, Johanniswürmer gaukelten durch die heiße Sommernacht und der Duft der Rosen und Orangeblüten wirkte wahrhaft betäubend auf den einsamen Mann, den das Bewußtsein seines Elendes, die Erkenntnis der an ihm ausgeübten Erbärmlichkeit fast zu Boden drückte.

„Ich bin doch auch ein Geschöpf Gottes und habe so gut wie andere Anwartschaft auf seine Barmherzigkeit! Warum muß ich allein so grenzenlos leiden?“

Seine Mutter war die Einzige, an die er geschrieben, der er sein ganzes zu Tode gefoltertes Herz öffnete, und was war ihm für ein Trost geworden? — Sie, die Mutter hatte ihn so wenig verstanden wie sonst Jemand. — „Du empfindest zu groß, zu edel, du strafest nicht, du klagst nur, und empfindest nur tiefen Schmerz über das, was Wiegand dir getan — daß der Freund dich trog,“ hatte sie ihm heute geschrieben. War es denkbar, daß seine Mutter so wenig in seinem Herzen lesen

so wenig ihn verstehen konnte? Ja, sie auf ihrer kalten Höhe der Vortrefflichkeit, sie, die in den Wolken der Tugend thronte, fühlte sich erhaben über Erdenqualen und Menschenschuld. Warum hatte er ihr auch sein Herz geöffnet? Sie auf der Höhe der strengen Sittenrichterin hatte ihn jetzt so wenig verstanden, wie einst den Vater. So war er denn ganz allein, und wollte auch allein bleiben. Keine Nachricht drang von außen zu ihm, er war für die Welt verschollen; nur von seinem Rechtsanwalt kam von Zeit zu Zeit Bericht über den Stand seiner Angelegenheiten, darum war er heute nicht wenig überrascht, als dem Brief des Rechtsanwaltes noch ein anderer beigefügt war. Er kam aus Italien von seiner alten Freundin, Madame Lagare. Die hatte von dem Unglück gehört, das ihn betroffen, und nun schrieb sie ihm und forderte ihn auf, zu ihr nach Florenz zu kommen, und dort bei ihr und ihrem Freund, dem geistreichen Gelehrten, die tiefen Wunden zu heilen, die ihm das Schicksal geschlagen. Das war eine Einladung, die ihm sehr willkommen war, dort wollte er hingehen, sobald seine Scheidung soweit fortgeschritten war, daß er für längere Zeit fort konnte.

Gleich schrieb er nach Florenz und meldete seine Ankunft an. Er hatte also doch noch Freunde, Freunde die zu ihm, dem Verlassenen, dem Geächteten hielten; er war nicht mehr ganz verlassen. Am schmerzlichsten empfand er die Entfremdung seiner Kinder, die waren für ihn ganz verloren — mochte es drum sein, hatte er mit der Gattin doch noch mehr hergeben müssen! —

Es war schon Herbst geworden, als endlich sein Rechtsanwalt ihm meldete, daß seiner Scheidung nichts

mehr im Wege stehe, daß der letzte Termin auf Ende Oktober anberaumt sei, und daß es wünschenswert sein würde, hierzu nach Berlin zu kommen. So nahmen denn auch die Tage der freiwilligen Verbannung ihr Ende. Langsam rüstete er zur Abreise. In den letzten Oktobertagen verließ er das gastliche Schloß des Fürsten, um über Berlin Florenz zu erreichen.

Die Scheidung wurde ohne jede Schwierigkeit zu Gunsten von Hans ausgesprochen, und schon den folgenden Tag trat er seine Reise nach Italien an, wo er über zwei Jahre, der Heimat und dem Gerede der Menschen fern, blieb.

* * *

Auch Frau Cari war nach Berlin gefahren, um beim letzten Termin zu erscheinen, auch sie hielt sich nicht länger als dringend nötig war dort auf. Nachdem sie sich ein letztes Mal mit Hans ausgesprochen, und nähere Bestimmungen über die Kinder, die bei der Mutter bleiben sollten, getroffen hatte, eilte sie, um wieder nach Treibisch zu kommen.

Wiegand arbeitete viel und angestrengt, es war ihm so sehr daran gelegen, sein großes vier Abende umfassendes Drama zu vollenden, um es dann endlich zusammenhängend aufzuführen, und zwar so aufzuführen, wie er es sich vorgenommen. Bis er aber endlich soweit war, hatte er noch manchen Kampf zu bestehen, denn das stand bei ihm fest, daß dieses Drama, an dem er fast ein Menschenalter gearbeitet, das seine höchsten Ideen und Anschauungen seiner Kunst in sich schloß, nur unter seiner Leitung, auf einem von i

nach seinen eigenen Angaben erbautem Theater zur Aufführung kommen sollte.

Daß er inmitten dieser Arbeitslast und schweren Arbeitszeit nicht gar so sehr den Plänen von Cari zugänglich war, als wie sie es mit ihrem leidenschaftlichen Temperament wünschte, ist nur zu begreiflich. Heimgekehrt setzte sie nun alles daran, sobald als möglich die Trauung mit Wiegand zu erreichen. Jetzt endlich entschloß sie sich, an ihren Vater, an Littof, zu schreiben, und ihm mitzuteilen, was vorgefallen. Zu ihrem Erstaunen blieb die Antwort weit länger aus als sie erwartet hatte, und als sie endlich eintraf war sie so ganz anders ausgefallen, als wie sie die Tochter erwartete und erwünscht hatte.

Littof war durch das Fehlschlagen seiner Hoffnungen in andere Bahnen geleitet. Er hatte auf vieles verzichten müssen, und mit ihm seine fürstliche Freundin, ihr Geschick wurde durch die damals vereitelte Trauung für das übrige Leben entschieden. Ihre gemeinsame Heimstätte, die der alternde Meister vor allem gebrauchte, war für immer vernichtet; und bis zu seiner letzten Stunde litt er unter dieser Heimatlosigkeit. Er sowohl wie die Fürstin waren andere geworden. Beide hatten andere und strengere Ansichten vom Leben erhalten und Beide verurteilten den Schritt von Cari hart und nahmen ganz und gar Partei für Hans. Nicht nur, daß sich Littof weigerte, irgend welche Schritte in der Angelegenheit seiner Tochter zu tun, nein, — er verzichtete fernerhin auf jeden Verkehr mit dem einstigen Freunde.

Wie sehr sich seine und der Fürstin Ansichten geändert hatten, ging am deutlichsten daraus hervor, daß, als Fürst Nicolas, der Gatte der Fürstin, gestorben war,

und der Witwe gegenüber alle kirchlichen Gesetze die sie einst so hart betroffen hatten, erloschen waren, also das Schicksal jetzt endlich selbst die Hand zur Versöhnung bot, die Fürstin freiwillig verzichtete.

Die Fürstin hatte seit jenem vernichtenden Schlage, der sie am Vorabend ihrer Trauung mit Littof traf, sich mehr und mehr dem Gedanken hingegeben, daß diese Hindernisse Gottes Fügung seien und sie sich seinem Willen zu ergeben habe. Sie hatte gelernt, sich zu fügen, zu verzichten, und dieser Resignation konnte sie sich nicht mehr entreißen. Vielleicht hatten auch Beide durch die Trennung die über einundeinhalbes Jahr gewährt hatte eingesehen, daß in ihrem gemeinsamen Leben sich manches geändert, und daß Gewohnheiten entstanden, die das gemeinschaftliche Verfolgen der Interessen nicht mehr so ganz mit dem Stempel unumgänglicher Notwendigkeit belegten. Von nun an lebten Beide getrennt. Die Fürstin bezog eine Wohnung an der Piazza Spagno, Littof zog sich auf den Monte Mario zurück und, nachdem er die untersten kirchlichen Weihen genommen hatte, entsagte er noch mehr der Welt — er nahm seine Wohnung im Vatikan, und war mehrere Jahre für seine Freunde in Deutschland so gut wie verloren.

So war denn Cari auf sich allein angewiesen, die Trauung zu betreiben. Sie tat es auch mit aller ihr zu Gebot stehenden Macht; allein, als sie sich endlich am Ziele wähnte, traten ihr neue Schwierigkeiten entgegen, an die sie zuerst gar nicht gedacht hatte.

Ihrer Trauung mußte vor allem zuerst ein Glaubenswechsel vorausgehen, sie mußte von der römischkatholischen Kirche zur protestantischen übertreten. Daß ihr

Vater durch diesen Schritt nur noch mehr erbittert wurde, war vorauszusehen.

Der Winter war längst vorüber und es war wieder Frühling geworden. In Treibisch hatte sich das Leben kaum geändert. Wiegand war tief in seine Arbeiten vergraben, und hatte sich bis jetzt allen Wünschen Cari's entgegen noch nicht zu einer Trauung überreden lassen. Er war ein vorzüglicher Vater, und liebte die Kinder innig; er gab sich viel mit ihnen ab, und war oft bei ihren Unterrichtsstunden zugegen. Eine ganz besondere Freude bereitete es ihm, der kleinen musikalischen Gesellschaft etwas einzustudieren, und die Mama damit zu überraschen. Am liebsten entnahm er es dann meistens seinem geliebten Freischütz. Eines Morgens, als Cari sich beim Frühstück verspätet hatte, wurde sie mit dem Spott-Chor aus des Meisters Lieblingsoper empfangen. Der Meister saß am Klavier und begleitete die reinen Kinderstimmen, die mit großer Lust und Freude ihre Sache ganz vortrefflich ausführten. Wiegand erzählte ihnen, daß es einst eine seiner ersten musikalischen Leistungen gewesen sei, seinem totkranken Vater zu dessen größter Freude den damals ganz neuen „Jungfernkranz" vorzuspielen. Wo waren die Zeiten hin? Wie sehr hatte sich das Leben seither geändert!!

„Wenn ich dich mit den Kindern so sehe, wie gut du zu ihnen bist, wie du so ganz wie ein Vater für sie sorgst, dich mit ihnen abgiebst, so kann ich es nicht verstehen, nicht begreifen, daß du dich bis heute noch nicht dazu entschließen konntest, auch mit Recht dir diesen Namen zuzulegen. Sage Richard, wirst du mir nicht diesen höchsten Wunsch erfüllen, mir deinen Namen zu geben?"

„Gewiß Cari, du zweifelst nicht daran, daß ich es will, aber bis jetzt sind wir leider auf lauter Hindernisse gestoßen.“

„Die jetzt beseitigt sind.“

„Aber um welchen Preis? Littof wird dir den Schritt, den du getan, und gerade jetzt getan, nie verzeihen“.

„Das wäre sehr unrecht von meinem Vater, denn er kann mein Verlangen am besten beurteilen.“

„Vergiß nicht, daß er entsagen mußte; und du weißt, daß man das, was man nicht erreicht, nicht erreichen konnte, bei Andern nicht für unbedingt nötig erachtet.“

„Bestimme endlich eine Zeit für unsere Trauung, ich bin des Wartens und des Kämpfens müde.“

„Laß erst das Kindchen geboren sein, dann wollen wir sehen wie wir uns einrichten.“

„Ach Richard, immer und immer schiebst du unsere Vereinigung ganz ohne Grund hinaus.“

„Aber Kind, bist du denn nicht jetzt schon untrennbar mit mir vereint?“

„Das schon, aber ich wünsche deinen Namen zu tragen, und dann bedenke, daß, wenn das Kindchen, das ich dir jetzt schenke, ein Sohn wäre, den möchtest du doch dein eigen nennen, der müßte doch deinen Namen tragen, und das kann er doch nur, wenn auch ich, seine Mutter, ihn führe.“

„Gewiß, meinen Sohn will ich für mich haben, aber wer steht mir dafür, daß es ein Sohn sein wird? Wie sehr hast du den Sohn schon das letzte Mal erhofft und ersehnt.“

„Dieses Mal täusche ich mich nicht, ich bin meiner Sache so gut wie sicher.“

„Wir wollen es abwarten."

Wiegand war es offenbar darum zu tun, das Gespräch abzubrechen, das anfing ihm peinlich zu werden; er hatte jetzt nicht die Geduld, auf Cari's Pläne einzugehen, ihm lag größeres, wichtigeres im Sinn.

* * *

Die Julisonne brannte heiß auf das kleine Hofgut. Die Heuernte war beendet, mit dem Schneiden der Frucht hatte man noch nicht begonnen. Es war in diesem Jahre in Luzern selbst sowie in den vielen kleinen Fremdenkolonien rings um den See so still wie sonst nie; das kam daher, weil sich schwere Gewitterwolken am politischen Horizont zusammenzogen. Wiegand verfolgte mit gespanntem Interesse alle Vorgänge, die sich blitzartig folgten. König Wilhelm hatte in Ems den französischen Botschafter mit den bekannten Worten entlassen: daß er ihm weiter nichts mehr zu sagen habe, und war nach Berlin zurückgekehrt. Der Krieg war unvermeidlich, und mit fieberhafter Unruhe erwartete jeder Deutsche die Kriegserklärung. Jeden Morgen nach dem Frühstück machte sich Wiegand auf nach Luzern, um dort am Bahnhof die neuesten Nachrichten zu erhalten. Es waren nicht immer günstige, und sein gutes deutsches Herz klopfte oft zum Zerspringen, wenn die Schweizer, die mehr Sympathie für Frankreich wie für Deutschland hatten, mit Schadenfreude darüber verhandelten, welche Straße die „grande armée" wohl einschlagen würde für ihre „promenade à Berlin"; an welchem Punkt sie den Rhein überschreiten würde, und welche Länder wohl als Entschädigung an Frankreich abgetreten werden müßten. Ja, es war eine schwere Zeit, die Zeit der Erwartung. —

Auch heute hatte Wiegand keine Ruhe daheim

in seinem stillen behaglichen Arbeitszimmer, in der epheuumrankten Villa, die von den smaragdgrünen Fluten des Vierwaldstätter Sees umspült wurde, es trieb ihn fort, er mußte wissen, was der Telegraph über Nacht neues gemeldet hatte. Er hatte Luzern noch nicht erreicht, als ihm ein Bekannter begegnete, der ihm schon von weitem zurief — „Der Krieg ist erklärt!“ — „Der Krieg erklärt?“ antwortete Wiegand bestürzt — trotzdem die Nachricht ja stündlich erwartet wurde, war die Gewißheit derselben von ungeheurer Tragweite. Es war also entschieden. Aber wie viel Unglück, wie viel Elend, wie viele Tränen hatte die Kriegserklärung in ihrem Gefolge! —

Die Tage, die nun folgten, waren Tage der Erwartung. Mit größter Spannung wurde in Treibisch auf jede Nachricht gewartet und als endlich die ersten Siegesnachrichten über Umwege auf das stille Hofgut gelangten, herrschte dort große freudige Erregung. Wiegand war ein Sohn geboren! Ein Sohn! Der von der Mutter so sehnlichst erwünschte Sohn hatte mit den ersten Siegesnachrichten seinen Einzug in Treibisch gehalten.

„Bist du glücklich, Richard? Du siehst, dieses Mal hatte ich mich nicht getäuscht.“

„Gewiß, Cari, ich bin glücklich einen Sohn zu haben und ich danke dir, daß du ihn mir geschenkt.“

„Jetzt wird alles gut werden.“

„Gewiß. Ich will heute an deinen Vater schreiben und ihn bitten, sich nicht mehr unseren Plänen zu widersetzen um seines Enkels willen. Er hat Hans sehr lieb und kann uns immer noch nicht verzeihen, was wir an ihm gesündigt haben.“

„Ach Hans und immer Hans, soll er sich denn

immer noch zwischen mich und meine Wünsche drängen?"

„Das tut er nicht. Er hat sich weiß Gott groß und edel in dieser ganzen Angelegenheit benommen, nicht nur, daß er keine Anklage gegen uns erhoben, er hat soviel er konnte die Schuld auf sich genommen und ist nun still und spurlos aus Deutschland verschwunden, um den erregten Gemütern Zeit zu geben, sich zu beruhigen."

„Dabei soll sich nun aber auch mein Vater beruhigen. Ich finde, er dürfte der letzte sein, einen Stein auf uns zu werfen."

„Das wird er ja auch nicht tun, du mußt nur einsehen, daß jetzt, in dem Moment, wo er sich der Kirche in die Arme warf, er nicht das gutheißen kann, was gegen ihre Gebote vollzogen wird. Habe Geduld, es wird noch alles recht werden. Jetzt, da ich einen Sohn habe, weiß ich, was ich dir und ihm schulde." — —

Wochen waren vergangen, eine Siegesnachricht folgte der andern, es war eine große Zeit, die jedem Deutschen das Herz höher schlagen ließ. Cari hatte sich längst erholt, als Wiegand eines Abends in ihr Zimmer trat und sie fragte:

„Cari, bist du bereit — alle Schwierigkeiten sind beseitigt, es hängt jetzt nur von dir ab, wenn du willst, steht unserer Trauung nichts mehr entgegen?"

Mit einem Freudenschrei flog sie in seine Arme. Nun war ihr höchster Wunsch erfüllt. Wenige Tage später, — am 25. August, am Ludwigstag — fand die kirchliche Trauung in der protestantischen Stadtkirche in Luzern statt.

* * *

Das Leben ging auch nach dem für Cari so großen Ereignisse seinen ruhigen Gang weiter. Wiegand arbeitete unausgesetzt an der letzten Partitur seines Riesenwerkes. Noch ehe diese ganz vollendet, trieb es ihn aber hinaus in die Welt, sich die Stätte zu suchen, wo es zum ersten Male erklingen sollte. Zwei Städte im jetzigen einigen Deutschland hatten sich darum beworben, das künftige Festtheater in ihren Mauern zu erbauen, es war dies die alte Markgrafenstadt B. und ein eleganter, weltberühmter Badeort. Wiegand gab der ersteren Stadt den Vorzug. Zu des Meisters Geburtstag wurde unter den Klängen der IX. Symphonie der Grundstein zum Festtheater gelegt.

Dort auf jenem Hügel schuf der Meister seinen Gestalten eine Heimstätte, schuf er sich den geweihten Raum, in dem sich erst das geheimste Walten seines Geistes offenbaren sollte.

„Hier schließ ich ein Geheimnis ein,
Da ruh es viele hundert Jahr'
So lang es wahrt der Stein,
Macht es der Welt sich offenbar."

Diesen Sinnspruch legte der Meister in den Grundstein seines Festspielhauses nieder.

Das war nun ein Leben, das jetzt in der alten Stadt einzog! Alles, was die Kunst an betrogenen Hoffnungen bis jetzt erduldet hatte, schien endlich gesichert; denn schon vier Jahre später brachte der Sommer schneller und schöner als wie es der Meister geahnt die Erfüllung seiner heißesten Wünsche.

So steht denn das Festspielhaus als ein wah Siegesdenkmal: ein Monument des gewaltigen schaffen

Geiſtes, des unerſchütterlichen Glaubens an die Miſſion der Kunſt; des Sieges über Vorurteil und Engherzigkeit, über Philiſtertum und Mißgunſt.

Aber auch jetzt blieben die Enttäuſchungen nicht aus. Aus nichts hatte der Meiſter ſein Theater geſchaffen; auf ihn allein gegründet ſtand es fertig da, nun ſollte aber auch ſein Werk dort zuerſt erklingen.

Neunzehntes Kapitel.

Wiegand hatte mit seiner Familie das idyllische Treibisch verlassen und war nach B. übergesiedelt um dort den Bau seines Theaters besser selbst überwachen zu können. Von da aus konnte er an die besten Künstler seiner Zeit den Ruf ergehen lassen, mit ihm gemeinsam zu wirken in der Ausführung eines gewaltigen Werkes, an dem er ein Vierteljahrhundert gearbeitet hatte ohne die Aussicht, es zu vollenden und ohne die Mittel gehabt zu haben, es jemals würdig herstellen zu können.

Nun war es, dank dem jungen König, der sich vor Jahren seiner so tatkräftig annahm, doch vollendet und aus der alten und neuen Welt eilten die Vertreter der Kunst und Wissenschaft, an ihrer Spitze kunstsinnige Fürsten, herbei, um dieses merkwürdige Werk zu schauen.

Seit den Tagen des prachtliebenden Markgrafen Friedrich und seiner geistreichen Gemahlin hatte die alte Residenz nicht annähernd ein so festliches Gepränge in ihren Mauern gesehen, wie jetzt; nur war es jetzt von einer Bedeutung, die man ehemals nicht hatte ahnen können.

Über hundert Jahre hatte die kleine Stadt in ihrem mit bewaldeten Höhen anmutig eingefaßtem Tale wi-

in einem Zauberschlaf gelegen. Niemand kümmerte sich um sie, Niemand sprach von ihr; sie lag wie auf einer fernen Insel im Weltmeer, an der man nur von weitem vorüberfährt, ohne zu landen.

Man glaubte auch nicht, daß es jemals anders werden könnte. Da erschien eines Tages Wiegand in ihren stillen Mauern, um das Bestehende umzugestalten, und Neues zu gründen. Er hatte endlich ein Theater geschaffen, welches ganz ausschließlich den Aufführungen seiner Oper angepaßt war und dessen technischer Apparat allen Anforderungen genügte, welche die scenische Darstellung erforderte. Und wie herrlich war es ihm gelungen! Das Festspielhaus stand von der Abendsonne vergoldet festlich geschmückt auf dem isolierten Hügel; es beherrschte wie eine Burg das ganze Tal. Lustig flatterten die vielen Fahnen und Wimpel, mit denen es umgeben war, im Abendwinde.

Übermorgen war der große Tag der Erstaufführung, der die wichtige Entscheidung bringen sollte. Aller Blicke waren auf das Festspielhaus gerichtet; eine weittragende Frage sollte hier zum Austrag kommen — für die Zukunft jener Kunst, die der Meister so energisch vertreten.

Aber Richard Wiegand hatte sich noch niemals getäuscht in seinen Kunstzielen; er würde auch diesmal Recht behalten. Diese Zuversicht hatten alle seine treuen Verehrer.

Der freie Platz vor dem Bahnhof bot einen festlichen Anblick, die ganze Stadt hatte geflaggt, um die Ankömmlinge zu begrüßen; an einer via triumphalis aus venetianischen Masten, mit Guirlanden und Kränzen verbunden, wurde noch gearbeitet.

Wiegand kam auch heute wie alle Abende auf kurze Zeit in das Lokal von Angelmaier, um dort unter den Bürgern sein Bier zu trinken. Er hatte die kleine Wirtschaft so berühmt gemacht, daß jeder Neuankommende sich möglichst bald dorthin begab, weil er sicher sein konnte, alle Celebritäten der Kunst und Literatur dort zu treffen.

Das Angelmaier'sche Lokal war jetzt für den Andrang viel zu klein; man saß im Hof und weit hinaus auf der Straße; wo die hölzernen Schemel nicht ausreichten nahm man auf den leeren Bierfässern Platz, von denen eine imponierende Anzahl vorhanden war.

Der Tag war heiß und der kühle Trunk jedem willkommen.

Die aus Berlin, Wien und von hundert andern Orten herbeigekommenen Journalisten waren natürlich die lautesten; sie führten das große Wort, und stritten schon lebhaft über das mögliche Resultat der Festspiele. Die Pessimisten waren wie immer in Majorität; für sie war ein Mißerfolg erwünscht und sie sahen ihn deshalb als unausbleiblich an. Es wurde weidlich gestritten und viel geschimpft über das teure und schlechte Essen, die mangelhaften Verkehrsverbindungen; man erklärte, nur dies eine Mal hier sein zu wollen, und nie wiederzukommen. Diese Festspiele könnten sich unmöglich halten, denn der Ort liege ganz außerhalb des Weltverkehrs und habe Einrichtungen aus dem vorigen Jahrhundert. Das pekuniäre Resultat werde ein kolossales Defizit, und d Folgen davon ein künstlerischer Bankrott sein.

Dieser lärmenden Majorität gegenüber stand e kleine Gruppe von treuen Wiegand-Verehrern, die

einem vollständigen Erfolg nicht zweifelten. Das Materielle, sagten sie, sei ihnen sehr gleichgültig, und gäbe hier auch gar nicht den Ausschlag. Habe der Meister das von aller Welt für unmöglich Gehaltene doch möglich gemacht, habe er die großen Hindernisse bewältigt, so werde er auch über die kleineren hinwegkommen. Das Wichtigste sei der künstlerische Erfolg, und daran sei nicht mehr zu zweifeln.

Das wurde natürlich ebenso lebhaft bestritten und da man über die Musik nur wenig zu sagen wußte und von der Aufführung noch nicht reden konnte, so wurde das Textbuch schonungslos verurteilt.

Von dieser streitenden, höhnenden und verurteilenden Schar deutscher Journalisten abseits saß eine kleine Gruppe französischer Künstler und Journalisten, die nicht minder lebhaft debattierten, sich aber streng für sich hielten. Es war den Franzosen schwer genug geworden, in die Mitte von Deutschland zu kommen, um der Einweihung eines deutschen Nationalwerkes beizuwohnen. Aber sie mußten doch die Pariser Presse mit Sensationstelegrammen und pikanten Feuilletons versorgen. Übrigens befanden sich auch unter den Franzosen Wiegand-Enthusiasten, die kein Hehl aus ihrer Verehrung machten.

Die kleine Gruppe Mitwirkender die an einem Tisch für sich saßen, waren in nicht geringer Aufregung, als der junge Maschinenmeister Braun zu ihnen trat um zu berichten, daß der Riesenwurm, der am dritten Abend in Tätigkeit treten sollte, bis jetzt immer noch nicht eingetroffen sei. Die schlauen Engländer, die von dem kleinen deutschen Neste keine Ahnung hatten, hatten die Kiste nach einem dem englischen Ohre ähnlich klingenden

Orte in Kleinasien expediert. Nun denke man sich die Verlegenheit! Das Untier war schon auf der See. Man mußte an verschiedene Häfen telegraphieren, um es von der Weiterfahrt abzuhalten. Jetzt endlich sollte der Wurm nach hier unterwegs, aber noch nicht angekommen sein. Ehe das Vieh nicht eingetroffen war, konnte mit den Festspielen nicht begonnen werden.

* * *

Am gemütlichsten ging es in einer kleinen Kneipe zu, wo sich die Wiegand-Verehrer aus seiner Vaterstadt, aus Norddeutschland zusammen gefunden hatten. Der kleingewölbte Raum saß voll Festgäste, die vortrefflich zusammen paßten.

Da saß der vortreffliche Reidel, der Dirigent des berühmten Leipziger Chorvereins, der seinen Namen trägt, der Präsident des deutschen Musikvereins; neben ihm Adolf Ernst, der talentvolle Dichter und allbekannte geschätzte Literaturhistoriker, Blaumann der tüchtige Pianist und Dirigent, der witzige Kritiker und Gesellschafter; dann der geistvolle Dracke, der lange verkannte, hochbegabte Komponist und Musikschriftsteller, der gewandte Dr. Grille aus Jena, der intime Freund Littoss; ferner Graf zur Mühlen, einer der begeistertsten Verehrer Richard Wiegands, selbst Komponist und Dirigent, letzteres freilich nur aus Liebhaberei, denn er hatte es nicht nötig; er ist Rittergutsbesitzer in der Nähe von Regensburg, wo er zuweilen Konzerte arrangiert, die den Regensburgern die Zukunftsmusik beibringen sollten. Neben dem Graf zur Mühlen saß Alexander Renner einer der ältesten und treusten Verehrer von Wiegand

dort saß auch Kneisel, der talentvolle Schüler und treue Mitarbeiter Reibels, der soeben zum Dirigent des großen Rühl'schen Gesangvereins in Frankfurt gewählt worden war; Wilhelm Knappert, der fruchtbare Schriftsteller und gefürchtete Polemiker, ebenso schlagfertig als gedehnt; der ernste ideal gesinnte Prages; endlich Ludwig Kohl der Beethoven-Biograph, der immer zum Redenhalten aufgelegt war, namentlich am Abend, wenn der Wein seine Schuldigkeit getan hatte.

Es war viel Geist, viel Talent, viel Energie und Gesinnungstüchtigkeit in dieser Gesellschaft vereinigt, die treu und fest zum Meister und unter sich zusammenhielt. Nur einer fehlte — der von allen geliebte Peter. Er war von seiner irdischen Laufbahn schon vor zwei Jahren abgerufen worden. Sein Name wurde von allen pietätvoll genannt; daß er, der so lange und treu mit dem Meister vereint gewesen, hier fehlen mußte, daß er diese großen Tage nicht mehr erleben durfte, die er im Geiste voraus genossen, berührte die Freunde schmerzlich.

Die Gesellschaft war so enthusiastisch gestimmt, wie es an diesen Festtagen nicht anders sein konnte. Kohl fühlte das Bedürfnis, der Bedeutung dieses kulturhistorischen Moments in längerer Rede den Freunden klar zu machen; man ließ ihn aber nicht ausreden, weil man mit Recht behaupten konnte, darüber schon völlig orientiert zu sein. Graf zur Mühlen koupierte den Kohl'schen Vortrag, der natürlich von Beethoven ausging mit einem enthusiastischen Toast auf Richard Wiegand und in dem hierauf folgenden festlichen Getümmel gingen Kohls kulturhistorische Entwickelungen unter. Grille ergriff aber einen passenden Moment der Pause, um seinen

Toast auf Littof loszulassen, der bei keiner Vereinigung fehlen durfte.

Dracke war vortrefflich aufgelegt und redselig geworden; er sprudelte von Witzen über, mit denen er Niemand verschonte, auch sich selbst nicht. Er behauptete, er sei der gefürchtetste Komponist der Gegenwart, denn er schwinge die Palme der Erfolglosigkeit. Knappert war pessimistisch gestimmt und erging sich in höchst ergötzlicher Weise über seine Kollegen von der Presse, die schon jetzt ihr Urteil fertig hätten, und gerade so klug wieder nach Hause gehen würden, wie sie gekommen wären. Stets mit Material ausgerüstet, zitierte er zum allgemeinen Gaudium Gumbrechts vernichtendes Urteil über die humoristische Oper Wiegands, und Hanslicks Weisheitssprüche über des Meisters großes Liebesdrama.

Hier war eine andere Welt; was man in gewöhnlicher Umgebung oft still in sich verschlossen, was man bei gegebener Veranlassung wohl auch allein behauptete und verteidigen mußte — hier war das alles ganz selbstverständlich längst erörtert und erfaßt, und bedurfte gar keiner Begründung mehr.

„Wir leben in einer großen Zeit," sagte Prages ernst. „Wohl dem, der sie von Anfang an mit erlebt, und an sie geglaubt hat. Es gibt ja Viele, die beim ‚Schwanenritter' stehen geblieben sind, währenddem der Meister unaufhaltsam weiter schritt und zwar so rasch und überraschend, daß ihnen der Atem ausging und sie nicht mehr mit fortkommen konnten."

„Ja die Zweideutigen, die Mittelpartei," sagt Knappert, „der das letzte gehört hatte, das sind d Schlimmsten. Die denken Wunder was für Konzessione

sie machen, wenn sie die ersten Opern anerkennen. So weit ist ja heute schon jeder commis voyageur. Aber später geht ihnen der Verstand aus, nur ziehen sie vor, anzunehmen, daß der Meister dabei seinen Verstand verloren habe, nicht sie."

„So ist es" rief Kohl über den ganzen Tisch herüber — „schon Beethoven" . . . . . .

„Ist bei Lebzeiten nicht verstanden worden, das wissen wir, lieber Kohl," unterbrach ihn Knappert malitiös. „Wir wissen alles, was Sie sagen wollen, denn wir haben ja Ihre Bücher gelesen — was keine leichte Arbeit war," setzte Knappert leise hinzu, „aber ich mußte es doch tun, um sie rezensieren zu können."

„Ach, Sie wissen gar nicht, was ich habe sagen wollen," erwiderte Kohl ärgerlich.

„Das weiß man bei Kohl niemals," murmelte Knappert.

„Hier werden keine Vorlesungen gehalten," rief Graf zur Mühlen. „Hier werden nur Hymnen angestimmt auf unseren Meister, dem wir mehr verdanken, als sich jemals aussprechen läßt!

„Sparen wir unsere Liebenswürdigkeiten für die Gegner, die auch hier zu wühlen versuchen," sagte Alexander Renner. „Man bekommt von Leuten, die sich nur des Mißvergnügens wegen hier aufhalten, Dinge zu hören, daß man an sich halten muß, um nicht sofort drein zu schlagen."

„Ist schon geschehen", berichtete Knappert, „und zwar bei Angermeier. Ich komme vom Schlachtfeld. Dr. Preinsheim, der Heißsporn Percy unter dem jungen Nachwuchs, hat einem Gegner, der über Wiegand frech

gespöttelt, und seine Werke verhöhnte, als Antwort seinen Bierschoppen an den Kopf geworfen."

„Dieser neue „Schoppen-Hauer" soll leben!" rief Graf zur Mühlen, und Alle stießen lachend mit ihm an.

„Schon seit Pythagoras ist gewissen Sterblichen immer bange geworden, wenn eine neue große Wahrheit verkündet wurde," sagte Knappert, „Sie fürchten dann, der nächsten Hekatombe zum Opfer zu fallen!" —

„Was sagt denn der „Allgemeine Deutsche Musikverein" zu dieser handgreiflichen Polemik?" fragte Blaumann. „Das Direktorium ist heute so schweigsam, als hätte es eine geheime Sitzung, in der über das Wohl und Weh von einem Dutzend zu spät geborener Komponisten entschieden werden sollte. Wenn Dr. Grille nicht seinen landesüblichen Toast auf Littof bereits losgelassen hätte, so wüßte man hier gar nichts von Eurer Existenz."

„Ich bin niemals für Gewaltmaßregeln", sagte der milde Reidel, „das wißt Ihr. Mit Handgreiflichkeiten beweist man so wenig, wie mit einem Duell. Es gibt ja keine Gottesgerichte mehr." —

„Und auch da gings nicht immer mit rechten Dingen zu", ergänzte Ernst.

„Doch gibts im Menschenleben Augenblicke", parodierte Knappert, „wo man dem Prügeln näher ist, als sonst."

„Zugegeben", sagte Kneisel. „Aber man wird finden, daß der Geprügelte schließlich stets die öffentliche Meinung für sich gewinnt, selbst wenn er in der Streitfrage im Unrecht ist."

„Ich ohrfeige aber Niemand, um damit der öffentlichen Meinung eine Genugtuung zu geben, sondern n selbst," sagte Graf zur Mühlen.

„Man schadet aber der Sache“, entgegnete Kneisel, weil die Gegner dann sofort argumentieren: „Seht, weil die Gründe fehlen, stellt sich ein Hieb im rechten Zeitpunkt ein.“

„Und uns fehlt's doch wahrlich an Gründen nicht“, setzte Ernst hinzu.

„So wenig wie an Gründlichkeit“, warf Graf zur Mühlen ein. „An unserer Tafelrunde sitzen hier allein drei Professoren, und noch Einige, die es werden möchten. Sogar ein Hofrat ist unter uns.“

„Nun“, sagte Hofrat Grille, „an Komponisten fehlt's hier auch nicht, wohl aber an solchen, deren Werke man aufführt!“

Selbst die dadurch Betroffenen mußten lachen.

„Da sind wir wieder beim Allgemeinen Deutschen Musikverein angekommen,“ sagte Kneisel. „Der sorgt dafür, daß im Konzertsaale für den jungen Nachwuchs Luft geschafft wird, damit er nicht im klassischen Urwalde erstickt.“

„In jedem Falle — schafft für's Licht! — ruft Schumann am Schluß seiner ächt Jean Paul'schen Elegie an Ludwig Schunke den Freunden zu,“ sagte Ernst. „Dieser Zuruf gilt für uns Alle, für die Schaffenden, die Lehrenden und Kritisierenden.“

Und „Seid einig, einig, einig!“ setzte Reidel hinzu. „Das ist das Losungswort aller Kämpfer für die Freiheit. Für die politische, wie für die geistige. Es soll auch das unsere sein und bleiben.

* * *

Den Höhepunkt der Aufregung erreicht die alte Markgrafenstadt am Vorabend der ersten Festspiele.

Heute sollte der deutsche Helden-Kaiser seinen Einzug halten; der erste deutsche Kaiser, der jemals in der kleinen Residenz eingezogen war.

Die Häuser der Hauptstraße, durch die er fahren mußte, um in sein Absteigequartier, die Favorite, zu gelangen, hatten sich alle auf's festlichste zu seinem Empfang geschmückt. Vom Bahnhof bis zur Schützenstraße war ebenfalls eine Via triumphalis von venetianischen Masten errichtet, die mit Flaggen und Kränzen geziert und durch Guirlanden verbunden waren. In allen Straßen, die der kaiserliche Wagen passieren mußte, waren die Häuser von oben bis unten geschmückt; von den Türmen und öffentlichen Gebäuden wehten riesige Fahnen in den deutschen und in den Landesfarben. Die kleine Stadt freute sich des Besuches des Heldenkaisers und wußte die Auszeichnung zu schätzen, die ihr durch seinen Besuch zu teil wurde. Nicht als oberster Kriegsherr, sondern als Friedensfürst, als Schützer der Kunst, zog der Kaiser hier ein; deshalb wurde kein militärischer Prunk entfaltet; die Garnison wogte mit der Bevölkerung vermischt in den Straßen und auf den Plätzen hin und her, und auf dem Bahnhof war, außer dem Kommandanten, kein Militär, nur Zivil zum Empfang anwesend.

Alle bereits eingetroffenen Fürsten hatten sich im Wartesaale versammelt, um den Herrscher zu begrüßen. Der königliche preußische Hausminister Graf Sch. stand zum Empfang seines gnädigsten Herrn ebenfalls bereit.

Auch die staatlichen und städtischen Behörden hatten sich zur Begrüßung eingefunden. Natürlich fehlte auch Rich. Wiegand nicht, der die Veranlassung zu diesem kaiserlichen Besuch gegeben hatte. Er erschien, begleitet

seinem treuen Stabe, dem Verwaltungsrat der Bühnenfestspiele, und den Vorständen der Vereine.

Um 5 Uhr Nachmittags verkündete Kanonendonner die Ankunft des kaiserlichen Extrazuges; alle Glocken der Stadt begannen zu läuten. Noch konnte man den Kaiser nicht sehen, der vom Perron zunächst den blumengeschmückten fürstlichen Wartesaal betrat.

Richard Wiegand begrüßte das Oberhaupt des deutschen Reiches mit wenigen bewegten Worten; darauf folgte die Vorstellung der Anwesenden. Huldvoll und gütig wie immer, richtete der Kaiser an Jeden einige Worte. Der Cercle dauerte ziemlich lange zum Leidwesen des zahllosen Publikums, das vor dem Bahnhof ungeduldig harrte.

Endlich erschien der Kaiser im Portal, mit endlosem Jubel begrüßt. Er trug die Interims-Uniform der Generäle. Nach allen Seiten freundlich dankend, bestieg der Kaiser den vierspännigen Galawagen, welchen der König für ihn gesandt hatte; in mehreren Hofwagen folgte die Suite. Unter Voranritt von Spitzreitern bewegte sich der Zug durch die Straßen. Die Kanonen donnerten wieder, die Glocken läuteten, die Hochrufe nahmen kein Ende. Aus den Fenstern, die alle dicht besetzt waren, wurdem dem Kaiser Blumen zugeworfen, Tücher wehten — es war ein Triumphzug des Kaisers zu Ehren der deutschen Kunst. Daß der deutsche Kaiser diese Festtage durch seine Gegenwart ehrte, gewann ihm Tausende von Herzen auf einem neuen Gebiet.

Am Abend brachte ihm die Bürgerschaft in der Favorite einen großen Fakelzug. Alle Freunde und Verehrer des Meisters empfanden den Triumph, der dieser

Besuch für die Wiegand'sche Kunst war. Die Gegner hatten vergeblich gehofft, daß der Kaiser noch in letzter Stunde absagen würde; der Kaiser aber wußte, was seine Teilnahme an diesem Feste zu bedeuten habe.

* * *

Währenddem fast die ganze Bürgerschaft sich am Fackelzug in der Favorite beteiligte, fand beim Grafen Sch. eine Soirée statt. Die Gräfin, eine schöne jugendliche Erscheinung, geistvoll, lebendig und sehr fein musikalisch gebildet, empfing die Gäste. Wiegand war nicht unter den Gästen, er war von dem Empfang des Kaisers zu sehr ermüdet und brauchte für die nächsten Tage noch viele Kräfte.

Welche Fülle von berühmten Namen, von ausgezeichneten Künstlern waren hier versammelt!

Vor allem Littof, der es nicht übers Herz bringen konnte, in diesen Festtagen fern zu bleiben. Es war das erste Mal seit der Verheiratung von Cari und Wiegand, daß er als Gast bei ihnen weilte.

Wie viel schwere Kämpfe hatte es ihm gekostet, sich durchzuringen und hierher zu eilen! Als sein Künstlerglaube sich verwirklichte und der Stern Wiegand's immer siegreicher hervortrat, stand es bei ihm fest, trotz Allem, was er hatte erleben müssen der Feier beizuwohnen, obgleich die Frage in Rom viel diskutiert wurde: ob die Soutane, seine jetzige Stellung, seine kirchenmusikalischen Bestrebungen, ob es sich überhaupt mit seiner religiösen Richtung vertrüge, an der Einweihung der Festspiele teilzunehmen? Littof selbst erschien diese Frage überflüssig, aber sie brachte ihn in Meinungsverschiedenheiten mit seiner fürstlichen Freundin, die sich nicht

ausgleichen ließen — jetzt nicht — und später auch nicht. Der Meister konnte ihr nicht zu Willen sein, es zog ihn mit aller Macht nach Deutschland, er mußte die Festtage dort mit erleben; und so kam er zur Freude aller seiner Freunde und Verehrer. —

Auch bei der Gräfin Sch. fehlte er nicht. Als die Türen sich öffneten und aller Blicke sich nach dem Eingang richteten, durch den der viel Gefeierte, lang Entbehrte eintreten sollte, war es ganz still im Saal. Rasch trat er ein, vom Grafen und der Gräfin herzlich empfangen; es war, als ob ein Souverän erschiene.

Littof schien davon nichts zu bemerken. In seiner chevalereskeu Manier begrüßte er alle, ihnen freundlich die Hand reichend. Vor allem herzlich wurden seine beiden Lieblinge begrüßt, seine getreue Sofie Mautner und Marianne Brandes.

Die Gräfin trat hinzu und fragte den Meister, ob man mit der Musik beginnen könne. Ihn zum Spielen aufzufordern, wagte niemand, daß man ihn am liebsten hörte, wußte er ja.

„Wenn Sie befehlen, sofort," sagte Littof verbindlich. „Kommen Sie, Sofie, spielen wir wieder einmal quatre mains."

Ohne sich einen Moment zu bedenken, zog Sofie Mautner ihre Handschuhe aus. Sie fragte nur: „Was wünschen Sie, lieber Meister?"

Littof blätterte in den Noten, die auf dem Flügel lagen. „Natürlich fangen wir mit Wiegand an", sagte r und legte den von Hans von Berkow arrangierten uldigungsmarsch auf.

Littof mit Sofie Mautner — das Vollendetste, was

man hören konnte! Sofie erriet nicht nur jeden Gedanken ihres Meisters, sondern sie vermochte ihn auch auszuführen. Wenn diese beiden zusammen spielten, waren das zwei Seelen und ein Gedanke in die Musik übertragen.

Als der pompöse Marsch vollendet war, blieben alle Zuhörer stumm. Alle fühlten, daß Applaudieren hier eine Beleidigung wäre.

Littof hatte einen amerikanischen Violinvirtuosen aufgefordert, eine von seinen Violin-Kompositionen zu spielen. Josef, der Hauspianist von Wiegand, setzte sich ans Klavier zum Akkompagnieren.

Die Romanze gefiel, obwohl das Stück etwas forciert geniales hatte.

Littof hatte sich gegen Marianne Brandes gewendet und führte sie zum Flügel. „Was wollen Sie singen?" fragte er sie.

„Darf ich Mignon singen?"

„Gut", erwiderte Littof, „ich begleite Sie".

Und nun wurde Mignons Sehnsuchtslied mit einer Poesie gesungen und gespielt, wie man es wohl niemals wieder hören wird.

Marianne legte ihre ganze edle Seele hinein und Littofs Töne trugen sie empor wie auf Adlerschwingen.

„Jetzt will ich etwas spielen", sagte Littof und saß schon am Klavier. Er spielte eines seiner Lieblingsstücke, das herrliche Cantique d'amour.

Alle lauschten in tiefer Ergriffenheit.

Das war kein Klavierspiel mehr, das war Ge[illegible] eine Hymne auf die Liebe. Wer Littof nie gehört — nie Klavierspielen gehört!

Nach Littof wollte natürlich niemand mehr ſpielen. Der Amerikaner ſchloß ſeinen Geigenkaſten zu; Sofie Mautner hatte ſich auch zurückgezogen.

„Nun, Marianne", ſagte Littof zu Fräulein Brandes, die ihm die Hand küſſen wollte, wofür er ſie umarmte, „nun ſingen Sie mir noch mein Lieblingslied".

Marianne wußte was er meinte. Sie hatte die Noten ſchon zur Hand.

Littof begann mit Akkorden, die wie ſchwere Seufzer ſich der Bruſt entrangen und Marianne ſang langſam und düſter:

Das Leben draußen iſt verrauſcht,
Die Lichter löſchen aus,
Schauernd mein Herz am Fenſter lauſcht,
Still in die Nacht hinaus.

Bis dahin ruht das Lied in der tiefen Altlage nur auf wenigen Tönen. Jetzt hob es ſich höher, war aber noch immer recitativiſch gehalten:

Da nun der laute Tag zerronnen,
Mit ſeiner Not und lauter Luſt,
Was haſt du in dem Spiel gewonnen,
Was blieb der müden Bruſt?

Da wurde die Begleitung plötzlich lebendig. Bei leiſem Tremolo der Oberſtimme ſchritten die Bäſſe gewichtig einher und ſtrebten höher und höher. Und eine weiche Melodie begann:

Der Mond iſt troſtreich aufgegangen,
Da unterging die Welt,
Der Sterne heilge Bilder prangen
So einſam hoch geſtellt.

Nun aber brach die Leidenſchaft mit aller Macht hervor. Und die gequälte Seele ſchwang ſich zum Himmel

empor und rief mit gewaltigem herzerschütterndem aber befreiendem Ausdruck:

O Herr! Auf dunkel schwankem Meere
Fahr ich in schwachem Boot,
Treu folgend deinem goldnen Heere
Zum ewgen Morgenrot!

Der Gesang, das Spiel und die Komposition waren eine einzige Offenbarung! Dieses wunderbare Lied von Lassen wurde von niemand anderem je gesungen, als von der Brandes.

Unter den vielen Liedern, die Lassen zum Liebling in den Konzertsälen gemacht hatten, war keines zu nennen, das an dieses heranreichte; und das mochte wohl auch der Grund sein, warum es unbekannt blieb. Es ist zu tief angelegt für das Publikum und auch für die Sängerinnen nicht dankbar genug; die alte Geschichte, die ewig neu bleibt.

Mit der Musik war es jetzt zu Ende. Man ging zum Souper; an kleinen Tischen wurde ein kaltes Abendbrot serviert; man wollte nicht hungrig auseinandergehen, aber auch nicht viel Zeit verlieren. Es wurde lebhaft geplaudert, Littof war natürlich der Mittelpunkt. Er war, wie immer im kleinen Kreise, unter Freunden und Bekannten, bei bestem Humor, erzählte Anekdoten, lachte und scherzte.

An Littof's Tisch waren hauptsächlich Wiener, unter andern auch Fürst Lichtenfels.

„Ich bin Wien treu anhänglich aus alter Zeit," sagte Littof. „Wie ich als junger, in Deutschland noch unbekannter Künstler aus Italien kam, hat man mich in Wien so aufgenommen — —"

„Wie Sie es verdienen, verehrter Meister", fiel der Fürst ein.

„Ach", lachte Littof, „dann müssen meine Verdienste als Komponist sehr gering sein. Denn jetzt nimmt man mich in Wien nichts weniger als freundlich auf."

„Das kann ich nur für die Presse zugeben", erwiderte der Fürst. „Wir andern wissen sehr wohl, was wir von Ihnen — — und was wir von der Presse zu halten haben."

„Sprechen wir nicht von der Presse", sagte Littof, „das hieße ihr zu viel Ehre antun. Sie hat einen kurzen Atem und ein noch kürzeres Gedächtnis. Sie schreibt für den Tag und in den Tag hinein; wir aber wollen für lange Zeit arbeiten und hoffen, die Kritiker zu überleben."

Littof war durch diese Wendung des Gespräches ernster geworden. Die Gräfin, dies sofort bemerkend, gab sofort das Zeichen zur Aufhebung der Tafel. Sie selbst bereitete Littof seinen Grog aus Kognak, wie er ihn allabendlich trank.

„Jetzt soll uns Sofie etwas spielen", rief er und führte die Mautner zum Flügel, die sich nicht sträubte. Sie wußte, daß Littof nichts mehr zuwider war, als die Ziererei der Künstlerinnen.

Sofie präludierte nicht, sie ging gleich tüchtig ins Zeug und setzte das D-moll des Comthurs aus Don Juan kräftig ein.

„Bravo, Sofie", rief Littof. „Sie haben doch immer Kourage!"

Und Sofie, die zarte Frau mit den Sammtfingern und den Stahlgelenken, spielte die Don Juan-Fantasie

mit einer Kraft, einem Feuer, einer wahrhaft verwegenen Sicherheit, daß man an die riesigen Schwierigkeiten dieses Stückes gar nicht dachte.

Littof küßte sie auf die Stirne. „Ich habe es immer gesagt," wandte er sich zur Gräfin Sch., „Ihre Protegée ist die beste Pianistin, die ich kenne. Das macht ihr keine nach."

Littof war durch Sofiens Spiel so animiert worden, daß er sich, ohne ein Wort zu sagen, ans Klavier setzte.

Und Littof begann nach längerem Präludium einen Schubert'schen Walzer aus der Soirée de Vienne. Er variierte ihn frei, knüpfte andere daran und verlor sich in Schubert'schen Melodien, die er entzückend illustrierte. Zuletzt blieb er bei dem Divertissement hongrois stehen und spielte den Marsch und den letzten Satz so wunderbar, wie man ihn von Niemand sonst hören kann.

Die Gesellschaft ging auseinander; denn nach Littof mochte man niemand mehr hören; er war unvergleichlich. Wenn man seine Feenhände über die Tasten gleiten sah, ohne daß er jemals einen Blick nach ihnen warf, weil sie die richtigen Töne, den rechten Ausdruck immer ganz von selbst trafen; wenn man seine wunderbaren verklärenden Augen sah, mit ihrem visionären Ausdruck, als blickte er in eine andere Welt und nun dieses Spiel hörte, das kein Klavierspiel mehr war, sondern eine neue Tonsprache, die man noch nicht gekannt hat — so fand man keine Worte, diesen Eindruck zu schildern. Ja, er war unwiderstehlich und selbst seine Gegner leugneten [illegible] nicht. Sie nannten ihn den Rattenfänger von Ham[illegible] er war aber der wiedererstandene Orpheus.

* * *

Am Tage der Eröffnung des Festspielhauses war die stille Markgrafenstadt nicht wieder zu erkennen.

Die große Menschenmenge, die den Kaiser gestern empfangen, hatte sich verdoppelt. Über Nacht waren noch viele Festspielgäste aus der Ferne gekommen; die Gasthöfe waren überfüllt, die Privatwohnungen alle besetzt, man konnte froh sein, noch irgendwo ein Unterkommen zu finden. Aber noch größer war der Menschenstrom, der sich aus dem ganzen Frankenlande nach B. ergoß. Alle benachbarten Städte und Ortschaften, bis zu den Dörfern herab, sandten ein starkes Kontingent von Besuchern. Das waren freilich keine Festgäste für die Aufführungen, aber sie wollten doch dabei sein, an diesem hochwichtigen Tag; sie wollten den deutschen Kaiser begrüßen und am Abend die Illumination sehen, die die Stadt — man wußte nicht recht für den Kaiser oder zur Feier des Tages — veranstaltete.

Die natürlichen Folgen dieses Massenbesuches, der alle Vorausberechnung weit übertraf, war, daß eine förmliche Hungersnot auszubrechen drohte. Zur Mittagszeit waren keine Nahrungsmittel mehr zu haben, selbst die Bäckerläden waren ausgeplündert; nur eine Quelle war unversiegbar, die des bayrischen Bieres. Die Hotels konnten keine Gäste zur Tafel mehr annehmen, die nicht vorher ihre Plätze bestellt hatten; natürlich schlugen sie auch mit ihren Preisen auf, und man mußte dankbar sein, wenn man nach stundenlangem Warten überhaupt gegen Geld noch etwas zu essen bekam.

Zu Hause blieb Niemand; durch die herrliche, wenn auch heiße Witterung begünstigt, wogte Alles auf den Straßen hin und her. Man saß vor den Gasthöfen, um

dem Treiben zuzusehen, man stand in Gruppen auf den Straßen umher, ging auf und ab und begegnete überall Bekannten, Freunden, Gesinnungsgenossen, darunter viele, die man seit Jahren nicht gesehen hatte. Wo man nur ging und stand traf man auf Berühmtheiten der Kunst und Literatur, auf gefeierte Namen der Aristokratie. Man machte neue Bekanntschaften, man erneuerte alte. — Die Straßen waren gleich einem großen Versammlungssaale.

Der Meister war in der glücklichsten Stimmung, und sah der Aufführung mit vollem Vertrauen entgegen.

Der Beginn der ersten Vorstellung war ursprünglich wie die der Generalprobe auf Nachmittags 5 Uhr angesetzt. Auf Wunsch des Kaisers, welcher die hohen Fürstlichkeiten zum Diner nach der Favorite eingeladen hatte, wurde jedoch der Beginn auf 7 Uhr verschoben. Schon am Nachmittag wogte das Publikum auf der Straße zum Festspielhaus in freudiger Erregung hin und her.

Die beiden Restaurationen auf dem Festhügel waren dicht besetzt; immer enger wurde der Raum, immer größer das Gedränge. Die Wagen, welche die Mitwirkenden zum Theater brachten, waren die ersten; bald folgten auch andere mit Festspielgästen, und in kurzer Zeit war die Wagenreihe eine ununterbrochene geworden. Langsam fuhren sie durch die Menge, welche so die darin Sitzenden bequem mustern konnte. Wer sie nur alle gekannt hätte, diese Schönheiten, diese Berühmtheiten, diese Hoheiten, in ununterbrochener Kette sich auf einander folg
Wie auf Verabredung waren fast alle Damen in gr
Toilette, die Herren im Ballanzuge; es geschah wol

Kaiser zu Ehren, aber man tat es auch, um den Festtag als solchen zu feiern.

Endlich kam der Verwaltungsrat der Bühnenfestspiele, um sich am Eingang zur Fürstenloge aufzustellen, zuletzt der Wagen von Richard Wiegand. Der große Meister, dem man diese Tage allein zu danken hatte, kam mit Cari: Littof folgte mit der Baronin Meyentroff. Ehrfurchtsvoll wurde der Meister von Allen begrüßt; er sah ernst aus, wie der Moment es heischte.

Kurz vor 7 Uhr entstand in der Spalier bildenden Menge eine lebhafte Bewegung. Von ferne hörte man Hochrufe, sah das Schwenken von Tüchern und Hüten: der Kaiser nahte. Er fuhr im offenen vierspännigen Galawagen mit Vorreitern und war im Zivilanzug. Seine Tochter, die Großherzogin von Baden, saß an seiner Seite, ihm gegenüber der Großherzog.

Der deutsche Kaiser wurde von der zahllosen Menge mit Jubelrufen begrüßt, und dankte huldreich nach allen Seiten. Von Richard Wiegand geleitet, stieg er die Treppe zur Fürstenloge empor.

Vorher schon waren Trompeter auf der Terrasse des Hauses erschienen, um den Beginn der Vorstellung anzuzeigen.

Alle strömten jetzt in das Festspielhaus und suchten eilig ihre Plätze. Als der Kaiser in der Loge erschien, wurde er mit donnernden Hochrufen vom Publikum begrüßt. Gleich darauf erloschen alle Gaslampen im Zuschauerraum, nun wurde es plötzlich ganz still in dem großen Saale; alle Türen wurden geschlossen. Die Vorstellung begann, ihren Zauber zu üben. — — — — —

* * *

Als der Vorhang sich geschlossen, erscholl ein minutenlanger Beifall; Richard Wiegand wurde stürmisch gerufen. Er erschien jedoch ebensowenig, wie die Mitwirkenden, die Illusion sollte erhalten bleiben.

Als die Festgäste das Haus verließen, harrte ihrer eine neue Überraschung. Das Festspielhaus und seine Umgebung war glänzend erleuchtet. Tausende von Lampions hoben in den dunklen Nachthimmel die Konturen der Architektur hervor, Guirlanden von bunten Laternen umkränzten den Platz, der von Gassternen hell beleuchtet war. Pechpfannen und Fackeln flammten zu den Seiten des Wegs bis zur Stadt hinab, die in einem einzigen Lichtmeer zu schwimmen schien. Es war ein großartiger Anblick, würdig dieses Tages, würdig der Gäste, die er versammelt hatte.

Einen großen Moment in der Kunstgeschichte hatten sie heute erlebt: die Geburt des Kunstwerkes der Zukunft.

Der Kaiser und die Fürstlichkeiten hatten das Haus verlassen, nur langsam konnten die anderen Wagen folgen, denn nur Schritt für Schritt kam man vorwärts. Der Wunsch, dem kaiserlichen Zuge sich anschließen und mit ihm die Stadt durchfahren zu können, war ein vergeblicher. Nur von ferne vernahm man die Jubelrufe, mit denen der kaiserliche Herr überall begrüßt ward.

Auch die Stadt hatte sich in das glänzendste Festgewand geworfen, das sie wohl jemals getragen hatte. Jedes Haus war von oben bis unten erleuchtet. Die öffentlichen Gebäude, die Palais, wetteiferten im festlichen Glanze. Prächtig geschmückt erschien der Bahnhof Eingang zur Stadt, und das alte Schloß, dessen a eckiger Turm bis zu den Spitzen erleuchtet war.

Bis tief in die Nacht — bis zum Grauen des neuen Tages, saßen die Gäste bei Angermeier; die herrliche warme Sommernacht lockte zum Aufenthalt im Freien.

Das Gewirr der Menschen, daß Schwirren der Stimmen war unbeschreiblich, nur schwer konnte man Freunde finden, und noch schwerer mit ihnen eine Unterhaltung führen. Der Enthusiasmus war groß, aber auch die Opposition machte sich breit. Es wurde heftig hin und her gestritten, in allen Sprachen und Tonarten. Die Einen tadelten die Aufführung, die ihren Ansprüchen noch nicht genügte, Andere bemängelten den Text, wieder Andere die Musik.

Es liebt der Mensch
Das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabene in den Staub zu ziehn.

* * *

In der kleinen Weinkneipe, wo die Norddeutschen ihr Stammlokal hatten, ging es am zweiten Fest-Abend wieder äußerst lebhaft zu. Das kleine gewölbte Gastzimmer war so überfüllt, daß die Zuletztkommenden fast keinen Raum zum Stehen finden konnten, vielweniger zum Sitzen. Die Dicke des Tabaksqualms ließ nichts zu wünschen übrig, desto mehr die Helle der Beleuchtung. Das Licht der wenigen kleinen Petroleumlampen, die auf dem langen Tisch spärlich verteilt waren, hatte Mühe, durch die Rauchwolken zu dringen. —

Hier hatten sich die Kritiker von Beruf zusammenfunden, die Schöngeister und musikalischen Koryphäen Deutschlands.

Kohl präsidierte wieder oben in der Fensternische; er hatte sich hinter eine Flasche Marsala verschanzt, und

war sehr gemütlich, da Knappert nicht in seiner Nähe saß. So konnte er doch ungeniert dozieren. Drake war vortrefflich aufgelegt und machte viele Witze, meist mit halblauter Stimme, wobei er das Zeichen zum Lachen immer selbst gab.

Der Vorstand des Allgemeinen deutschen Musikvereins, Reibel, Ernst und Grille thronten in der Mitte der Tafel; Reibel bei einer Flasche Mosel, die später mit Rheinwein wechselte, wobei ihm Ernst tapfer sekundierte; der vorsichtige Grille hielt sich an milden Bordeaux.

In der Ecke, wo Knappert und Alexander Renner saßen, zu denen sich Graf zur Mühlen und Dr. Paulus noch gesellt hatten, ging es am lebhaftesten her.

Man unterhielt sich hauptsächlich darüber, wie schmerzlich man es empfand, daß Hans von Berkow diese Zeit nicht mit erleben konnte, daß er, der Treuste — der Bewährteste fern bleiben mußte. Alexander Renner meinte: „Ohne unserem Richter zu nahe treten zu wollen, wäre doch Berkow der prädestinierte Dirigent der Festspiele gewesen, und ich gestehe, mir hat das Herz wehe getan, einen Andern an seinem Platze sehen zu müssen — aber auch hier heißt es — où est la femme?“ —

„Es ist nur gut, das Littof nicht auch fern geblieben ist. Es war nahe daran und der hätte dem Meister sicher am meisten gefehlt;“ meinte Graf zur Mühlen.

„Ja, Littof war der Einzige, der von allem Anfang an an die Ausführbarkeit der Pläne Wiegands glaubte. Der konnte und durfte nicht fehlen. Schon vor [illegible] Jahren, als der Meister noch lange in der Verban... weilen mußte, sah er mit seinem großen prophet... Geist diese Festtage voraus;“ meinte Dr. Paulus

„Nein, er hätte nicht fehlen dürfen," fügte Graf zur Mühlen bei. — „Und viel hätte wahrlich nicht gefehlt, daß er in Rom geblieben wäre;" fuhr Paulus fort; „hätte die Fürstin noch den alten Einfluß über ihn, wie ehemals in Bernhardsburg, so hätte sie es durchgesetzt, ihn fern zu halten, aber der alte Bann scheint gebrochen. Als ich den Meister heute früh besuchte, hatte ich das Glück, ihn 10 Minuten allein zu sprechen. Er benutzte diese Gelegenheit sich bei mir nach Hans zu erkundigen, da er weiß, daß ich zu den Wenigen gehöre, mit denen Hans seit der unglücklichen Scheidungsgeschichte wieder in Verbindung getreten ist. Mir scheint, er ist mit ihm selbst außer aller Verbindung; leider konnte ich ihm keine günstigen Nachrichten geben. Der arme Hans ist körperlich und geistig krank; er ist so herabgestimmt, daß er eine Kaltwasser-Heilanstalt am Rhein aufsuchen mußte. Es ist kaum zu glauben, aber doch wahr — man hat die Taktlosigkeit soweit getrieben, ihm von hier aus eine Einladung zu den Festspielen zu schicken."

„Unglaublich," warf Knappert ein, „es ist nicht zu sagen, was man darin hier leistet."

„Ich habe ihm versprechen müssen, ihn gleich nach den Fest-Spielen zu besuchen, um ihm zu berichten," fuhr Paulus fort. „Er interessiert sich natürlich ungeheuer für alles, was hier vorgeht. Übrigens war es rührend, mitanzuhören wie Littof seine Tochter zu entschuldigen suchte. Er sagte mir heute mit unglaublicher Naivität: ‚Vous savez elle a le sang de sa mère' — de son père' — verehrter Meister," setzte ich beiden hinzu, worauf er sich lächelnd umdrehte und mir dem Finger drohte.

Alle brachen in ein schallendes Gelächter aus. Als man sich beruhigt hatte, ging man zu brennenden Prinzipfragen über.

„Alle Littofianer sind selbstverständlich auch Wiegandianer," rief Alex. Renner. „Sie sind es aus innerster Überzeugung wie Littof selbst."

„Vollkommen richtig," entgegnete Graf zur Mühlen, „aber umgekehrt gilt der Satz nicht. Es sind keineswegs alle Wiegandianer auch Littofianer. „Hier" — auf Knappert zeigend — „sitzt gleich ein lebendiges Beispiel. Hab ich Unrecht?" wendete er sich an Knappert.

Der gefürchtetste unter allen Berliner Wiegandianern, war nicht in Stimmung, auf diese Provokation einzugehen. Er fühlte sich getroffen, wollte aber keine Brandrakete in die Versammlung werfen.

Dr. Grille, der zu entfernt saß, um das Gespräch genau verfolgen zu können, war bei dem Stichwort ‚Littof' schon aufmerksam geworden.

„Machen wir keine Streitfrage daraus," sagte Knappert. „Ich sage nur soviel, daß ich mir Wiegand ohne Littof, aber nicht Littof ohne Wiegand denken könnte." —

„Auch nicht Wiegand ohne Littof," erwiderte Paulus. „Hat Wiegand nicht selbst Littof ‚sein zweites Ich' genannt? Hat er ihm nicht unter sein Bild geschrieben, ‚du weißt, wie es wird?' Ich habe dieses Bild auf der Hochburg in Bernhardsburg oft mit Ehrfurcht betrachtet.

„Und was wäre denn in den fünfziger Jahren, Wiegand in der Verbannung in der Schweiz saß, aus sei Werken geworden, wenn er Littof nicht gehabt hä

Kein deutscher Kapellmeister hätte gewagt, für sie in die Schranken zu treten; kein deutsches Hoftheater hätte riskiert, sie aufzuführen; keine Autorität hätte für sie die Feder ergriffen" — rief Alex. Renner.

„Das bestreitet kein vernünftiger Mensch" erwiderte Knappert. „Aber das berührt nur die rezeptive und reproduzierende Seite Littofs, es zeigt ihn als Mann der Initiative der künstlerischen Einsicht und der Tat, wie es dieser hervorragende Geist ja in hohem Grade ist. Es berührt aber nicht die Seite seiner eigenen Produktivität. Littof ist durch Wiegand vielfach angeregt worden; ich wüßte aber nicht, daß Wiegand durch Littof irgendwie musikalisch inspiriert worden wäre."

„Weil Wiegand, dieser eminente Selbstschöpfer, sich überhaupt von Niemand beeinflußen läßt, am allerwenigsten aber von der Kritik," erwiderte Graf zur Mühlen spitzig. —

„Wenn aber irgendwer Einfluß auf Wiegand gehabt hat, so war es kein anderer als Littof," setzte Renner hinzu. „Mit ihm allein besprach er seine Pläne, mit ihm allein beriet er die Mittel, wie sie ins Werk zu setzen seien."

Prages hatte bis jetzt schweigend zugehört. Jetzt ergriff auch er das Wort. „Als produktiver Künstler hat Littof doch offenbar ebenso neue Bahnen eingeschlagen, wie Wiegand; nur wohlweislich auf einem andern Gebiete. Es wäre unklug, ja unmöglich gewesen, Wiegand auf der Bühne Konkurrenz machen zu wollen. Littof ...te mit seiner Schaffenskraft gerade da ein, wo Wie... nd nicht wirkte und nicht wirken wollte, auf dem symphoschen Gebiet, auf dem der Kirchenmusik und selbst-

verständlich auf dem des Pianoforte, wo Littof ja ebenso unbestrittener Selbstherrscher ist wie Wiegand auf dramatischem Gebiete. Sie haben sich in das große Arbeitsfeld der allgemeinen Reform geteilt; sie wirken gemeinsam nach verwandten Zielen und sie ergänzen sich vortrefflich."

„Ich bin mit den Littof'schen Reformen in der Instrumentalmusik ebenso einverstanden, wie mit den Wiegand'schen auf dramatischem Gebiet," entgegnete Knappert zurückhaltend.

„Das ist eine individuelle Ansicht," sagte Prages, „die aber in der Sache selbst nichts ändert. Reformatoren sind sie beide. Wie Wiegand über Littofs symphonische Dichtungen denkt, ersehen Sie aus seinem offenen Brief darüber an die Prinzessin Marie. Doch wir kommen nicht zu Ende, und es ist schon spät, heben wir für heute die Sitzung auf."

* * *

An einem Abend, nach einer Vorstellung, der der Kaiser von Brasilien beigewohnt hatte, war dieser von Allem so entzückt, daß er noch, so spät es auch war, mit seinem Adjutanten bei Wiegand vorfuhr, um ihm sein Entzücken auszusprechen. — Der Meister — so lautete der Bescheid — sei nicht mehr zu sprechen; er sei zu angegriffen und soupiere jetzt. Nun verlangte der Kaiser, Littof zu sehen; der war aber noch nicht vom Festplatz zurückgekehrt. Der Kaiser fuhr ihm entgegen und fand ihn unterwegs. Sofort wurde Littof in den Wagen ge-hoben, und nach dem Schlosse entführt, in die Dien-wohnung des Adjutanten, wo ein schöner Blüth-stand. Littof setzte sich an den Flügel und spielte s

Kaiser, — der beiläufig bemerkt, sehr musikalisch war — vor, was er nur zu hören wünschte. Da öffnete sich die Türe; der Großherzog von Bernhardsburg kam still herein geschlichen, und stellt sich hinter den Stuhl seines Freundes Littof, ohne daß dieser ihn bemerkt. Der Großherzog kannte den Kaiser nicht und fragte, wer das sei? — Gegenseitige Vorstellung und Freude; hierauf erfolgte sofort eine Einladung des Großherzogs an den Kaiser, nach Bernhardsburg zu kommen, um den neu einstudierten ganzen Faust mit Lassen's Musik zu hören. — Gegen Mitternacht ersuchte der Kaiser Littof, ihn zu Wiegand zu begleiten, unter seiner Einführung hoffe er mehr Glück zu haben. Der Wagen fuhr nochmals bei Wiegand vor, Littof trat zuerst ein, Wiegand ließ aber den Kaiser noch ziemlich lange im Wagen warten, bis Littof melden konnte, daß der Meister „très honoré“ sein werde. — — — — —

Die Szene, die sich während dieser Pause hinter den Kouliſſen abspielte, kann man sich ungefähr denken. Als aber Wiegand endlich zum Vorschein kam, war er sehr liebenswürdig.

Wer war nun der Souverän?

* * *

Der erste Cyklus war zu Ende. Der Jubel des Hauses wollte aber nicht enden. Heute waren Alle entschlossen, nicht eher vom Platze zu weichen, bis der Meister erschien. Und er trat endlich hervor hinter dem Vorhang, der kleine große Mann mit seiner mächtigen Stirne, den blitzenden Augen, dem scharf geschnittenen Munde, dem energischen Kinn! Lange blickte er in die jubelnde Menge, bis sie endlich still geworden war. Dann sprach er ruhig und ernst:

„Sie haben nun gesehen was wir können. Wollen Sie, so haben wir eine neue Kunst.“ —

Dann zog er sich wieder zurück.

Neues Jubeln, Klatschen und Rufen. Aber er kam nicht wieder. Auch die andern kamen nicht hervor. Zuletzt mußte die Menge das Haus verlassen.

Ein großes Wort hatte der Meister gelassen ausgesprochen, das wieder viel Sturm geben sollte! Aber hatte er nicht recht? Wenn wir nur wollten, so hatten wir diese neue Kunst. — —

Die Festhalle hatte sich am folgenden Tag mit Guirlanden und Flaggen so schön geschmückt, wie sie es nur immer vermochte. Tisch an Tisch waren in langen Reihen aufgestellt; 600 Personen wurden erwartet. Wiegand hatte sämtliche Mitwirkende als seine Gäste eingeladen; es waren mehr als 200 mit dem Orchester. Natürlich waren auch alle Patrone erschienen, die hohe Aristokratie war sehr zahlreich vertreten.

Endlich trat der Meister ein, mit Hochrufen von der Festversammlung begrüßt. Der Verwaltungsrat der Festspiele ging ihm voraus und führte ihn ein. In seiner unmittelbaren Nähe saß seine Gattin Cari, Littof, die beiden Töchter von Hans von Berkow, und einige der Familie nahestehende Freunde.

Wiegand machte zuerst die Runde durch den unteren Saal, und sprach mit seinen Künstlern lange und in der liebenswürdigsten Weise; für jeden hatte er ein Scherzwort oder eine treffende Bemerkung. Alle waren gl lich über das treffliche Gelingen und über die Zufried heit des Meisters. —

Endlich nahm man Platz. Das Essen nnd Tri

war wahrlich nicht die Hauptsache, sondern das Sehen und Hören. Musik wurde nicht gemacht — was hätte man auch für welche machen sollen, oder nur hören mögen?

Alle warteten auf den großen Moment, wo Wiegand sprechen würde. Jetzt erhob er sich. Er sprach aber nicht von seinem Platze aus, weil ihn dort die Gäste im oberen Saal nicht hören konnten. Er schritt die Stufen hinan und stellte sich an der obern Balluſtrade auf, die Blicke nach dem unteren Saale gewendet. In seiner klaren Weise mit eindringlich warmer Stimme begann er ruhig, aber nicht ohne innere Bewegung:

„Ich wende mich im Namen meiner Künstler an Sie, um Ihnen zu sagen, was ich unmittelbar nach der Aufführung nicht konnte, als Sie durch lebhaften Beifall den Wunsch auszudrücken schienen, daß sie vor Ihnen erscheinen sollten. Meine Künstler hatte ich durch Anschlag gebeten, dem üblichen Hervorruf nicht Folge zu leisten. Um so erwünschter ist uns jetzt die Gelegenheit, mit Ihnen zusammen zu kommen.

Es fällt mir schwer, mich zu entscheiden, womit ich beginnen soll? Das Verhältnis zwischen uns ist so weitgehend, so bedeutend. Meine Beziehung zu den Patronen ist einzig in ihrer Art. Mit Ihrer Hülfe wurde Außerordentliches, Unerhörtes geleistet; es wurde der Fonds zustande gebracht, der den Theaterbau ermöglichte.

Ihnen will ich jetzt nun auch nähere Erklärung über meine gestrigen Worte geben: ‚Sie haben gesehen was wir können. Wollen Sie nun, so haben wir eine neue Kunst‘.

Es ist dies mißverstanden worden: ich meinte die Vereinigung zu einem gesamten Kunstwerk, zu einer

deutschen National-Kunst, die in ihrer Art Vollendetes leistet. Die Franzosen haben eine nationale Kunst, die Hervorragendes vollbringt. Die Italiener haben auch eine nationale Kunst, die bedeutend, wenn auch nicht nachahmenswert für uns ist. Eine nationale Kunst in Deutschland haben wir aber nicht. Unsere theatralische Kunst ist erborgt, nachgeahmt nach fremden dramatischen Mustern. Dabei ist diese Nachahmung noch lückenhaft. Das neue ist nur ein Gemisch von dem, was originell sein könnte, es aber nicht ist. Es war ein großes Ziel, aus den nationalen Anlagen des Deutschen heraus etwas zustande zu bringen, das ihm ebenbürtig sei.

Sie haben gesehen, was eine junge, sich neubildende Kunst leisten kann, räumlich und sachlich entfernt von den gewöhnlichen Formen der Operntheater. Auf einem neutralen Terrain, fern von allen ablenkenden Einflüssen, galt es zu zeigen, was wir schaffen können, wenn wir uns sammeln. Hierzu bedurfte ich aber der Hülfe.

Ich habe an die Nation appelliert; die Aufführungen sollten nicht gegen Entrée gegeben werden. So entstand der Gedanke der Schöpfung von Patronen, der aber nur von wenigen richtig verstanden worden ist. Es sind auch nur wenige gewesen, die sich der Sache mit Hingebung widmeten. Höchste Uneigennützigkeit war der Gedanke, dessen Zauber alle verbinden sollte; verzichten auf jeden Lohn, jeden Gewinn. Dahin konnte ich es aber in der Allgemeinheit nicht bringen. Ich bin dadurch bis zu solchem Mißmut geraten, daß ich glaubte, mein W
nicht durchführen zu können.

Was mir den Mut zur Fortsetzung, zur Vollend
gegeben, das sind meine Künstler. Sie fragten nicht n

dem Lohn, sie fragten auch nicht darnach, was Journalisten und Rezensenten dazu sagten. Sie sagten zu mir: „Wir glauben an dich". Das sind meine wahren Patrone.

Wenn die Kunst gesunken, so ist sie es immer nur durch die Künstler gewesen. Sie wird aber ebenso durch sie gehoben. Wir wollen eine neue Kunst, die nicht dazu da ist, den Gelangweilten zu zerstreuen.

Wollen Sie dieses Ziel fördern, so haben Sie das nur zu wollen! — Sie mögen in einen Verein zusammentreten, zu weiterer Förderung der Festspiele. Was wir hier geboten haben, ist ja erst der Anfang; wir haben, jeder an seinem Platz, das unsere getan, zu einem für edel gehaltenen Zweck. Der Glaube daran war das erste, das nötigste Erfordernis. Ich fand ihn der bürgerlichen Welt, wo man erkannte, daß wir es ernst und ächt meinten. Hier in B. bildete sich der Verwaltungsrat. Trotzdem man sie Schwindler, Gründer nannte, haben diese Herren mir geholfen mit treuer Arbeit, mit Aufopferung.

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis!" Wer auf dieses Gleichnis zielt, das wollen wir erst noch erkennen lernen. Jetzt können wir nur sagen:

„Das Unzulängliche — hier wird's Ereignis,
„Das Unaussprechliche — hier ist's getan,
„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!"

Das Ewig-Weibliche ist die Idee, die uns allen vorschwebt und alle verbindet. Sie hat uns gehalten, sie hat uns geadelt und unserm Werke den Stempel des Ewigen aufgedrückt!

Ich bitte Sie, mir immer treu und gut zu sein, denn ich meine es ehrlich!

Es gilt nicht dem einzelnen Kunstwerke — es gilt der gesamten Kunst!" — — —

Ein unbeschreiblicher Jubel antwortete dieser Rede. Das Hochrufen und Gläserklingen wollte kein Ende nehmen, bis wieder an ein Glas geklopft wurde. Nun kam eine ziemlich unbedeutende Rede von einem Berliner Journalisten, der im Namen der Wiegand-Vereine sprach.

Ihm folgte natürlich Kohl, der schon lange geladen war. In seiner breiten und wortreichen Manier feierte er Wiegand und Littof pathetisch. Er hatte immer das Bedürfnis, sich hören zu lassen; er besaß aber leider auch das Talent, seine Hörer ungeduldig zu machen.

Die Versammlung wurde unruhig, brach aber in Jubel aus, als am Schluß seiner Rede Frau Lucca, die Besitzerin des großen Verlagsgeschäfts in Mailand, welches Wiegand's Werke für Italien angekauft hat, dem Meister einen silbernen Lorbeerkranz überreichte. Der internationale Charakter der Versammlung machte sich hier erfreulich geltend; nicht minder durch die folgende Rede, die Graf A. aus Pest im Namen der Patrone an den Meister richtete.

Nun erhob sich Wiegand zum zweiten Male und wandte sich an Littof, an seinen teuern Freund und Mitarbeiter, sein zweites Ich. Ohne ihn wäre er, als er fern vom Vaterland weilen mußte, verloren, vergessen gewesen. Littof war es, der seine Fahne hoch hielt und lange Zeit heldenmütig allein verteidigte; Littof, um den sich alle seine Freunde scharten; Littof, der ihn verstand wie sonst keiner, dessen Liebe und Treue dieselbe geblieben, seit dreißig Jahren. Littof habe seinen W

aufrecht erhalten, wenn er verzagen wollte und ohne ihn wären wir heute nicht hier.

Wiegand ging auf Littof zu und umarmte ihn; Littof war so gerührt, daß er nur wenige Worte sprechen konnte. —

Nun sprach auch niemand mehr. — —

Bis 11 Uhr blieb Wiegand mit den Freunden vereint; dann verließ er die Versammlung, die ihm unter Hochrufen das Geleite gab.

Das fröhliche Völkchen der Künstler blieb am längsten beisammen; wie lange, ist schwer zu bestimmen.

Es war die Feier nach einer großen gewonnenen Schlacht, ein Sieges- und Friedensfest der Kunst.

* * *

Samstag Mittag herrschte in der „Sonne" unter den Künstlern und Festgästen große Aufregung; man wußte nicht, wer die Nachricht zuerst gebracht, aber das wußte man, daß sie wahr, leider nur zu wahr sei. Herr W., der Vertreter einer der Hauptrollen, wollte plötzlich abreisen.

Seit beinah zwei Monaten schon hatte er sein Quartier in der ‚Sonne'. Heute früh — nicht mehr sehr früh, denn die Sonne stand schon längst am Himmel, war er in ziemlich angeheitertem Zustande heimgekehrt, und hatte sich geräuschvoll schlafen gelegt; aber wie es schien, war dieser Schlaf kein sehr tiefer gewesen, denn als um 11 Uhr ein Diener aus der Villa Wiegand kam, ihn zu Carl zu holen, war er sofort munter und bereit, ihrem Rufe zu folgen.

Die Unterredung schien nicht lang, aber desto stürmischer gewesen zu sein; denn, in das Hotel heim-

gekehrt, war sein erstes, seine Rechnung zu verlangen und dem Wirt und allen denen, die es hören wollten, zu erklären, daß er heute abend noch B. verlasse.

„Aber lieber Herr W., das ist ja nicht möglich, die Festspiele können ja ohne Ihre Mitwirkung nicht weiter geführt werden."

„Das ist mir ganz gleichgültig, das hätte sich Frau Cari früher überlegen müssen. Glaubt sie denn einen Schuljungen vor sich zu haben, den sie nach Belieben auszanken kann? Mein Privatleben geht sie so wenig wie sonst jemand etwas an."

„Aber um Gottes Willen, wer hat Ihnen denn etwas zu leid getan? Der Meister schätzt Sie ja fast am meisten von allen Künstlern, erst gestern Abend haben Sie es ja noch gehört."

„Ja der Meister! aber die „Meisterin", so will sie ja jetzt wohl genannt sein, und es gibt wirklich einige solche Dummköpfe, die sie so nennen, blos um bei ihr „lieb Kind" zu sein — also die „Meisterin" fand es angemessen, mir heute eine Moralpauke über mein Privatleben zu halten — sie mir!! Ich wollte allerdings diese Nacht ein reizendes kleines Bürgermädel heimbringen — ich war ein bischen stark angeheitert — und ihr Bräutigam verbat sich diese Begleitung; der junge Mensch hatte ja ganz Recht, ich hätte im umgekehrten Fall genau auch so gehandelt. Heute Nacht leider verfügte ich nicht über so viel Verstand, dies einzusehen — daran war nur der verfluchte Sekt schuld — kurz wir kamen ein wenig aneinander. Wer die Geschichte nun Frau C hinterbracht hat, weiß ich nicht, ist mir auch ziem gleichgültig, nur soviel weiß ich, daß ich mir von

„Meisterin" nichts sagen lasse; von ihr am letzten. Lächerlich, wenn die Moral predigen will! Wer in einem Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen um sich werfen, das möge sich die Gnädige merken; und das habe ich ihr auch ziemlich deutlich gesagt."

Herr W. hatte kaum ausgeredet, als ein Kellner auf ihn zustürzte, ihm zu melden, daß Wiegand vorgefahren und ihn dringend zu sprechen wünsche.

Diese Unterredung dauerte sehr lange, als aber Wiegand den Künstler verließ, war der Friede vollkommen hergestellt und von keiner Abreise mehr die Rede. W. hatte versprochen am Abend zum großen Empfang in der Villa Wiegand zu erscheinen und dort Cari Gelegenheit zu geben, sich mit ihm wieder auszusöhnen.

* * *

Die Villa Wiegand erglänzte im höchsten Festschmuck. Bunte Laternen erleuchteten die Gänge des Gartens und zeigten den Equipagen den Weg, die in fast ununterbrochener Reihe sich folgten, und vor dem Portal bei der Büste des Königs hielten. Aber auch viele Fußgänger schlüpften dazwischen hindurch.

Die Partere-Räume waren heute sämtlich geöffnet — in die obere Etage gelangte überhaupt Niemand, der nicht zum Hause gehörte. Mitten im Musiksaal stand der Flügel; Littofs Salon war Jedermann offen, ebenso das gegenüberliegende Speisezimmer, in dem ein großes kaltes Buffet aufgestellt war, und Tee, Eis und Bier serviert wurde. Der Hauptsaal, der dem Eingang gerade gegenüberliegt, hinter dem Musiksalon, war Wiegands Arbeitsraum, da, wo er sich am meisten aufhielt; hier arbeitete er auch zeitweise, obgleich sein eigentliches

Künstler-Atelier in der oberen Etage sich befand, aber Niemand zugänglich war.

Der große Raum unten, in dem Wiegand arbeitete, trug den Charakter einer Bibliothek und Kunstsammlung.

Rechts und links vom Eingang breiteten sich an den Wänden große offene Schränke mit einer kostbaren Bücher- und Notensammlung aus, die lauter ausgewählte Werke enthielten. Das Möblement war bunt und malerisch. Antike, geschnitzte Armsessel wechselten mit orientalischen Polstersitzen, venetianische mittelalterliche Stoffe mit persischen Teppichen; auch das riesige Fell eines Eisbären fehlte nicht. Auf Konsoltischen standen echte Majolikavasen neben Bronzen aller Art. Ein kleiner vergoldeter Tisch war mit einer Glasplatte bedeckt, welche die wunderbarsten Schmetterlinge Brasiliens und Indiens schützte. Palmen und große Blattpflanzen standen in den Nischen. In dem Rundbau, welcher den Bibliothekraum abschloß und den Blick nach dem hinteren Garten öffnete, stand Wiegands Schreibtisch mit den kostbarsten Schreib-Requisiten aus Gold, Malachit und Lapis Lazuli; eine prachtvoll gestickte Atlas-Mappe lag darauf. Die Wände schmückten die Bilder des Königs, Göthes, Schillers, Beethovens und Schopenhauers, Bilder von Lenbach und Mackart.

Wiegand, Cari und Littof empfingen. Wer heute Cari sah, der wußte, daß sie glücklich sei, daß sie erreicht was sie gewollt, daß ihr Ehrgeiz befriedigt und daß sie mit keinem Gedanken mehr an den armen Hans von Berkow dachte, dem sie so bitteres Leid zugefügt, dess Leben sie für immer vernichtet.

Littof machte die musikalischen Honneurs; er se

sich an den Flügel und phantasierte frei. Er spielte wie immer großartig — gewaltig. Alles war entzückt. —

Nach und nach zerstreute sich die Gesellschaft in die Salons, doch wurde sie bald ersichtlich kleiner. Man hatte sich bei Wiegand gezeigt, hatte den Meister gesehen, Littof spielen hören und konnte damit zufrieden sein, wohl auch damit groß tun oder darüber berichten; denn an „Federn" fehlte es an diesem Abend wahrlich nicht; es waren außer Deutschen und Österreichisch-Ungarischen auch Französische, Englische, Italienische, Russische und Amerikanische da.

Noch vor Mitternacht verließen die letzten Gäste die gastliche Villa. — — —

Es folgten noch zwei Cyclen und dann war die kleine markgräfliche Residenz wieder einsam und verlassen — aber nicht vergessen, denn was man dort gehört, blieb jedem unvergeßlich — — und jeder wußte, daß ein Wiederkommen sicher war.

Der Zauber dieser Festspiele wirkte wie der der Fontana Trevi in Rom. Man nimmt das Heimweh mit fort und kommt immer wieder. Wiegand stand jetzt auf dem Gipfel seines Ruhmes und diesen Ruhm teilte Cari mit ihm an seiner Seite als seine rechtmäßige Gattin! — Ihre stolzesten Wünsche waren erfüllt — ihr Ehrgeiz befriedigt. Ob sie wohl nie — nie mehr an den von ihr verratenen und verlassenen Gatten dachte?

Man weiß, das eigene Glück beraubt einem der Fähigkeit, der andern Leid und Schmerz zu verstehen. So mag es auch Cari ergangen sein. — — — — — —

Druck von W. Hoppe in Borsdorf-Leipzig.

turalismus herzlich satt. Nach all' der brutalen und raffinierten Sinnlichkeit, nach all' dem sozialen Elend, dem Fabrikruß, dem Arbeitsschweiß sehnt man sich nach jener Ansicht der Wirklichkeit, wie sie der Dichter sieht, nach einem neuen Märchenland!

Man will auch wieder einmal Heldentum! Der faule Friede zwischen der Aristokratie des Geistes und der des „braunen Lappens" beginnt uns anzuwidern. Man wünscht der Kunst, die dem Golde fröhnt, endlich wieder ein freies Aufatmen. Und man späht mit täglich vermehrter Spannung nach dem Genius aus, der mit Feuer und Schwert unter all' die Erbärmlichkeit fahren soll.

Dieser von Leidenschaft und tiefen Empfindungen getragene Roman wagt den Traum von jener neuen, heiß ersehnten Offenbarung des Genius zu träumen und so den Weg zu ebnen, dem, der da kommt!

Der Werkenthin'sche Roman ist ein fein ausgearbeitetes Kunstwerk. Ein leiser Humor, Gedankenreichtum, fortreissender Schwung, Fülle des Gebotenen, dramatische Beweglichkeit und Knappheit, Spannung von Anfang bis zu Ende zeichnen ihn aus, diesen nun endlich erschienenen

Gegenwartsroman mit idealistischem Vorzeichen!

Braunschweig, im Juni 1904.

Die Verlagsbuchhandlung

von

Richard Sattler

(gegründet 1883)

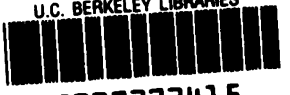
6/13 2

Druck von W. Hoppe in Borsdorf-Leipzig.

ML3925.P58

C037373415

U.C. BERKELEY LIBRARIES



C037373415

DATE DUE

Music Library
University of California at Berkeley